Res.
BHS
XI
81-4

Rec
BHS XI 81-4

Bayerische Berg-, Hütten- u. Salzwerke
XI 81
Aktiengesellschaft

Bilder-Atlas

zum

Converſations-Lexikon.

Ikonographiſche Encyklopädie

der

Wiſſenſchaften und Künſte.

Entworfen und nach den vorzüglichſten Quellen bearbeitet

von

Johann Georg Heck.

BAYER. STAATSBIBL. MÜNCHEN

Vierte Abtheilung:

Völkerkunde der Gegenwart.

Mit 42 Tafeln.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1849.

BAYER.
STAATSBIBL.
MÜNCHEN

Inhalt der vierten Abtheilung.

Völkerkunde der Gegenwart.

Seite

Einleitung ... 1

Die Völker Europas ... 5

Die deutſchen Völker ... —

Die Skandinavier (Skanden=Auer) ... 20

Das engliſche Volk ... 22

Die Ruſſen ... 23

Die Bewohner des türkiſchen Reichs ... 35

Die Griechen ... 37

Die Italiener ... 38

Die Spanier und Portugieſen ... 40

Die Bewohner Frankreichs, Belgiens und der Niederlande ... 41

Die Völker Aſiens ... 42

Die Kurden ... 43

Die Perſer ... —

Die Araber ... 45

Die Beludſchen ... 47

Die Afghanen ... —

Die Hindus ... 48

Die Hinterindier ... 51

Die Usbeken ... —

Die Chineſen ... —

Die Siamer ... 58

Die Japaner ... —

Die Völker Afrikas ... 60

Die Mauren ... —

Die Abyſſinier ... 61

Seite

Die Fezzaner und die Biſcharihn ... 62

Die Bewohner Aegyptens ... 63

Die Berbern ... 64

Die Neger ... —

Die Völker Amerikas ... 73

Die Eskimos ... —

Die Grönländer ... 75

Die Indianer Nordamerikas ... —

Die Bewohner Mittelamerikas ... 83

Die Indianer und die übrigen Bewohner Südamerikas ... —

Die Negerſklaven in Amerika ... 93

Die Völker Oceaniens ... —

Die Bewohner der Carolinen oder Neu=philippinen ... 96

Die Hawaier und Sandwichsinſulaner überhaupt ... —

Die Neuſeeländer ... 97

Die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln ... 99

Die Bewohner der Amboinen ... 100

Die Bewoher der Philippinen ... —

Die Bewohner der Marianen ... 101

Die Bewohner der Freundſchaftsinſeln ... 102

Die Bewohner der Schifferinſeln ... 103

Die Auſtralier oder Neuholländer ... —

Zur Nachricht.

Es gehören zu dieſer vierten Abtheilung 42 Tafeln, die nach dem unten-ſtehenden Verzeichniß zu ordnen ſind.

Die großen Zahlen weiſen auf die Nummern der Tafeln hin, wie dieſe bezeichnet ſind, und der Text bezieht ſich allein auf dieſelben; die unter den großen Zahlen ſtehenden kleinern Zahlen aber weiſen nach, welche Folge die Tafeln in der ſyſtematiſchen Ordnung einzunehmen haben.

Mit welcher Lieferung die Tafel ausgegeben worden iſt, läßt ſich leicht aus den Umſchlägen erſehen, auf denen ſtets angegeben ſteht, welche Tafeln in derſelben enthalten ſind.

Die an der obern Seite der Tafeln befindlichen Bezeichnungen (z. B. VIII. A. 1.) beziehen ſich auf die wiſſenſchaftliche Anordnung des ganzen Werks und ſind für das Legen der Tafeln von keiner Bedeutung.

Verzeichniß der Tafeln der vierten Abtheilung.

Völkerkunde der Gegenwart.

Die Völker Europas (IV. A. 1.—IV. A. 2.—IV. A. 3. und IV. B. 1.), mit 13 Tafeln, als: 110 (1), 263 (2), 336 (3), 158 (4), 125 (5), 167 (6), 190 (7), 214 (8), 222 (9), 34 (10), 202 (11), 116 (12), 25 (13).

Die Völker Aſiens (IV. A. 3. und IV. B. 2.), mit 12 Tafeln, als: 93 (14), 65 (15), 111 (16), 101 (17), 4 (18), 341 (19), 371 (20), 319 (21), 55 (22), 81 (23), 79 (24), 94 (25).

Die Völker Afrikas (IV. B. 3. und IV. B. 4.), mit 3 Tafeln, als: 372 (26), 367 (27), 395 (28).

Die Völker Amerikas (IV. A. 5. und IV. B. 4.), mit 9 Tafeln, als: 191 (29), 70 (30), 112 (31), 170 (32), 160 (33), 117 (34), 126 (35), 142 (36), 102 (37).

Die Völker Oceaniens (IV. B. 5.), mit 5 Tafeln, als: 311 (38), 295 (39), 299 (40), 271 (41), 357 (42).

Völkerkunde der Gegenwart.

Taf. 4, 25, 34, 55, 65, 70, 79, 81, 93, 94, 101, 102, 110, 111, 112, 116, 117, 125, 126, 142, 158, 160, 167, 170, 190, 191, 202, 214, 222, 263, 271, 295, 299, 311, 319, 336, 341, 357, 367, 371, 372, 395.

Einleitung.

Da bei der Wahl der Abbildungen der Völker der Gegenwart weniger auf hiſtoriſche Beziehungen Rückſicht genommen iſt, als in der dritten Abtheilung, ſo werden wir in gegenwärtiger vierten Abtheilung den bisher betretenen Weg verlaſſen und weniger der Geſchichte als vielmehr dem Charakter, den Sitten und Gewohnheiten der Völker unſere Aufmerkſamkeit widmen. Ehe wir jedoch zur beſondern Schilderung der einzelnen Völkern übergehen, ſei es erlaubt, mit Hinweiſung auf Taf. *110*, einige Worte über die Grundtypen des Menſchengeſchlechts vorauszuſchicken.

Nehmen wir auch an, daß alle Menſchen die Nachkommen eines gemeinſamen Stammpaares ſind, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß die zahlreichen Völkerſtämme nicht nur in Sprache und Sitten, ſondern auch in gewiſſen phyſiſchen Grundzügen ſich voneinander unterſcheiden, dieſe ſich auch rein von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben, wenn ſie nicht durch Vermiſchung verſchiedener Stämme modificirt wurden, ſo verſchieden ſie aber auch erſcheinen, ſich doch nur auf wenige Typen zurückführen laſſen. Nach dieſen Typen haben nun die Naturforſcher die Menſchen in mehr oder weniger Raçen eingetheilt, je nachdem ſie eben mehr oder weniger ſolcher Typen annahmen. **Cuvier** ſtellte nur drei Raçen auf, und da über dieſe bereits in der I. Abtheilung S. 494f. ausführlich geſprochen worden iſt, wollen wir hier nur das Wichtigſte wiederholen. Die **kaukaſiſche Raçe** zeichnet ſich durch das ſchöne Oval ihres Kopfes, durch eine freie Stirn, vorragende Naſe und wenig oder gar nicht vorſtehende Backenknochen aus. Die Ohren ſind klein und dicht anliegend, die Zähne ſtehen vertical, die Kiefern ſind mittelſtark, das Kinn iſt wohl gebildet. Haare und Geſichtsfarbe variiren ſehr; erſteres iſt jedoch gewöhnlich lang und ſchlicht, ſeltener kraus. Die **mongoliſche Raçe** zeichnet ſich durch einen großen, am Scheitel erhöhten Kopf, ſowie durch ihre vorſpringenden Wangenknochen, ihr plattes, breites Geſicht, ſchmale und ſchiefliegende Augen, aufgetriebene Augenlider, plattgedrückte Naſe mit weiten Naſenlöchern, große, weite Ohren, weiten Mund, geradſtehende Zähne, faſt bartloſes Geſicht und ſchlichte, ſchwarze, ſtraffe Kopfhaare aus. Die Hautfarbe iſt gelblich oder olivenbraun. Die **Negerraçe** endlich hat einen von den Seiten zuſammengedrückten Kopf, mit großen, vorragenden Kiefern, deren Zahnhöhlenrand ſchief nach vorn gerichtet iſt, wodurch auch die Zähne eine ſchiefe Richtung erhalten. Die Stirn iſt ſchmal, Backenknochen und Jochbogen ſind hervorragend, die Lippen aufgeworfen, Naſe plattgedrückt, mit weiten Naſenlöchern; Haar meiſtens wollig und filzig verworren, zuweilen kraus oder ſtraff und lang; Bart gewöhnlich dünn und ſteif. Hautfarbe ſchwarz bis zu gelblichbraun. Die verſchiedenen Völkerſtämme vertheilte nun **Cuvier** auf folgende Weiſe unter dieſe drei Raçen:

- **Kaukaſiſche Raçe**
  - Armenier
    - Aſſyrier.
    - Chaldäer.
    - Araber.
    - Phönizier.
    - Hebräer.
    - Abyſſinier.
    - Aegypter?
  - Indier
    - Sanſkrit. Stamm
      - Alte Perſer.
      - Hindus.
    - Pelasgiſcher Stamm
      - Kelten?
      - Griechen.
      - Latiner.
    - Gothiſcher Stamm
      - Deutſche und Holländer.
      - Engländer.
      - Dänen und Schweden.
    - Slawiſcher Stamm
      - Ruſſen.
      - Polen.
      - Böhmen.
      - Wenden.
  - Scythen u. Tataren
    - Parther.
    - Türken.
    - Finnländer.
    - Ungarn.
- **Mongoliſche oder altaiſche Raçe**
  - Kalmücken.
  - Kalkas-Mongolen.
  - Mandſchus.
  - Japaneſen und Koreaner.
  - Sibirier
    - Samojeden.
    - Lappländer.
    - Eskimos.
- **Neger- oder äthiopiſche Raçe**
  - Kaffern.
  - Fulahs.
  - Mandingos.
  - Fellatahs.
  - Hamburas.
  - Madagaſſen.
  - Neger von Mittelafrika.
  - Hottentotten.
  - Buſchmänner.

Cuvier ſcheint wegen der nicht zu verkennenden Uebereinſtimmung geneigt zu ſein, die ameri-

kaniſchen Völkerſtämme zu der mongoliſchen Raçe zu zählen. Dieſe Stämme laſſen ſich auf folgende drei zurückführen:

1) Columbiſcher Stamm: Bewohner der Ebenen vom Lorenzſtrom bis zum 45° der Oſtküſten von Mexico, der Antillen, Terra Firma, Guyana und des Gebiets von Kumana, ſowie die Canadier, die Eingeborenen von Yukatan, Honduras, die Karaiben u. ſ. w.

2) Amerikaniſcher Stamm: Bewohner der Ebenen am obern Orinoco, am Amazonenſtrom, von Braſilien, Paraguay und des innerſten Theils von Chili.

3) Patagoniſcher Stamm: Eingeborene von Patagonien.

Auſtralien, zu dem außer Neuholland der ganze indiſche Archipel oder Polyneſien und die Inſeln der Südſee oder Oceanien gehören, beſitzt keine eigenthümliche Menſchenbevölkerung; es ſind vielmehr alle drei Raçen hier vereinigt. Zu den Auſtralkaukaſiern gehören die Malaien im indiſchen Archipel, die Bewohner der Marianen, Karolinen, Freundſchafts- und Geſellſchaftsinſeln, die von Neuſeeland, von den Pelew-, Sandwich-, Marqueſasinſeln u. ſ. w. Die Auſtralmongolen bewohnen ebenfalls die Karolinen, die Nikobaren und Neuguinea. Zu den Auſtralnegern endlich gehören die Neuholländer, Alfurus, die Eudamener in Neuguinea und die Papuas.

Taf. 110 gibt eine Ueberſicht der Raçen, indem auf derſelben verſchiedene Völkerſtämme aller drei Raçen abgebildet ſind. *Fig. 1* erblicken wir einen Mitteleuropäer in der Tracht der höhern Claſſen, und zwar vom gothiſchen (teutoniſchen) Stamme, der ſich in ſeiner Reinheit durch blaue Augen, helles Haar, weiße, ſanft geröthete Hautfarbe und hohen Wuchs auszeichnet und meiſt dicht an den Körper anſchließende Kleidung trägt. *Fig. 2* ein Grieche in der Palikarentracht, dem pelasgiſchen Stamme angehörend. Der Schädel der Griechen, welche der Typus des genannten Stammes ſind, iſt ſehr ausgebildet, die Stirn erhebt ſich in kühnem Bogen, und von oben angeſehen, bedeckt die Wölbung des vordern Theils des Schädels ganz das Geſicht, ſodaß der Geſichtswinkel beinahe ein rechter Winkel iſt. Das Geſicht iſt klein, mit rundem Umriſſe, und alle Theile ſtehen in ſchöner Harmonie zueinander. Das Haar der Griechen iſt dunkel und fließend, die Haut weiß und mehr oder weniger mit Oliven- oder düſterm Braun durchdrungen; die Augen ſind groß, von Augenbrauenbogen überſchattet, die mehr eine gerade Querlinie als wirkliche Bogen bilden; die Naſe iſt gerade oder faſt Adlernaſe, in einer Richtung, mit einer nur geringen Vertiefung zwiſchen den Augen, von der Stirne ſich fortſetzend; der Wuchs endlich iſt ein mittler. *Fig. 3* ein Türke in alter Nationaltracht. Die Türken werden von den meiſten Schriftſtellern dem Tatarenſtamme zugezählt. Dieſer hat eine kräftige und athletiſche Geſtalt, etwas kurze und gekrümmte Beine, dunkel olivenfarbene Haut; der Obertheil des Geſichts iſt breit und platt, die Augen ſind klein, tiefliegend und weit voneinanderſtehend, die Augenlider dick; die Naſe iſt ſehr eingedrückt; die Backenknochen ſind vorragend; das Haar iſt lang, ſchlicht und ſchwarz; die Augenbrauen ſind buſchig, und der Bart, beſonders auf der Oberlippe, iſt dick. Die Türken ſind unſtreitig ein Miſchlingsvolk aus Tataren und Mongolen, haben aber veredelte Formen durch ihre ſpätere Vermiſchung mit den Mingreliern, Georgiern, Tſcherkeſſen und Griechen erhalten. Ihre Stirn iſt gerade und tritt nicht ſo kühn hervor wie bei den Griechen, doch iſt ſie ſchön gebildet; die Augenbrauen und der Raum zwiſchen den Augen iſt vorragend; die Naſe iſt lang und adlerartig, in einer Richtung mit der Stirn fortlaufend. Die großen Augen ſtehen weit voneinander, und innerer und äußerer Winkel derſelben ſtehen auf derſelben Höhe. Die Oberlippe iſt kurz, das Kinn voll, aber der Abſtand des Kinnes vom Winkel des Unterkiefers ſehr unbedeutend. Das Geſicht, von vorn angeſehen, iſt lang und wird unter den ziemlich hervortretenden Wangenbeinen ſchmal. Von der Seite geſehen, iſt die Linie von der Stirn über die Naſe zum Kinn ſenkrecht, da der Geſichtswinkel 90° oder faſt 90° hat. Der Bart iſt voll und fließend, der Ausdruck der Phyſiognomie ernſt und würdevoll. Der Schädel des Türken hat einen kugelförmigen Umriß und das große Hinterhauptsloch liegt nahe am Hintertheile der Schädelbaſis. Taf. 110 *Fig. 4* ein Koſack vom Don. Die Koſacken vom Don und der Wolga gehören demſelben Stamme an, ſcheinen jedoch aus einer Vermiſchung der Tataren mit Slawen hervorgegangen zu ſein. Die Augenhöhlen des Schädel ſeines doniſchen Koſacken ſind ſehr tief, breit und niedergedrückt, die Naſenöffnung iſt weit, die Augenbrauenrücken ſind kühn vorſpringend und begegnen ſich an der Stelle zwiſchen den Augen. Der Winkel des Unterkiefers iſt nach außen gekehrt und uneben durch die Andeutung des Kaumuskels. Das Hinterhauptloch iſt eng; das Hinterhauptbein iſt ſehr dick, und der ganze Schädel iſt von marmorgleicher Dichtigkeit und Politur. *Fig. 5* ein Perſer aus den höhern Ständen. Der ſanſkritiſche Stamm, dem die alten Perſer zuzuzählen ſind, iſt mittelgroß oder unter Mittelgröße, von zarter, ſchlanker Geſtalt, mit gerader, ſchön gebildeter Naſe, mittelmäßigem Munde, dünnen Lippen und rundem Kinne. Die Augen ſind groß, mit gewölbten Augenbrauen und langen Wimpern. Die Hornhaut iſt gewöhnlich etwas gelb. Die Kopfhaare ſind lang, ſchwarz, fein und glänzend. Der Schädel iſt von leichtem, feinem Bau, beinahe rund, mit einem vorragenden Hinterkopfe und kleinen Backenknochen. Die heutigen Perſer haben viel von dem armeniſchen (ſemitiſchen) Zweige angenommen, zu dem der *Fig. 7* abgebildete Araber (Beduine) gehört. Dieſer Zweig hat ein ovales Geſicht mit einem ſpitzigen Kinne, eine hohe Stirn, nicht breite Adlernaſe, große, dunkle Augen, gewölbte Augenbrauen, wohlgebildeten Mund und langes, ſchwarzes Haar;

Kennzeichen, welche bei dem Araber am deutlichſten ausgeprägt ſind. Die Kabylen (Kabeilen), das ſind Berber in Algier und Tunis (Taf. 110 *Fig.* 8 u. 9), gehören ebenfalls hierher. Sie werden auch Dſchebalis, d. i. Bergbewohner, von den arabiſch-mauriſchen Städtebewohnern genannt, in Tunis heißen ſie aber auch Suaven (Zouaves). Es iſt ein ſchöner Schlag von Menſchen, in ihren Sitten mit den Beduinen verwandt. Die Hindus (*Fig* 6 ein Hindu aus der Volksclaſſe) haben einen mittelmäßigen Wuchs oder ſtehen noch unter Mittelgröße, ihre Hautfarbe iſt gelb, mit einem Anflug von Bronzefarbe, ihre Geſtalt iſt zart und ſchlank, die Naſe gerade und ſchön gebildet, nie abgeplattet, nie mit offenen Naſenlöchern; der Mund iſt mittelmäßig, die Lippen ſind dünn; das Kinn iſt rund, gewöhnlich mit einem Grübchen, die Augen groß, mit gewölbten Augenbrauen und langen Wimpern. Die Iris iſt gewöhnlich ſchwarz, das Weiße im Auge geht ins Gelbe über; Ohren mittelgroß und ſchön geformt; Hände und Füße klein; Haut dünn; Kopfhaar lang, ſchwarz, fein und glänzend; Bart unvollſtändig, ausgenommen an der Oberlippe. Die Neuſeeländer, welche dem auſtralkaukaſiſchen Stamme angehören und von denen wir *Fig.* 22 einen abgebildet ſehen, werden wir ſpäter ausführlicher beſprechen. Die *Fig.* 10—13 abgebildeten Völkerſtämme gehören der mongoliſchen Raçe an. Die Kalmücken (*Fig.* 10 ein Kalmücke in Kriegertracht) haben gewöhnlich dünne, magere Glieder, einen ſelten korpulenten Körper, einen kurzen Hals, als vorzüglich charakteriſtiſche Züge aber ſchiefſtehende Augen, deren innerer Winkel, gegen die Naſe herabgehend, ein wenig geöffnet und fleiſchig iſt. Die Augenbrauen ſind ſchwarz, dünn, und bilden einen niedrigen Bogen; die Naſe iſt gewöhnlich abgeplattet und gegen die Stirn hin eingedrückt; die Backenknochen ragen vor; Kopf und Geſicht ſind rund, Lippen dick und fleiſchig, das Kinn kurz, Zähne ſehr weiß, bis ins hohe Alter ſchön und geſund bleibend. Die Ohren ſind ſehr groß und ſtehen ab. Die Eigenthümlichkeiten des Schädels der Mongolenraçe beſtehen in der Kugelform des Hirnſchädels, in der Plattheit und Weite der Stirn, der Breite und Abplattung des Geſichts und in der Kühnheit der Jochbogen. Die Augenhöhlen ſind groß, aber der Augenbrauenrand nur wenig ausgedrückt. Der Zahnzellenrücken iſt vorn ſtumpf gewölbt und das Kinn etwas vorragend. Auch die Chineſen (*Fig.* 11) ſind mongoliſchen Urſprungs; doch vermuthet Davis, daß in früher Zeit eine Colonie aus Indien ſich in China niederließ und mit den Urbewohnern und mongoliſchen Eroberern vermiſchte. Das kleine Auge, elliptiſch an ſeinem Winkel zunächſt der Naſe, iſt den Chineſen wie den Tataren eigen; ſie haben auch beide daſſelbe ſpitzige Kinn und die vorſtehenden Backenknochen. Ihre Farbe iſt mehr oder weniger braungelb, je nachdem die Leute dem Einfluſſe des Klimas ausgeſetzt ſind; Gliedmaßen gut proportionirt, aber der Kopf dick; Bart ſchwach; Haare ſchlicht, glatt anliegend, grob und ſtets ſchwarz. Zu der mongoliſchen Raçe gehören auch viele Völkerſchaften, welche die Wildniſſe Sibiriens bewohnen, nördlich der Altaikette bis zur Küſte des Nordmeers, die Einwohner von Korea, Kamtſchatka und den naheliegenden aleutiſchen Inſeln, die Tunguſen, Samojeden und Oſtjäken, ſowie auch die Grönländer und Eskimos von Nordamerika. Taf. 110 *Fig.* 12 geben wir die Abbildung eines Samojeden und *Fig.* 13 die eines Eskimos. Das Haar der Samojeden iſt lang, rauh und ſchwarz, das Geſicht flach und breit, die Backenknochen ſind vorragend, die Augen lang, eng geſchlitzt und ſchief; die Naſe eingedrückt, der Mund groß, der Bart ſehr dünn, die Hautfarbe dunkelbraun, Statur klein, aber unterſetzt, und die untern ſtarken Gliedmaßen erſcheinen unverhältnißmäßig kurz. Die Eskimos aber haben hohe Backenknochen, breite Stirn, plattes Geſicht, enggeſchlitzte Augen mit langen Winkeln, ſo klein, daß kaum das Weiße ſichtbar iſt, einen großen Mund, eingedrückte Naſe, dunkelgelbe oder braune Hautfarbe und ſchlichtes, ſchwarzes Haar. Die Männer ſind von mittlerm Wuchſe oder klein, aber unterſetzt; Hände und Füße ſind klein. Außer dieſen zuletztgenannten Völkern bietet uns Amerika eine eingeborene Bevölkerung dar, welche ſich in viele Völkerſchaften und ſehr zahlreiche Stämme theilt, die ſich von den nördlichen Breitegraden am Polarkreiſe bis zum Feuerlande im Süden erſtrecken. Wir haben von ihnen *Fig.* 17 einen Charruaindianer, *Fig.* 19 u. 20 Rabenindianer und *Fig.* 21 Californier abgebildet. Die Indianer haben im Allgemeinen eine kräftige, breite und nicht hohe Geſtalt. Die Bruſt iſt breit, der Hals kurz und dick, der Unterleib ſehr vorragend, die Gliedmaßen ſind kurz; die Unterſchenkel nicht kräftig, die Waden namentlich dünn, aber die Arme rund und muskulös. Der Fuß iſt hinten ſchmal und vorn ſehr breit; die große Zehe iſt von den andern abgeſondert, die Hände ſind faſt immer kalt und die Finger verhältnißmäßig dünn; die Nägel ſind ſehr kurz; die Färbung der Haut iſt kupferroth, die Kinder ſind jedoch gelblich, wie Mulatten, kranke Perſonen bräunlichgelb, auch iſt die Dunkelheit der Farbe bei Denen bedeutender, welche beſonders kräftig und thätig ſind und ſich viel in der freien Luft aufhalten. Ihre Haut iſt fein, ſanft und glänzend und der Sonne ausgeſetzt, ſehr zum Ausdünſten geneigt. Das lange, grobe, ſtraffe, glänzende Haar hängt in dicken, unordentlichen Maſſen herab, der Bart der Männer iſt im Allgemeinen dünn, bei Einigen jedoch dick. Der Scheitel des Kopfes und die Backenknochen ſind breit, entſprechend der Breite der Bruſt, die Stirn iſt niedrig, die Schläfe ſind vorſtehend, oben eng und ſehr zurückweichend. Der Hintertheil des Kopfes hängt nicht ſo tief herab als bei dem Neger. Das Geſicht iſt breit und eckig und ragt weit weniger vor als bei dem Neger, aber mehr als bei dem Kalmücken und Europäer. Die kleinen, niedlichgebildeten Ohren ſind etwas

nach außen gekehrt. Das Auge iſt klein und dunkelbraun, ſeitwärts geſtellt, den innern Winkeln der Naſe zugewendet; die Augenbrauen ſind dünn und in der Mitte ſehr hoch; die Naſe iſt kurz, aber eingedrückt, unten breit, aber nicht ſo aufgeſtülpt als bei dem Neger; die weiten Naſenlöcher ſtehen ſehr wenig vor; die Lippen ſind nicht ſo dick und aufgeworfen wie bei dem Neger, der Mund iſt kleiner und mehr geſchloſſen als bei dem Neger; die Zähne ſind weiß und die Vorderzähne ſehr breit und eben, die Augenzähne vorſtehend. Aus alledem geht hervor, daß der Indianer mehr andern Raçen, namentlich dem Chineſen und Kalmücken gleicht, als dem Neger. Die Charruaindianer von Buenos-Ayres, unter dem 40° ſüdl. Br., ſind faſt ſchwarz und ohne eine Beimiſchung von Roth. Die Oſageindianer (Taf. 110 *Fig. 18*) (Oſaſchen, eigentlich Waſaſchen) haben ihre Dörfer an den Quellflüſſen des Oſage und des Verdegris, eines nördlichen Zufluſſes des Arkanſas. Sie haben einen Theil ihres Gebietes an die Vereinigten Staaten abgetreten und ſind noch gegenwärtig ein zahlreicher und mächtiger Volksſtamm, der alle Nachbarn mit Krieg überzog. Die Raben- oder Krähenindianer (Crow- oder Upſarokanation) iſt ein Wandervolk ſüdlich vom Miſſouri, zwiſchen dem kleinen Miſſouri und den ſüdöſtlichen Zweigen des Gelbenſteinfluſſes (Yellowſtone River). Die Indianer Neucaliforniens ſind von wildem Ausſehen und von ſehr dunkler Farbe. Ihr flaches, breites Geſicht, aus dem große, wilde Augen hervorleuchten, beſchattet dicht ein langes, ſchwarzes Haar. Von der Negerraçe iſt *Fig. 14* ein Neger aus Guinea, *Fig. 15* ein Bouſſaneger, *Fig. 16* ein Hottentott und *Fig. 23* u. *24* ſind Papuas aus Oſtauſtralien und Vandiemensland abgebildet. Man hat die ſchwarzen Völkerſtämme Südaſiens und Auſtraliens zum Unterſchiede von den Negern Afrikas Negritos oder Auſtralneger, nach einem malaiiſchen Worte aber Papuas genannt, was ſo viel als Kraushaarige bedeutet. Letztern Namen führen aber auch die Eingeborenen der nordweſtlichen Küſte von Neuguinea insbeſondere, auch unterſcheidet man noch eigentliche Papuas von den gemiſchten, unter welchen man die verſteht, welche etwa die Mitte zwiſchen den echten Papuas und den malaiiſchen Anſiedlern halten. Die Geſtalt der Papuas iſt ſchön, ihr Aeußeres verräth Kraft und Lebendigkeit, ihre Haut iſt dunkelbraun mit Gelb gemiſcht, die Naſe etwas flach, der Mund groß, die ganze Form des Geſichts iſt ziemlich regelmäßig. Das Haar iſt im Allgemeinen kraus, ſtraff und ſehr dick. Einige Stämme von Neuguinea, Neubritannien und Neuirland laſſen es in langen, wallenden Ringeln auf die Schultern herabhängen, bei andern iſt es weit abſtehend und dem Kopfe einen ungeheuern Umfang gebend. Die Papuas gehen ganz nackt und verzieren ihre Schultern und Bruſt mit Schnitten in krummen oder geraden Linien. Sie haben auch den Gebrauch, ihre Köpfe mit einer Miſchung von Fett und Ocker zu bedecken, der ihr Haar und ganzes Geſicht roth macht. Bei den Bewohnern von Tasmanien oder Vandiemensland ſind die Charaktere der Papuas entartet. Ihr Haar iſt entſchieden wollig, die Naſe breit, die Naſenlöcher ſind nach der Seite hin weit offen; der Mund iſt groß, die Backenknochen ſind ſehr ausgebildet, die Augen lang und enge, der untere Theil des Geſichts iſt überwiegend, und die Farbe iſt matt ſchwarz. Die Bouſſaneger ſind ein Negerſtamm, der zu den Ejeoſern gehört, die den ſüdlichen Theil des unter der Herrſchaft der Fellatahs von Sorkatu ſtehenden hauſſaniſchen Reichs, zu beiden Seiten des Quorranigers, bewohnen. Unſere Abbildung (Taf. 110 *Fig. 15*) gibt das Bild des Königs von Bouſſa, welcher ſehr regelmäßige Geſichtszüge, auch nicht ſo dicke Lippen zeigt, als man ſonſt bei den Negern zu finden gewohnt iſt. Die Ejeoſer leiten übrigens ihren Urſprung von Bornu ab. Die meiſten Neger von Guinea zeigen vollkommen den Charakter der Negerraçe. Ihre Haut iſt dick, fühlt ſich ſammetartig an und ſondert einen übelriechenden Schweiß ab. Die Farbe iſt ſchwarz, und auch das krauſe Wollenhaar iſt in der Regel von dieſer Farbe. Nur die Völkerſtämme zwiſchen dem Cap Palmas und dem Cap der drei Spitzen (Elfenbeinküſte), ſowie die von letzterm Cap bis zum Rio Volta (Goldküſte), namentlich die Quaquas, Buntakis, Aſhantis, Fantis, Intas u. ſ. w., haben ſehr wenig von einer Negerphyſiognomie, dagegen mehr indiſche oder faſt regelmäßige griechiſche Geſichtszüge. Die Hottentotten ſind nach Barrow wohl proportionirt, gerade und von mehr zartem als muskulöſem Umriſſe; ihre Gelenke und Gliedmaßen ſind ſehr klein, ihr Geſicht iſt häßlich, aber bei verſchiedenen Familien verſchieden. Einige haben ſehr platte Naſen, Andere bedeutend hohe; ihre Augen ſind dunkelkaſtanienbraun, lang und eng geſchlitzt, ſtehen weit auseinander, und der innere Winkel iſt rund wie bei den Chineſen, mit denen überhaupt der Hottentotte viel Aehnlichkeit hat. Die Backenknochen ſind hoch und hervorragend und bilden mit dem ſchmalen, ſpitzigen Kinn beinahe ein Dreieck; ihre Zähne ſind ſehr weiß. Die jungen Frauen ſind wohlgefällig und gut gebaut, die Bruſtwarze iſt ungewöhnlich groß und die Bruſt ſehr hoch, aber bald nach der Geburt des erſten Kindes wird ſie loſe und hängt herab, und zwar bei hohem Alter ſehr tief. Der Unterleib ſchwillt an, und der Hintertheil iſt mit einer dicken Maſſe reinen Fettes bedeckt. Burchell beſchreibt ſie auf ähnliche Weiſe. „Hände und Füße“, ſagt er, „ſind klein, die Augen ſo ſchräg, daß Querlinien, durch die Winkel derſelben gezogen, nicht auf derſelben Ebene zuſammenfallen, ſondern zuweilen ſich auf der halben Naſe erſt durchſchneiden würden; das Geſicht zwiſchen den beiden Backenknochen iſt platt; der Naſenrücken iſt kaum bemerkbar, die Spitze der Naſe aber breit und abgeplattet; die Naſenlöcher ſind auseinandergequetſcht; das Kinn iſt lang und geht

nach vorn; die ſchmale Geſtalt des untern Geſichts iſt auch ein Merkmal dieſer Raçe.“ Das Haar wächſt in kleinen, krauſen Knoten, Büſcheln, oder ſtrangartigen, langen Locken, die in gewiſſer Entfernung voneinanderſtehen und vom Haarkamme nicht durchdrungen werden können. Die Hautfarbe iſt ledergelb oder blaß gelbbraun. Sparrmann verglich die Farbe mit der der Gelbſucht.

Die Völker Europas.

In Europa leben zwanzig verſchiedene Völkerſtämme, die aber alle, außer den zur mongoliſchen Raçe gehörenden Lappen, Finnen und Kalmücken, zu einer Raçe, der kaukaſiſchen, gehören. Drei dieſer Volksſtämme zeichnen ſich ſowol durch ihre geiſtige Bildung, als auch durch ihre Zahl und Macht beſonders aus. Der erſte iſt der griechiſch-lateiniſche, zu welchem die Arnauten, Albaneſen, Walachen, Griechen, Italiener, Franzoſen, Spanier und Portugieſen gehören, welche Töchterſprachen des Griechiſchen und Lateiniſchen ſprechen, ausdrucksvolle, zwangloſe Bewegungen, ſchwarze Augen, ſchwarze Haare, braune Geſichtsfarbe und ſcharf ausgeprägte Geſichtszüge zeigen, lebhaft, feurig, höflich, meiſt aber veränderlich und leichtſinnig ſind, den Leidenſchaften zugänglich und unermüdlich im Streben nach Befriedigung ihrer Wünſche und Begierden. In Speiſe und Trank ſind ſie jedoch mäßig. Beſondere Umſtände haben übrigens hier und da eine Abweichung hervorgerufen; ſo haben z. B. die Bewohner von Andaluſien und Algarve durch die Berührung mit Arabern und Mauren einen afrikaniſchen Anſtrich; der Feuergeiſt der Belgier und nördlichen Franzoſen iſt durch die Miſchung von Kelten und Germanen etwas gemildert worden, und Griechenland neigt ſich durch Berührung mit den Slawen etwas zur Gemüthsart dieſes Volksſtammes. Uebrigens bewohnen dieſe griechiſch-lateiniſchen Völker die ſüdlichen Inſeln und Halbinſeln Europas, Frankreich und Belgien, meiſt auf vulkaniſchem Boden am Mittelmeere. Die Religion iſt die katholiſche und griechiſche. Der zweite große Volksſtamm iſt der germaniſche oder centrale, welcher einen kräftigen Bau, mit weniger ſcharfen Zügen, meiſt blonde Haare und blaue oder graue Augen, eine mehr ruhige, ſteife Haltung und eine gewiſſe Behaglichkeit zeigt. In geiſtiger Hinſicht zeichnet er ſich durch ruhige Ueberlegung, Vernunftſtärke, tiefes, ſtilles Gefühl, Feſtigkeit, Aufrichtigkeit, ohne ſüdliche Zweideutigkeit und Falſchheit, ſowie durch Unermüdlichkeit im Arbeiten aus. Nach geiſtigen Getränken iſt er lüſtern. Die Sprachen ſind die germaniſchen, und die Religion iſt vorzüglich die proteſtantiſche. Es gehören hierher die Völker von Deutſchland, Holland, Dänemark, Skandinavien und England, meiſt auf Mittelgebirgen und an der Nord- und Oſtſee wohnend. Engländer und Holländer haben durch den oceaniſchen Handel einen etwas abweichenden Charakter erhalten. Der ſlawiſche oder öſtliche Volksſtamm endlich, der Rußland, Polen und das außerdeutſche Oeſtreich bewohnt, bekennt ſich im Allgemeinen zur griechiſchen Religion und ſpricht die ſlawiſchen Sprachen. Der Körperbau iſt muskulös, die Phyſiognomie iſt derb, wild und Sinnlichkeit ausdrückend. Der Geiſt iſt bald ſchlaff, bald aufwallend, der Wille ſtark, die Phantaſie ſelten ſehr lebhaft. Dieſer Volksſtamm iſt ferner lüſtern nach derben Speiſen, pflegt ſich bei Ueberfluß leicht zu überfüllen, iſt aber auch fähig lange zu entbehren. So vermag derſelbe durch Bildung ſich kräftig und ſchön zu entwickeln, ſinkt aber auch bei ſklaviſcher Behandlung leicht zum Thiere herab. Die polniſchen Vornehmen ſind in ihren Sitten durch weſtliche Civiliſation verfeinert worden, das gemeine Volk dagegen iſt noch bedeutend roh. Die kleinern übrigen Völkerſtämme in Europa ſind: 1) die Iberier oder Basken in Spanien und Frankreich; 2) die Kelten, und zwar die eigentlichen Kelten in Irland, Hochſchottland und auf Man, die Galen (Kymren) in Wales, und die Bretons in Frankreich; 3) die Tſchuden (Uralen) — die Finnen, Eſthen, Lappen, Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen, Wotjäcken, Komi, Udi, Wogulen und Magyaren (Ungarn); 4) die Samojeden in den Polargegenden; 5) Türken — Osmanen, Turkomanen, Baſchkiren; 6) Kalmücken; 7—14) die kaukaſiſchen Bewohner, und zwar die Avaren, Kaſikumücken, Akuſcha, Kurah, Cirkaſſier, Abaſen, Mizdſchegi und die Oſſeten (Bucharen); 15) die Semiten — Juden und Malteſer; 16) die Hindu, oder vielmehr die von ihnen abſtammenden Zigeuner; und 17) die Armenier.

Bei der kurzen Schilderung der europäiſchen Völker wollen wir von Deutſchland mit Oeſtreich, Preußen und der Schweiz ausgehen, von da nach Dänemark, Schweden und Norwegen (Skandinavien), und England, Irland und Schottland (Großbritannien) übergehen, von wo aus wir uns nach Rußland wenden, um ganz Oſteuropa zu durchziehen, zugleich die aſiatiſch-ruſſiſchen Völker, und von da die Türkei, Griechenland, Italien, Portugal, Spanien und Frankreich beſuchen.

Die deutſchen Völker.

Längs des Rheins, der Weſer, Elbe, Oder und an der obern Donau wohnt dichtgedrängt das deutſche Volk, weiter über dieſes Naturgebiet hinaus hat ſich der Deutſche mit andern europäiſchen Stämmen vermiſcht; ſo gegen Oſten zwiſchen der Oder und Weichſel mit den Slawen, gegen das adriatiſche Meer hin mit den Slawen und Lateinern, nach Frankreich hin mit den Frankolateinern. Innerhalb dieſer Grenzen nun entfaltete ſich der reingermaniſche Geiſt, den zwar nicht das ſüdliche Feuer beſeelt, keine Elaſticität der Geſinnung und des Charakters auszeichnet, keine Feinheit des Geſchmacks, der aber durch manche andere Grundzüge ſich über andere Völker hoch erhebt. Einer dieſer Grundzüge iſt die Liebe zur Freiheit, die, wenn auch oft unterdrückt, doch immer aufs neue erglüht. Dazu geſellt ſich ein ſtar-

kes Sittlichkeitsgefühl, aus welchem ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht, eine unerſchütterliche Treue, Ehrfurcht vor dem weiblichen Geſchlechte und Anhänglichkeit an den Fürſten hervorgehen, die durch eine religiöſe Innigkeit des Gemüthes ihre rechte Weihe erhalten. Ein anderer Grundzug des Deutſchen iſt ſeine Gründlichkeit im Denken und ſeine große Forſchbegierde. Das Streben, Neues zu erfinden, das ſchon Vorhandene zu verbeſſern, geht daraus hervor, aber auch der Trieb zum Wandern, der den Deutſchen in fremde Länder führt, wo er bei ſeiner großen Bildungsfähigkeit ſich leicht Fremdes aneignet und nach ſeinem Weſen umgeſtaltet. Ein feſter Muth, große Ausdauer und Lebensfreudigkeit geſellen ſich endlich noch zu dieſen Grundzügen des Deutſchen.

So mannichfaltig wie die Bodenformen Deutſchlands, ſo mannichfaltig ſind auch ſeine Volksſtämme, nach ihrem Aeußern, ihrer Nahrung, ihren Sitten und ihrer Sprache, obwol jene germaniſchen Grundzüge immer vorherrſchen. Im Allgemeinen trennen ſich die Deutſchen in zwei Hauptgruppen, in die Norddeutſchen, groß, blond und weiß, und in die Süddeutſchen, welche kleiner und dunkler ſind. Ihre Sprache aber zerfällt in das weichklingende Nieder- oder Plattdeutſch, in das harte Mitteldeutſch und das ſcharfe Hochdeutſch. In Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft ſteht das deutſche Volk auf einer hohen, wo nicht auf der höchſten Stufe, aber auch in Bezug auf Ackerbau und Induſtrie wetteifert Deutſchland mit den übrigen Ländern, und der Handel nimmt einen hohen Aufſchwung.

Nach dieſer allgemeinen Charakteriſtik der Deutſchen wollen wir nun einige deutſche Volksſtämme, mit Berückſichtigung der Taf. 263 u. 336, näher betrachten.

1) Würtemberg und Baden. Im Allgemeinen ſind die Würtemberger und Badener kräftig gebaut und wohlgebildet, am ſchönſten und friſcheſten finden wir ſie aber im Schwarzwalde und in einigen Nordweſtthälern der Alp, namentlich im oberländiſchen Theile und einigen kleinern Gegenden des Unterlandes. Charakteriſtiſch iſt ihr gemüthliches Weſen und, in Folge deſſen, ſein ruhiger, ſtiller, häuslicher, fleißiger, biederer, religiöſer Sinn, ſeine gewiſſenhafte Gründlichkeit, ſeine Herzlichkeit, ſeine lyriſche Gefühlsweiſe und Dichtungsgabe. Sie lernen ſich ferner leicht in allen Gebieten bewegen und ſtreben dahin, alle Fortſchritte des Auslandes ſich anzueignen. Würtemberg iſt das Herz des alten Schwabenlandes. Die ſchwäbiſche Mundart im engern Sinne herrſcht aber zwiſchen dem Schwarzwalde und dem Lech und von den allgäuer Alpen bis zum Kocher hin, alſo im größten Theile Würtembergs und drüber hinaus bis Augsburg. Das badiſche Volk gilt als ein fleißiges, treues, offenes, redliches und im Kriege tapferes. Die Schwarzwälder zeigen noch am meiſten die Einfalt und Biederkeit des deutſchen Stammes; ſie ſind verſtändig, ausdauernd, ſparſam, mäßig, ſittſam und ſehr religiös, dabei munter und lebensfroh, in manchen Gegenden zwar auch ſehr rauf- und händelſüchtig, in andern dagegen ſehr friedſamen Gemüths. Der Odenwälder iſt bei aller Armuth doch ſehr lebensfroh und gaſtfreundlich. Er lebt ſtill und iſt ebenſo freiſinnig wie gemüthvoll. Die Bewohner des Rheinthales ſchildert man als ein wohlgebautes, verſtändiges, arbeitſames und reinliches Volk. Sie ſind gewandter und ſcheinbar aufgeklärter als die Wäldner, aber weder ſo genügſam, noch überhaupt ſo moraliſch gut; es zeigen ſich je nach der Bildung des Bodens auch hier im Charakter große Verſchiedenheiten. Dem würtembergiſchen Landmann wirft man eine nachtheilige Verfeinerung in Sitte und Lebensweiſe vor, und namentlich entſchlägt er ſich immer mehr ſeiner alten Kleidertracht, zumal in der Nähe der Städte. Zur Tracht des würtemberger Landmanns gehört vorzüglich ein dreieckiger Hut über dem glattgekämmten Haar, wol auch noch ein Kamm im Haar, ein warmer Kittel mit blanken Metallknöpfen, Schnallenſchuhe, Mieder, rothe Strümpfe und hohe Hacken.

Wir geben in der Abbildung Taf. 263 *Fig. 1* zuerſt ein Landmädchen aus dem badiſchen Amte Furtwangen. Daſſelbe hat einen kurzkrempigen Strohhut auf, über einem rothen, mit blauen Bändern geſchmückten Mieder eine ſchwarze Jacke an, und über einem ſchwarz- und rothgeſtreiften Rock eine weiße, unten geſtickte Schürze. Die Strümpfe ſind roth. *Fig. 2* ein Schäfer aus dem Hauenſteiniſchen im badiſchen Oberlande. Sein Hut iſt an den Seiten aufgekrempt und mit ſchwarzem Bande und Schnalle geziert, über einem rothen, oben ſchwarzeingefaßten Unterkleide trägt er einen kurzen, ſchwarzen Kittel; die kurzen Beinkleider ſind ſchwarz und mehrmals eingeſchnürt, die Strümpfe ſind weiß.

Fig. 3 u. *4* ſchwarzwälder Wirthsleute aus der Gegend um Schramberg. Der Anzug des Mannes iſt bis auf die weißen Strümpfe ſchwarz, die Weſte rotheingefaßt. Die Frau hat eine eigenthümliche, hohe, ſchwarze Spitzenmütze mit breiten Bändern, einen gelben Bruſtlatz, zimmetfarbene Jacke, rothe Schürze und einen blauen Unterrock. Die Strümpfe ſind grau oder weiß.

Fig. 5 u. *6* Bauer und Bäuerin aus dem würtemberger Oberamte Reutlingen bei der Heuernte. Mann und Frau haben ſchwarze Kappen auf. Die Frau trägt um den Hals ein Band mit einer Denkmünze, der Bruſtlatz iſt pfirſichblütenfarben, oben mit doppelter, breiter, grüner Einfaſſung und unten mit ſchwarzen Bruſtriemen. Die Hemdenärmel ſind weit, Unterrock blau mit gelber Einfaſſung, Strümpfe und Schürze weiß. Der Mann trägt kurze, gelbe Lederbeinkleider, ſchwarze Strümpfe und über einer ſchwarzen, mit vielen Metallknöpfen beſetzten Weſte einen weißen, langen Kittel, über dem Hemde aber einen bunten Bruſtriemen.

Fig. 7 u. *8* Brautleute aus Tallheim im würtembergiſchen Oberamte Tuttlingen. Der

ganze Anzug der Braut iſt ſchwarz mit rothem Mieder, über welches blaue Bänder geſchnürt ſind. Strümpfe roth. Den Kopf bedeckt eine Krone, und von den langen Zöpfen hängen Bänder bis an die Erde hinab. Der Bräutigam hat einen dreieckigen Hut, blauen, verzierten Bruſtriemen über dem weißen Hemde, darüber eine offene, vielknöpfige Weſte und zimmetfarbene Jacke. Beinkleider kurz, Strümpfe weiß. Beide Brautleute tragen einen Blumenſtrauß auf der Bruſt und der Bräutigam auch auf dem Hute.

Taf. 263 *Fig. 9* Flachsbrecherinnen aus dem Steinlachthale in Würtemberg, Oberamt Tübingen, die vordere mit ſchwarzem Anzuge, der Rock grün eingefaßt, die Schürze blau, Halstuch roth, Mütze mit langen Spitzen; die hintere mit grünem Mieder, roſenrothem Bruſtriemen, blauer Schürze, rothem Rocke und ſchwarzer Kappe auf dem Kopfe, Hemdärmel weiß.

2) Die Baiern. Es laſſen ſich in Baiern drei Volksſtämme vorzüglich unterſcheiden, nämlich: der altbairiſche, fränkiſche und ſchwäbiſche, welche in Charakter, Mundart und Sitte gar ſehr voneinander abweichen, nur tragen ſie alle das ſüddeutſche Gepräge. Die Altbaiern haben einen knochigfeſten, muskulöſen Körperbau, ſind aber mehr ſtämmig als hoch, von Charakter treuherzig und gutmüthig, feſt am Alten hängend, religiös, den Prieſter ſehr ehrend und ihm unterwürfig Folge leiſtend, nicht ſelten dabei ſehr abergläubiſch. Uebrigens ſind ſie handfeſte, derbe, leicht Händel ſuchende, im Kampfe aber tapfere Leute, denen man nicht ſelten auch Sinnlichkeit und Mangel an Reinlichkeit und Fleiß vorwirft, obwol man zugibt, daß ihr Kern ganz gut iſt, ihm nur die rechte Pflege fehlt. Die Kleidertrachten wechſeln je nach dem Hochlande oder der Ebene. Der Hochländer trägt die gewöhnliche Kleidung der Alpenbewohner, den ſpitzigen Hut, die kurzen Beinkleider mit dem Alpenſtrumpfe, die Hoſenträger mit Bruſtriemen und den kurzen, weiten Rock, wiewol zuweilen auch die Weſte und der längere Rock vorkommt. Die Weibertracht iſt ſelten gut kleidend; denn das Haupt bedeckt gewöhnlich eine Art Männerhut oder eine gewaltige Pelzmütze, oder ein Tuch, und die Jacke iſt nicht beſonders zierlich. Deſto zierlicher iſt der weibliche Putz weiter ab von den Alpen nach den altbairiſchen Städten hin. Ein ſilbernes Riegelhäubchen, das kaum auf dem Haar zu haften ſcheint, ein dunkles Mieder, vorn mit Silberketten geſchnürt und mit glänzenden Schaumünzen geſchmückt, iſt der hauptſächlichſte Putz. Zwiſchen dem Altbaier und Franken ſteht der Oberpfälzer in der Mitte; der Franke aber zeigt ein rührigeres Leben als der Altbaier, einen feinen Kunſtſinn und regen Kunſtfleiß, mehr Sinn für politiſche Freiheit, mehr Heiterkeit, mit einem Worte: mehr Aufgewecktheit nach innen und außen. Freilich wirft man ihm auch vor, daß er gern und viel trinkt.

Fig. 10 u. 11 ſind ein Bauer und eine Bäuerin aus dem bairiſchen Oberlandgerichte Neu-Ulm abgebildet, wie ſie vom Jahrmarkte kommen. Der Rock des Mannes iſt braun, Weſte und Beinkleider ſchwarz, der Hoſenträger roſa, Weſte und Rock mit blanken Knöpfen beſetzt. Die Frau hat ſchwarze Jacke, ſchwarze Schürze, hellblauen, dunkeleingefaßten Rock und über das weiße Mieder gehen roſenrothe Bruſtbänder. Die ſchwarze Kappe, welche nur den Hinterkopf bedeckt, iſt unter dem Kinne mit breitem, ſchwarzem Bande zugebunden.

Taf. 263 *Fig. 12* eine oberbairiſche Bürgerfrau, durch den Kopfputz, das kurze, mit Ketten und Münzen verzierte Mieder und die an der Seite hängende Taſche mit Schloß ausgezeichnet.

Die *Fig. 13* u. *14* abgebildeten Frauen aus Dachau in Oberbaiern haben eigenthümliche ſchwarze Spitzenmützen, oben mit großen Bandſchleifen und rund herum mit breitem, rothem Bande. Das Jäckchen der einen iſt ſehr kurz, roth mit weißen Aufſchlägen und dergleichen Einfaſſung; um den Hals wird ein ſchwarzes Band mit glänzendem Metallſchloß getragen; das Mieder zieren ebenfalls Ketten und Münzen; die in viele Längsfalten gelegten Röcke ſind ſchwarz, rotheingefaßt, und die Schürzen blau.

Fig. 15 ein Mann vom Schlierſee in Oberbaiern, mit dem ſpitzigen Hute der Alpenbewohner, aber kurzem Rande an demſelben. Der kurze, graue Ueberrock iſt grün aufgeſchlagen, und die ſchwarzen, kurzen Beinkleider ſind mit grünem Beſatz. Die Strümpfe ſind Alpenſtrümpfe, d. h. ſie gehen nur bis an den Knöchel, da die Alpenſchuhe den nackten Fuß bedecken.

3) Die Heſſen ſchildert uns Arndt in ſeinem „Verſuche in vergleichender Völkergeſchichte" auf folgende Weiſe: „Der Gegenſatz des Thüringers iſt ſein Nachbar, der Heſſe, der Enkel des alten Katten, welchem das jetzige Niederheſſen, zwiſchen dem Taunus und Rhön ſüdlich und öſtlich und dem Weſerbogen, wo die Fulda in jenen Strom fließt, zum Wohnſitze angewieſen iſt, indem das Gebiet des Fuldaiſchen und der größte Theil des Naſſauiſchen, des Waldeckiſchen und ſelbſt ein Stück des Paderbornſchen dazu gezählt werden muß. Der jetzige Heſſe und der Naſſauer und Fuldaer in ſeiner sylva Buchonia darf ſich wol mit Recht rühmen, daß er und der Frieſe der Nordſeeküſten und der Sachſe Weſtfalens und der Weſer und Leine bis an den weſtlichen Harz nachweiſen kann, daß ſeit den erſten Zeiten der Römer auf deutſchem Boden kein fremdes Blut in ſeine germaniſche Reinheit gemiſcht worden. Auch trägt er das Gepräge ſeiner echten Deutſchheit in ſtarken Zügen und eigenthümlicher Art, die noch an Tacitus' Schilderung erinnert. Er heißt der blinde Heſſe. Dies Wort blind ſoll aber gewiß kein Gebrechen bezeichnen, ſondern eine feſte, derbe, unerſchütterliche Art, die keinen Wechſeln und Veränderungen unterworfen iſt; es ſoll gewiß den ſtillen, feſten Muth bezeichnen, mit welchem der Heſſe mit offenem Auge, wie ein Anderer mit geſchloſſenem, der Gefahr und dem Tode entgegengeht. Tacitus weiß ſchon hohe Dinge von der Tapfer-

keit und Kriegskunſt der Katten zu rühmen, wodurch ſie ſich vor allen ihren Landsleuten und Nachbarn auszeichneten. Eine ganz eigenthümliche Ernſthaftigkeit und Ruhigkeit der ſtattlichen Männer. Nirgends in Deutſchland ſind die Menſchen ſo wenig neugierig und geſprächig oder überhaupt nur dem Fremden zugänglich.“ Arndt betrachtet jedoch die Heſſen hier nur in den engſten Grenzen, wir müſſen die Grenzen weiter ziehen, und wir finden dann, daß ſich vorwaltend der fränkiſche Stamm zeigt, aber auch der niederſächſiſche und thüringiſche hereingreift, und auch Franzoſen und Niederländer eingewandert ſind. Im Kurfürſtenthum Heſſen iſt der fränkiſche Volksſtamm über Oberheſſen, den größten Theil von Niederheſſen, über Fulda und Hanau verbreitet, der niederſächſiſche aber in den Kreiſen Hofgeismar und Schaumburg und im größern Theile des Kreiſes Wolfshagen, der Thüringer im Werrathal und im Schmalkaldiſchen. Im Allgemeinen treu und bieder, rührig und fleißig, neigt ſich der Niederheſſe, gehoben und gefördert durch zahlreichere Städte, ſowie durch Waſſer- und Landſtraßen, einem regen gewerbthätigen Leben zu. Dagegen iſt der Oberheſſe, vorzüglich in den Thälern der Schwalm, der Ohm und der Lahn nur Landwirth. An Biederkeit und Fleiß dem Niederheſſen nicht nachſtehend, an Ausdauer denſelben noch übertreffend, iſt derſelbe noch gerader und derber, zugleich aber auch wohlhabender als dieſer. Ausgezeichnet durch ſeinen kräftigen Körperbau und ſeine einfache Lebensweiſe, hängt er mit Liebe am Hergebrachten und bewahrt dadurch auch eine Volksthümlichkeit, wie ſie nicht häufig ſich wiederfindet. Der Oberheſſe trägt meiſt noch den weißen Kittel, den niedergekrempten Hüt und die kurzen Beinkleider. Die Kleidung der Fraüen iſt entweder ganz ſchwarz oder bunt, mit eigenthümlichem, gleichſam zweifachem Häubchen, zwei langen, auf dem Rücken herabfallenden Zöpfen, einem enganſchließenden, in kleinen Falten gelegten Mieder mit kurzen, engen Aermeln, über welche häufig noch weite Aermel herabfallen, dem aus dieſen Aermeln hervortretenden ſchneeweißen Hemde, dem reich mit Gold geſtickten Bruſtſtücke, dem hundertfach gefalteten, nur bis an die Knie reichenden Rocke und den mit hohen Abſätzen verſehenen Schuhen, wozu bei feierlichen Gelegenheiten noch ein kleines Mäntelchen kommt, welches über den Kopf gehängt wird und nur bis an die Schultern reicht. Der Schwälmer trägt eine halbkugelige, roth- oder grünſammetne Mütze, die mit Pelz verbrämt und mit Goldſchnüren beſetzt iſt, im Winter aber mit einer cylindriſchen vertauſcht wird. Nicht ſelten trägt der verheirathete Mann auch wol beim Ausgehen, namentlich auf dem Felde, einen dreieckigen Hut. Die mit vielen kleinen Metallknöpfen beſetzte Weſte iſt hochroth, Rock und Beinkleider aber von feinem weißen Linnen. Die weibliche Kleidung iſt prächtiger; denn ein zierlich und verſchiedenfarbig geſticktes Häubchen, mit rother Einfaſſung, bedeckt den Kopf, eine Korallenſchnur ſchmückt den Hals und den Oberleib bekleidet ein Mieder von blauem Batiſt, mit kurzen, reich mit Spitzen beſetzten Aermeln, welche um den Ellenbogen umgeſchlagen werden. Ueber dieſes wird dann noch eine ſchwarze, ſogenannte Schnürbruſt gezogen, und auf der Bruſt liegt ein ſchwarzes, mit Gold und Silber, Perlen und Seide geſticktes Bruſtſtück. Von den Hüften fallen 8—10 kurze, nur zum Knie reichende Röcke herab, von denen der obere ſchwarz iſt, die übrigen bunt beſetzt und bis zu dem innerſten immer länger ſind. Auch das hervorblickende Hemd iſt mit einem handbreiten Saume verſehen. Die leinenen Strümpfe ſind mit baumwollenen Zwickeln verſehen, und die Schuhe haben hohe Abſätze. Bei außerordentlichen Gelegenheiten tritt an die Stelle des Häubchens das Schappel, d. i. ein Kopfputz, der aus Blumen, Goldflittern u. ſ. w. verfertigt iſt und diademähnlich auf dem Kopfe ſitzt. Nur Jungfrauen dürfen übrigens bunte Farben tragen. Der fuldaer Bauer trägt grüne oder blaue Röcke von Leinwand und eine Pudelmütze oder einen breitrandigen Hut. Das Maleriſche der weiblichen Tracht wird noch mehr durch den eigenthümlichen Kopfputz gehoben, indem das lange Haar um den Scheitel gewunden und mittels einer zierlichen hölzernen Nadel befeſtigt wird. Das Volk im Großherzogthum Heſſen iſt ein friedliches Volk, das jedoch, wo es gilt, ſich tapfer zeigt. Die Rheinheſſen ſind beſonders lebhaft und leicht beweglich. Der Bewohner des Hochlandes zeigt ſchärfer ausgeprägte Eigenthümlichkeiten als der Niederländer; er iſt rauher, härter, genügſam, thätig und betriebſam. Der Bewohner des Odenwaldes iſt kräftig und ausdauernd in körperlichen Arbeiten, gutmüthig, weichherzig und dienſtfertig und hat vielen Sinn für Recht. Die Bewohner des Vogelberges und des Hinterlandes ſind ein ſtarker Schlag Leute, beſitzen einen muthigen Sinn, eine große Biederkeit, Ehrlichkeit und Dienſtfertigkeit und wiſſen noch wenig von verdorbenen Sitten und Gewohnheiten, dagegen ſteht ihre Geiſtescultur noch nicht auf einer ſo hohen Stufe wie bei den Bewohnern der niedern Gegenden, der Bergſtraße, der Gegenden am Rhein und namentlich in Rheinheſſen. Der Odenwälder trug ſonſt einen großen, um den ganzen Hinterkopf gehenden Kamm, einen aufgeſchlagenen dreieckigen Hut, eine grüne Kutte, hellblaue Weſte, wollene Strümpfe mit Kniegurten und Schuhe mit großen Schnallen. Jetzt ſieht man die grüne Kutte nur noch ſelten, und es werden ſtatt derſelben lange Röcke von dunkelblauem Tuche, mit einer Reihe Knöpfe, getragen. Die Frauen haben ſo ziemlich ihre alte Tracht beibehalten, und tragen eine dunkelblautuchene, weißeingefaßte Jacke, dergleichen langen Rock mit vielen Falten, eine Haube von ſchwarzem Kattun, die an beiden Seiten und oben mit Perlen beſetzt iſt, weiß- oder blauwollene Strümpfe und Schuhe mit Bändern.

Taf. 263 *Fig. 16* u. *17* iſt eine odenwälder Bäuerin und ein Bauer aus dem großherzogl. heſſiſchen Kreiſe Heppenheim abgebildet.

4) Die preußiſchen Rheinländer weichen voneinander in Abſtammung und Sitten ſehr ab, im Allgemeinen läßt ſich jedoch von ihnen Das ſagen, was Duller von allen Rheinländern ſagt. „Der Rhein“, ſagt er, „übt über alle die Menſchen, die ihm nahe oder doch in ſeinem Stromgebiete wohnen, ſeinen mächtigen Zauber; wie verſchiedenartig die Arbeit ſein möge und dieſe ihren Einfluß auf den Menſchen geltend mache (Landbau, namentlich Weinbau, und Fabrikarbeit), wie entſchieden der religiöſe Grundzug in allen (gleichviel ob der römiſch-katholiſchen oder evangeliſchen Confeſſion), die immerdar friſche Lebensfreudigkeit, die iſt das Palladium, das ſie vom alten Rebenvater Rhein haben, ein vollblütiges, feuriges Geſchlecht, mit vorherrſchender Nerventhätigkeit, jedes Aufſchwungs fähig, von Lieb und Haß ſchnell hingeriſſen, mit trefflichen Geiſtesanlagen, ob dieſe auch in manchen Landſtrichen unter langjähriger geiſtlicher Herrſchaft und Erziehung in ihrer Entwickelung zurückgehalten worden und werden, mit pfeilſchnellem und pfeilſcharfem Witze, mit ehrenhaftem Eifer für Behauptung provinzieller Selbſtändigkeit, voll kunſtſchöpferiſcher Kraft, sangluſtig und ſagenreich, gaſtfrei und geſellig.“

Die Taf. 263 *Fig. 18* u. *19* abgebildeten Schnitterinnen aus Niederklee, im Regierungsbezirke Wetzlar in Rheinpreußen, haben weiße Mützen mit ſchwarzen Bändern auf, und tragen einen ſchwarzen Schnürleib, die Eine darüber eine grüne Jacke, mit Bandſchleifen zugebunden. Die Röcke ſind braun, die Schürzen weiß oder blau, die Strümpfe ſchwarz, die Schuhe ſind mit einem Bande zugebunden.

Die Frauen aus dem Aarthale (*Fig. 21* u. *22*) zeichnen ſich durch ihre dreiſeitigen, weißen Mützen aus, welche auch wol, wie hier bei der Einen, mit breiten Spitzen umgeben ſind. Jacken und Röcke ſind weitärmelig; über die Bruſt wird ein dreizipfeliges Tuch gebunden, und die Haare werden hinten aufgerollt.

5) Die Norddeutſchen ſind die Bewohner von Waldeck und Schaumburg, Lippe-Detmold, Oldenburg, Bremen, den drei anhaltiſchen Herzogthümern, Braunſchweig, Hannover, Hamburg, Holſtein, Lübeck, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Sie ſind theils altfrieſiſcher und altſächſiſcher, theils aber auch wendiſcher Abſtammung. Wendiſcher Abkunft, aber germaniſirt, finden wir Bewohner von Mecklenburg, deſſen Fürſtenſtamm noch slawiſchen Urſprungs iſt, ferner in Lübeck, im Ratzeburgiſchen, im eigentlichen Holſtein und in Wagrien; frieſiſcher Abkunft ſind die Bewohner an den oldenburgiſchen und hannoverſchen Küſten der Nordſee und in den Ditmarſchen, die in dem Deichland zwiſchen der Elb- und der Eidermündung ſitzen. Ueber der Eider hinaus ſind aber auch noch Bewohner von reinem germaniſchen Urſprunge, obwol ihr Schleswig nicht zum deutſchen Bunde gezogen wurde.

Im Herzogthum Braunſchweig tragen die ungen Bauern eine gewöhnlich rothe, mit zwei Reihen zahlreicher Metallknöpfe beſetzte Weſte, eine dunkle, kurze Jacke oder einen Rock, kurze Beinkleider und blaue Strümpfe mit weißen Zwickeln. Den Kopf bedeckt eine Sammetmütze mit Pelzaufſchlag. Alte Bauern tragen oft noch einen großen, an den Seiten und hinten aufgekrempten Hut, eine rothe Weſte mit einer Reihe Knöpfen und einen weißen, rothgefütterten Rock. Die Bauermädchen (Taf. 263 *Fig. 20*) tragen eine kleine, ſchwarze Mütze mit hinten langherabhängenden Bändern, an der Stirn in die Höhe gekämmte Haare, um den Hals herum ein ſchwarzes, breites, mit Silber geſticktes oder mit Steinen beſetztes Band, ein mit Band eingefaßtes Mieder, über welches ein großer, weißer Halskragen geht, eine helle Schürze über dem dunkeln, aber bunteingefaßten Rock, ein Leibband, das mit ſeinen beiden Enden über die ganze Schürze herabhängt, und graue Strümpfe mit ſchwarzen Zwickeln.

Im Braunſchweig-Lüneburgiſchen zeigen ſich hier und da noch wendiſche Spuren, ſowol in Ortsnamen als in Ausſprache, Kleidung, Kopfputz, Hochzeitsfeierlichkeiten u. ſ. w. Das Volk iſt kraftvoll, mäßig, gaſtfrei und dienſtfertig. Taf. 336 *Fig. 3* iſt eine Bäuerin aus Lüneburg abgebildet. Sie hat um den Kopf ein Tuch gebunden, das am Halſe zuſammengebunden iſt, und oben darüber liegt ein Tragkiſſen. Der Rock hat enge Aermel und ſchließt an der Bruſt, wo er ziemlich tief ausgeſchnitten, dicht an.

Vierländer nennt man die Bewohner der vier Landſchaften Kirchwerder, Altengamm, Neuengamm und Curslack im Amte Bergedorf, das Hamburg mit Lübeck gemeinſchaftlich beſitzt. Dieſe Vierlande ſind ein fruchtbarer Landſtrich an der Elbe, und es wird hier vorzüglich Gemüſe- und Obſtbau, ſowie Blumenzucht getrieben. Mancher Landmann verkauft jährlich 20—30,000 Pfund Kirſchen nach Hamburg, und an Erdbeeren werden von hier aus jährlich für 50—60,000 Mark dahin verkauft. Aber auch Viehzucht wird hier getrieben, und die vierländer Kühe ſind groß, ſchön und geben viel Milch. Die Bewohner der Vierlande, welche ſich durch eigenthümliche Kleidertracht, Sitten und Gebräuche auszeichnen, ſtammen wahrſcheinlich von Coloniſten ab, die im 12. Jahrh. aus den Niederlanden hier eingewandert ſind. *Fig. 4* u. *5* ſehen wir einen Vierländer und eine Vierländerin abgebildet. Der Mann hat einen gewöhnlichen runden Hut auf, eine rothe Weſte mit zwei Reihen zahlreicher Metallknöpfe, eine blaue Jacke, ſchwarze, kurze Beinkleider mit Metallknöpfen und ſchwarze Strümpfe an. Die vierländer Bäuerin zeichnet ſich vor Allem durch den eigenthümlichen Strohhut aus, der in die Höhe und dann wieder herabgekrempt iſt. Die Haare ſind in langer herabhängende Zöpfe geflochten, den Hals ſchmücken ſchwarze Bandſchleifen mit langen Zipfeln. Eine Jacke, ein kurzer, vielfaltiger Rock, eine Schürze und ſchwarze Strümpfe machen den übrigen Anzug aus.

Die Holſteiner ſind ein kräftiger, gedrungener,

geſundheitſtrotzender Menſchenſchlag, und die Bauern nähren ſich durch Pferdehandel, Viehzucht, Getreide- und namentlich Rapsbau reichlich. Die holſteiniſche Butter iſt berühmt. Taf. 336 *Fig. 2* gibt das Bild einer holſteiniſchen Butterhändlerin, welche mit ihrem runden Hut, um den ein breites Band mit Schleiſe gebunden, recht eigenthümlich ausſieht. Der übrige Anzug hat nichts Beſonderes.

Die Oſtfrieſen ſind ein Wahrheit und Recht liebendes, treu an ihrer Heimat hängendes Volk. Sie ſind gerade und ohne Falſch, ernſt und bedächtig, treu am Alten hängend und mistrauiſch gegen Neuerungen, aber einmal erprobt führen ſie dieſelben auch energiſch durch. Dabei ſind ſie ſparſam, mäßig, keuſch, gaſtfrei, zum Theil freilich auch noch ſehr abergläubiſch. Freilich weichen auch hier in verſchiedenen Gegenden Lebens- und Denkweiſe ab, nur im Innern herrſcht noch am meiſten die alte Art und Lebensweiſe. *Fig. 6* Bäuerin aus Saterland in Oſtfriesland (im Großherzogthum Oldenburg). Die Saterländer ſind einfache, gutherzige, freundliche Menſchen, welche feſt an ihren alten Sitten und Gebräuchen, an ihren alten Rechten und Freiheiten hängen. Die hier abgebildete Frau iſt im Sonntagsſtaate, im Begriff in die Kirche zu gehen. Sie hat eine weiße Haube mit rothen Bändern auf, eine rothe Jacke und einen rothen Rock an, ſchwarze Aermel am Vorderarm, außerdem um die Bruſt ein buntes Tuch geſchlagen und um den Leib eine grüne Schürze gebunden. *Fig. 7* gibt das Bild eines Dienſtmädchens aus Leer, einer hannoverſchen Stadt an der Leda, ſüdöſtlich und 3 Meilen von Emden und 6½ Meilen von Oldenburg. Es wird hier lebhaft Seehandel betrieben; auch ſind hier wichtige Leinwandfabriken und Pferdemärkte. Das hier abgebildete Dienſtmädchen hat über dem braunen oder überhaupt dunkelfarbigen Unterrocke ein kurzes, nur bis an die Knie reichendes und kurzärmeliges Ueberkleid, das oben wenig ausgeſchnitten iſt. Die Haare werden geſcheitelt und hinten aufgerollt getragen. Eine lange, grüne Schürze wird um den Leib gebunden. Die Fiſchersfrauen in Oſtfriesland (*Fig. 8*) tragen einen rothen Rock mit ſchwarzem Leibchen und rothem Tuche, einen Strohhut mit rothem Bande und rother Einfaſſung, graue Strümpfe und derbe, vorn in die Höhe gebogene Fiſcherſchuhe.

6) Die Mitteldeutſchen zeigen ebenfalls untereinander mancherlei Abweichungen, und ihre Sitten, Gewohnheiten, Trachten und Sprache ſind nach Norden und Süden hin in die der Nord- und Süddeutſchen eingreifend. Die beiden Hauptpartien ſind die thüringiſch-oberſächſiſche und die heſſiſche Ländergruppe. Erſtere beſteht aus dem Königreiche Sachſen, um das ſich das Großherzogthum Sachſen-Weimar und die ſächſiſchen Herzogthümer, die ſchwarzburgiſchen und reußiſchen Fürſtenthümer gruppiren; und letztere zieht ſich an der Eder, Fulda und Werra hinauf, an der Lahn hinab und iſt wie ein Keil in das Fränkiſche hineingetrieben. Hier ſchließt ſich übrigens außerdem auch die Weſterwald-Taunuspartie (Naſſau), die bairiſche Rheinpfalz, Birkenfeld, Nah- und Saarland, ſowie Luxemburg an. Freilich ſchneidet da die politiſche Grenze mitten in die natürlichen Volksgrenzen ein. Im Ganzen bewohnen die Mitteldeutſchen einen ſchönen, großen und geſegneten Strich Landes.

Die Sachſen habeni hren Namen erſt ſpäter erhalten. Bis zum 10. Jahrh. bewohnten das Sachſenland ſlawiſche Stämme, die Sorben-Wenden; durch Heinrich I. beſiegt, traten ſie zum Theil zum Chriſtenthum über, nahmen deutſche Sitten an und vermiſchten ſich theils mit den Deutſchen, theils erhielten ſie ſich unvermiſcht; denn noch jetzt findet man in Sachſen, namentlich in der Oberlauſitz, an 50,000 Slawen (Wenden), welche noch ihre eigenthümlichen Sitten und Sprache haben. Der Sachſenname kam zuerſt durch die Askanier auf ihre Beſitzungen an der Mittelelbe, als mit dem Sturze Heinrich's des Löwen (1180) das große alte Sachſenherzogthum zerſchlagen war; von den Askaniern übernahmen die Markgrafen von Meißen 1423 durch Friedrich den Streitbaren die askaniſche Kurwürde, das askaniſche Wappen und übertrugen den Sachſennamen. „Es iſt“, ſagt Duller, „ein lebhaftes, bewegliches, äußerſt bildungsfähiges, heiteres, wohlgeſtaltetes Geſchlecht, an welchem man einen Uebergang von den Körperformen des Nordens zu jenen des Südens wahrzunehmen glaubt, voller Fleiß und Anſtelligkeit, wacker in ſeinem Thun und Laſſen, freigemuth im Glauben und Streben, das Geſetz hochachtend, tapfer im Kriege, ſelbſtbewußt ohne Dünkel und Eitelkeit, weichen Gemüths ohne Weichlichkeit, geſchmeidig und höflich, dienſtfertig und gefällig ohne Selbſtentäußerung.“ Von der oberſächſiſchen Mundart bemerkt Götzinger: „Sie herrſcht in Thüringen und der alten Markgrafſchaft Meißen und hat ſich ſpäter über die Oberlauſitz und Schleſien ausgebreitet. Sie zeigt ſich, in ſo weiter Ausdehnung ſie auch geſprochen wird, überall in derſelben Geſtalt mit ſehr unweſentlichen Abänderungen und bietet durchaus nicht ſo viele Abweichungen und Abwechſelungen dar wie die fränkiſche. Nur in der Modulation der Stimme und der hohen und tiefen Ausſprache der Vokale unterſcheiden ſich der Thüringer, der Meißner, Lauſitzer und Schleſier; die Verhältniſſe der Laute und der grammatiſche Bau überhaupt ſind im Weſentlichen überall gleich.“ Ob nun aber dieſer oberſächſiſchen Mundart eine urſprünglich thüringiſche zu Grunde liegt, oder ob das ganze Idiom aus einem Zuſammenſtoßen der fränkiſchen mit der niederſächſiſchen entſtanden iſt, läßt Götzinger dahingeſtellt ſein; er glaubt jedoch, daß Thüringen jedenfalls als die Heimat dieſer Mundart anzuſehen ſei, weil hier ſtets deutſche Stämme wohnten, wogegen Meißen erſt den Slawen entriſſen und mit Thüringern und Sachſen bevölkert wurde. Götzinger bezeichnet übrigens die oberſächſiſche Mundart als das Mittelglied zwiſchen dem Ober- und Nieder-

deutſchen, und zwar das Gerippe als oberdeutſch, die Sprechweiſe ſelbſt und die Ausführung der Bauart als niederdeutſches Gepräge. Die Sachſen hängen übrigens mit ungemeiner Liebe an ihrem Geburtslande und beſitzen nicht die Auswanderungsluſt, die im ſüdlichen Deutſchland ſich ſo oft zeigt. Die Bergbewohner, welche meiſt ein viel dürftigeres Leben führen als die Bewohner des niedriger liegenden fruchtbaren Landes, ſind gutmüthiger und gefälliger, aber auch ſinnlicher als die ackerbautreibenden Bauern des flachern Landes. Allgemein gefeierte Volksfeſte ſind die Kirchweihe (Kirmſe, Kirchmeſſe) und das Vogel- oder Königsſchießen.

Die Wenden haben weniger feine Bildung, ſind weniger fleißig und mäßig, aber ſparſam und gaſtfrei. Sie ſind ein kraftvoller Menſchenſchlag, und ihre Sprache iſt melodiſch und kräftig. In ihren Sitten und Gebräuchen haben ſie viel Eigenthümliches. Nach der Geburt eines Kindes geht die Bademutter aus, die Gevattern zu bitten. Iſt das Kind ein Knabe, ſo hat ſie ein ſchwarzes, iſt es ein Mädchen, ſo hat ſie ein weißes Stäbchen oder auch nur weißes Tuch in den Händen. Nach der Taufe bringt ſie den Aeltern das Kind zurück, zugleich aber auch das Pathengeld, zu welchem, wenn es ein Knabe iſt, neunerlei Samen, wenn es ein Mädchen iſt, eine Nähnadel und einige Körnchen Leinſamen gelegt werden. Bei der Einladung zur Hochzeit erſcheint der Bräutigam und die Hochzeitbitter in ſchwarzer Kleidung, auf ſchwarzen Pferden, mit bunten Bändern geſchmückt; nur wenn der Bräutigam arm iſt, erſcheinen ſie zu Fuße. Die Braut trägt am Hochzeittage einen ſchwarzüberzogenen Pelz, eine ſchwarze ſammetne, kegelförmige Mütze, um welche ein breiter, meſſingener, mit Sternchen beſetzter Ring gelegt iſt, und einen grün- oder rothſeidenen Kranz. Die beiden Zöpfe, welche unter der Brautmütze hervorhängen, ſind mit grünſeidenem Bande umwunden. Den Hals zieren Korallenſchnuren und goldene oder ſilberne Ketten mit alten Münzen. Geht der Zug in die Kirche, ſo wird die Braut von ähnlichgekleideten Zuchtjungfern und der Zuchtfrau oder Salzmäſte begleitet, die auf dem Rückwege Kuchen und Scheidemünze auswirft. Voranziehende Muſikanten ſpielen den Brautmarſch. Bei reichen Wenden ſind viele, bei armen wenige Gerichte üblich, und nach jedem Gerichte ſcheuert der Gaſt ſeinen hölzernen Teller mit einem Stück Brot. Den Brotanſchnitt erhält die Braut, die ihn ſorgfältig aufbewahrt; denn man ſchreibt ihm geheime Kräfte zu. Nach dem Eſſen wird getanzt. Bei der Heimführung der Braut in ihre künftige Wohnung ſitzt dieſelbe auf einem mit ihrer ganzen Habe bepackten Wagen, und gibt dem Erſten, der ihr dort im Hofe begegnet, ein Brot zum Geſchenk und den Uebrigen Bier aus einem Milchgefäße.

Die preußiſche Provinz Sachſen iſt aus ſehr verſchiedenen Volksſtämmen zuſammengeſetzt. Sie beſteht aus jenem Theile, der ſonſt zum Königreich Sachſen gehörte und nach dem Wiener Congreß an Preußen fiel, und der zum Regierungsbezirk Magdeburg geſchlagenen Altmark. Hier iſt alt- und neuſächſiſches Weſen und thüringiſches verbunden, ebenſo auch altgermaniſches und ſlawiſches.

Ein eigenthümlicher Stamm iſt der thüringiſche, der ebenſo in der Provinz Sachſen, wie im Großherzogthum Sachſen-Weimar, im Herzogthum Sachſen-Meinigen-Hildburghauſen und Sachſen-Koburg-Gotha, Schwarzburg-Rudolſtadt und -Sondershauſen und im Kurfürſtenthum Heſſen ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen. Der Thüringer hat einen echt deutſchen Charakter; er iſt treu und redlich, macht nicht viel Worte, aber ſein einmal gegebenes Wort weiß er zu halten; ſeine unverwüſtliche Heimatsliebe iſt noch ſtärker als ſein echt germaniſcher Wandertrieb, er ehrt und übt die Gaſtfreiheit, iſt fleißig und zeigt dabei friſche Lebensluſt, Klugheit und Anſtelligkeit. Im öſtlichen Theile des thüringer Waldes gehen die Alten noch in kurzen Lederhoſen, langen, dunkelfarbigen Röcken mit großen blanken oder mit Kämelgarn überſponnenen Knöpfen, Schnallenſchuhen und großem dreieckigen Hut, während die männliche Dorfjugend faſt durch ganz Thüringen jetzt eine Art einfacher nationeller Tracht gewinnt (Stiefeln, lange Tuch- oder Sommerzeughoſen, grüne oder braune Tuchjacke und eine leichte Tuchmütze, nach Franken hin auch noch die Pelzmütze). Bei der weiblichen Tracht iſt die oft koſtſpielige Haube, deren Haubenläppchen (Fleck) oft Sammet und Seide, echte Gold- und Silberſtickerei und eine Fülle von Bandſchleifen zeigt, ein weſentliches Stück. Nach Franken hin trägt man den Schaubhut, einen großen Strohhut von der Form einer großen Haube, der für Mädchen meiſt mit grünem Bande und Roſetten, für Frauen und bei Trauer mit ſchwarzem Bande beſetzt iſt; oft trägt man auch ſtatt der Haube ein turbanartig um den Kopf gewundenes Tuch, deſſen breiter Zipfel bis zum Nacken abfällt; die Mieder ſind bei den Mädchen meiſt bunt, bei den Frauen dunkelfarbig, die ſchweren, faltenreichen Röcke von Tuch oder Wollenzeug grün mit lichtgrünem Beſatze. Im Gothaiſchen tragen die Landleute einen aus Wolle und Flachs gewebten Rock (Beidermannsrock), oder einen gewöhnlichen Bauernrock von Tuch. Darunter haben ſie eine bunte Weſte und gelblederne Beinkleider. Darüber wirft der Bauer bei Verrichtungen außer dem Hauſe einen weiß- oder blauleinenen, wie ein Hemd geformten Kittel. Grautuchene oder weißleinene Kamaſchen bedecken die Beine. Die Weiber tragen größtentheils dunkelgrüne und dunkelblaue, mit hellblauem und grünem Band beſetzte Tuch-, Fries- oder Beidermannsröcke; außer dem Hauſe einen gelben Strohhut und ſchwarzen Mantel. Die Brauttracht beſteht aus einem rothen, glatt um das aufgewundene Haar liegenden Kopfputz von Bande, auf welchem der Kranz ſitzt, einem ſchwarzen Mieder, langem, faltenreichem, ſchwarzem Rocke und einer ſchwarzen, mit

gelben Sammetſtreifen beſetzten, weitärmeligen Jacke. Von der linken zur rechten Seite hängt ein ſilberner gegliederter Gürtel herab, mit vergoldetem Schloſſe, und da, wo er am weiteſten herabhängt, iſt an ihm ein Schlüſſel und ein Tuch befeſtigt. Die Hände bedecken blauſammetne, goldgeſtickte Müffe oder Handſchuhe, an den Enden mit Marderpelz vorgeſtoßen.

Die Taf. 336 *Fig. 1* abgebildeten Bäuerinnen in Sonntagstracht ſind aus der Gegend von Erfurt. Sie tragen jene obenerwähnten bänderreichen Mützen von ſchwarzer Farbe, mit buntem Kopftuche, einfarbige oder bunte, langärmelige Jacken, mit großem umgeſchlagenen Kragen, darunter ein Buſentuch, außerdem Rock und Schürze mit oder ohne Beſatz.

An Volksfeſten, aber auch an beſondern localen Feſten iſt Thüringen reich, und Jahrmärkte, Vogelſchießen uud Kirmſen ſind die Haupttummelplätze des Thüringers. Die Thüringer tanzen auch gern, und ihr echt volksthümlicher Lieblingstanz iſt der Schleifer, Ländler oder Dreher. Noch friſch lebendig iſt in Thüringen das Volkslied, einfach, meiſt ſchwermüthig und von Liebe handelnd.

Ein ganz eigenthümlicher Menſchenſchlag ſind die Bauern im Herzogthume Sachſen-Altenburg. Sie ſollen von ſorbenwendiſcher Abkunft ſein, ſind jedoch jetzt vollkommen germaniſirt. Taf. 263 *Fig. 23* u. *24* gibt uns ein Bild von der Kleidertracht einer Bäuerin und eines Bauers aus Altenburg. Sie iſt ſehr originell, und ſelbſt Kinder tragen ſie vom dritten Jahre an. Das Haupthaar wird kurz und rund verſchnitten, und auf dem Haupte ſitzt als Ehrenſchmuck ein ganz niedriges, ſchmalkrempiges, rundes, ſchwarzes Filzhütchen. Das Hemde iſt oben mit einem bordenähnlichen Halſe beſetzt, der mit kleinen Figuren von weißem Zwirn verziert iſt. Der Name iſt mit ſchwarzer Seide geſteppt, und zugemacht wird das Hemde mit einem ſchwarzen Bande und oft werthvollen Schnällchen. Auf dieſem Hemde trägt man ein breites, ſchwarzes Bruſttuch oder einen Bruſtlatz, der mit rothem Tuche an den Ausſchnitten vorgeſtoßen iſt. Darüber trägt man einen Hoſenträger von ſchwarzem lackirten Leder, mit grüner Seide nett geſteppt und in der Mitte durch einen Steg zuſammengehalten. Die weiten, an den Knien zugemachten, ſchwarzen Hoſen von Bocksleder gehören mit zum Hauptſchmuck, zumal wenn er an Feſt- und Ehrentagen und bei warmer Witterung ſein Oberkleid auszieht und in den feinen, ſehr weiten, ſchneeweißen, in feine Falten gelegten Hemdärmeln einhergeht. Ueber dieſer Unterkleidung trägt der Bauer ſein Hauptkleid, die „Kappe“ von ſchwarzem Tuche, die inwendig mit grünem Flanell gefüttert iſt, auf dem Rücken drei zierliche Falten hat, von der kurzen Taille bis an die Waden reicht und vorn mit Häfteln und Schlingen oder Knöpfen zugemacht wird. An den Füßen trägt man Stiefeln, ſeltner und vorzüglich im Sommer Schnürſchuhe. Geht der ältere Bauer zur Stadt, ſo hängt er ſeinen Kober über und trägt einen eiſernen Stock, Im Sommer hat der Bauer eine andere Kappe, die „Weiße“ genannt, von ſehr weißem Tuche, knapp, ohne Nath, mit kleinen Falten an der Achſel, weiten Aermeln, gegen die Hand zu enger werdend, am Ende mit ſchwarzledernen, weiter hinauf faſt bis an den Ellenbogen mit ſammetnen Aufſchlägen beſetzt. Vom Halſe an, vorn herunter iſt die Weiße mit blauſtreifigem Zwillich oder ſolcher Leinwand, auch wol mit engliſchem Kattun gefüttert, ſchmal mit Leder oder Sammet eingefaßt. Zur Weißen trägt man Schuhe und Strümpfe. Häufig tragen jetzt die Bauern auch einen meiſt grünen Tuchſpencer, der immer zugeknöpft getragen wird und im Winter auch wol mit Pelz oder Felbel beſetzt iſt. Im Winter und bei Regen trägt man auch einen Matin, gewöhnlich von grünem oder dunkelblauem Tuche, doch auch von Tüffel. Im Winter trägt der Bauer oft auch einen außen ſchön weißen Pelz und ein ſchwarzes Pelzmützchen, auf welches das Hütchen gedrückt wird. — Die Mädchen tragen ihre Haare in zwei geflochtenen Zöpfen, welche cirkelförmig um den Mittelpunkt des Kopfes geflochten werden, und darüber wird das ſogenannte Neſt geſetzt, das aus einem etwa 2 Zoll breiten, zuſammengenähten Bande von Pappe beſteht, oben mit Kattun oder anderm Zeuge überzogen, mit Glasſchmelz oder Flittern beſetzt und von einem Rande von Pappe oder Papier umgeben iſt. Es wird durch eine eiſerne oder meſſingene, an beiden Enden breite Nadel (Senknäle) feſtgehalten. Um das Neſt wird unten eine Vorbinde von ſchwarzem Bande getragen, das ſich an der Stirn mit einer Spitze und am Ende des Neſtes in einer zierlichen Schleife endigt; Hals und Nacken ſind durch den Aermelhals und Bänder bedeckt. Jetzt tragen die Mädchen häufig im Winter über dieſen Zöpfen ein buntes Tuch, von deſſen Knoten zwei lange, breite Flügel ausgehen. Ueber das Hemde gehen die vielfach gezierten, bunten Aermel. Die zwei Bänder, welche an den Aermelhals angeheftet herabhängen, ſind unter dem Kinne in eine Schleife gebunden. Darüber kommt das Mieder. Vorn iſt der große Vorſtecklatz von Pappe und mit Zeug überzogen. Er bedeckt die ganze Bruſt, iſt platt wie ein Bret und ebenſo weit abſtehend, daß man ziemlich Mund und Naſe darunter verſtecken kann. An Sonn- und Feſttagen, ſowie bei Kälte wird eine Jacke oder Jöpchen übergezogen. Der Rock, der oft nur bis auf die Wade reicht, iſt von Kattun, Halbſeide oder Wolle und hat viele dicht aneinandergenähte Falten. Darüber wird eine Schürze getragen. Bei Trauer, auch wol im Alter, iſt die Tracht ſchwarz. Zu den kurzen Röcken gehören recht weiße, oft geſtickte und durchbrochene Strümpfe mit ſchönen bunten Strumpfbändern. An den Füßen werden Schuhe oder Pantoffeln, oft auch ſchön geziert, getragen. Gegen die Witterung ſchützen ſich die Frauen durch große Mäntel von Kattun oder Matins von Tuch oder Seide. Die Jungfrau zeichnet ſich bei Hochzeiten und Gevatterſchaften durch

das „Hormt“ aus, eine Kopfbedeckung von der Geſtalt einer runden Schachtel ohne Boden, innen und außen mit rothem Damaſt oder Sammet überzogen. Um das Hormt herum gehen 13 ſilberne Bleche oder Tafeln, und auf jeder derſelben ſtehen drei Reihen erhabener ſilberner Knöpfe. Rund herum hängen nun an Henkeln ſilberne, ſtarkvergoldete Schildchen, hinten aber am Hormt ſind zwei Zöpfe von Werg, die mit rothem oder grünem Sammetband umwunden und in einem halben Cirkel über dem Hormt gebogen, nach dem Vorderkopfe gerichtet ſind. Zwiſchen dieſen Zöpfen ſitzt ein Kränzchen von Silberlahn, worunter, wenn das Mädchen Braut iſt, grüne, wenn ſie Gevatter ſteht, rothe Seide gemiſcht iſt, auch vergoldete Glasperlen ſind zur Erhöhung des Schmuckes angebracht. Da, wo die beiden Zöpfe hinten zuſammenſtoßen, iſt eine rothſeidene Bandſchleife und eine zweite darunter, an welcher langherunterhängende bunte Bänder befeſtigt ſind. Bänder, unter dem Kinn gebunden, halten das freilich auch ſehr auf den Kopf gedrückte Hormt feſt. Bei der Braut ſind Zöpfe und Schleifen meiſt grün, ſonſt roth. Ein Hormt koſtet übrigens 40—100 Thaler, und daher erbt er auch in Familien fort, oder wird oft auch nur verborgt. Die Hochzeiten der Reichern werden mit großem Geldaufwande gefeiert, und oft werden dazu große Aufzüge zu Fuße oder zu Pferde und Wagen gehalten, wenn die Braut vom Bräutigam abgeholt wird. Die Gäſte verſammeln ſich dann im Hauſe des Bräutigams und ziehen, nachdem ſie mit Kuchen, Bier und Branntwein bewirthet worden, paarweiſe zu Fuß und mit Muſik nach der Wohnung der Braut; iſt dieſe aber in einem andern Dorfe, ſo reiten und zwar oft 50—60 Männer, 40—50 Frauen kommen zu Wagen. Die Muſikanten blaſen, zu Roß oder Wagen, luſtig voran, dann kommt der Hochzeitbitter, der die nächſten Verwandten des Bräutigams anführt, und hierauf der Bräutigam ſelbſt mit ſeinen beiden Beiſtänden (nahe Verwandte oder Brüder deſſelben), denen die obenerwähnten Gäſte folgen. Alle Pferde ſind mit weißem, rothem, gelbem und ſchwarzem Riemenzeug aufgeſchirrt, mit bunten Bändern geſchmückt, der Schweif außerdem noch mit einem Buchsbaum- oder Blumenſtrauß. Die Braut begleiten die geputzten Hormtjungfern. Die Hochzeitsfeier ſelbſt zu beſchreiben, erlaubt leider der Raum nicht.

In einem altenburgiſchen Bauernhofe herrſcht gewöhnlich große Reinlichkeit und Ordnung. In den Wohnſtuben findet man meiſtens weißgeſcheuerte Tiſche, Bänke und Stühle und ein reich und zierlich beſetztes Topfbret; die in den Kachelofen eingeſetzten kupfernen Blaſen ſind blank polirt. Eigentliche Volksfeſte gibt es nicht; außer den drei hohen Feſttagen, den Landkirmſen, Verlobungs-, Hochzeits-, Aus- und Einzugs- und Kindtaufsfeſten, gibt es nur noch beſondere kleine Famalienfeſte und Kirſch-, Erntefeſte u. ſ. w. auch in Wirthshäuſern. Getanzt wird zwar bei den meiſten dieſer Feſte viel, allein die eigentlichen Nationaltänze ſind aus der Mode gekommen. Kartenſpiel iſt ſehr beliebt, und leider wird oft ſehr hoch geſpielt. Gut zu leben verſtehen die altenburger Bauern auch, und zumal wenn ſie in die Stadt kommen, laſſen ſie oft viel aufgehen. Die altenburgiſchen Landleute theilen ſich übrigens in drei Claſſen. Obenan, als die wohlhabendſten, ſtehen die Bauern und Anſpänner, dieſen folgen die Handbauern, Gärtner, Kühbauern, auch wol Hinterſaſſen genannt, und die dritte Claſſe endlich ſind die ſogenannten Kleinen, Häusler oder Nachbarn und Einwohner.

7) Der Schleſier. In den älteſten Zeiten wurde Schleſien von den Lyginen und Quaden bewohnt, welche im 6. Jahrh. durch die Slawen verdrängt wurden, wodurch das Land ſpäter an die Polen kam. Der Name Schleſien entſtand aus dem ſlawiſchen Worte Zle, womit die Polen den Begriff des Wortes Quade (böſe) bezeichneten. Unter der polniſchen Herrſchaft wurde das Chriſtenthum, aber auch polniſche Sprache und Sitte eingeführt. Die jetzigen Bewohner ſind theils Deutſche, theils Slawen vom polniſchen Stamme, in der Lauſitz aber auch Wenden. Die Slawen ſind häufiger auf der rechten Seite der Oder, und an den Grenzen von Polen und in Oberſchleſien noch am wenigſten germaniſirt. Hier, wie überall, zeichnet ſich der Deutſche durch Betriebſamkeit und höhere Cultur vor dem Slawen aus. Schleſien beſteht übrigens aus dem Herzogthume Schleſien, der Grafſchaft Glatz, dem preußiſchen Antheil der Oberlauſitz und einem geringen Theil der Neumark. Das Herzogthum Schleſien wird im gemeinen Leben gewöhnlich in Ober- und Niederſchleſien eingetheilt. Niederſchleſien zieht ſich von Brieg an auf beiden Seiten der Oder bis hinab zur brandenburgiſchen Grenze hin, Oberſchleſien dagegen bildet den ſüdöſtlichen Theil Schleſiens an der mähriſchen Grenze, und die Fürſtenthümer Troppau, Jägerndorf und Neiſſe und mehre ſogenannte Minderherrſchaften Oberſchleſiens ſind öſtreichiſch. Die Bewohner des Rieſengebirges ſind ſtark, ſchlank und geſund, genügſam, fleißig, ſittenrein, wohlwollend, religiös, aber auch leicht- und abergläubiſch. An die Sage vom Rübezahl glaubt das Landvolk noch immer. Die Tracht der Männer iſt ein blauer, grüner oder grauer Tuchrock, bis an die Schenkel oder bis ans Knie reichend, eine Tuchweſte, ſchwarze oder gelbe, kurze Hoſen, graue oder weiße Wollenſtrümpfe und ein dreieckiger Filzhut; dazu kommen Schuhe mit Nägeln, bei Schnee Schneereifen, bei Glatteis Steigeiſen. Die Schneereifen ſind meiſt von zähen Kienholzzweigen gemachte Reifen, die etwa 10 Zoll im Durchmeſſer haben und im Innern mit Schnüren durchzogen ſind. Dieſe Reifen werden platt unter jeden Fuß gelegt und mit Schnüren befeſtigt, wodurch der Fuß eine größere Oberfläche erhält und nicht leicht in den tiefen Schnee einſinken kann. Beim Gehen übers Gebirge ſichert man den Schritt durch einen glatten, etwa 5 böhmiſche Fuß

langen und 1½ Zoll dicken Fichtenſtock. Die Frauen tragen ein Mieder von Tuch mit großem flachen und ſteifen Latz, ein kurzärmeliges Hemd, vorn am Halſe mit einer Nadel zugeſteckt, um Hals und Bruſt außerdem ein Tuch von gedruckter Leinwand, dann einen grauen oder bunten Wollenrock, der bis an die Ferſen reicht, endlich eine Unterjacke, meiſt von ſchwarzem Zeuge, wollene Strümpfe und Schuhe; Unverheirathete tragen den Kopf bloß und das Haar in Zöpfen geflochten, die um den Scheitel zu einem Neſte gewunden werden; Frauen tragen Hauben von weißer oder geblümter Leinwand, und beide binden bei der Arbeit ein Tuch um den Kopf. Seine Wohnung baut der Gebirgsbewohner ſehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge. Bauart und Größe der Häuſer iſt im ganzen Rieſengebirge ziemlich dieſelbe, und „Baude“ iſt der allgemeine Name dieſer Häuſer. Außer einer von Steinen gemauerten Terraſſe, welche die Baſis bildet, iſt alles Uebrige, der größern Wärme wegen, von Holz gebaut. Dichtzuſammengefügte Bohlen bilden die Wände, ihre Fugen werden mit Moos ausgeſtopft und zuweilen mit Lehm übertüncht. Innen ſind die Wände, theils der größern Reinlichkeit wegen, noch mehr aber die Kälte beſſer abzuhalten, mit Bretern verkleidet, und der Fußboden iſt gedielt, von außen aber die Weſt- und Nordſeite der Häuſer mit Schindeln überkleidet. Die kleinere Hälfte der Baude nimmt die Wohnſtube ein, in welcher das Feuer auch des Sommers im großen Kachelofen kniſtert. Vor ihr befindet ſich die Hausflur mit der Küche, hinter dieſer der Milchkeller. Aus der Hausflur gelangt man in den Stall, der jedoch auch an der Vorderſeite des Hauſes einen Eingang, zum Aus- und Eintreiben des Viehes, hat. Auch die Bewohner Oberſchleſiens ſind ein kräftiger Menſchenſchlag. Wir haben Taf. 336 *Fig. 9* u. *10* einen Bauer und eine Bäuerin aus der Gegend von Krappitz abgebildet. Der Mann hat eine Pelzmütze auf, einen kurzen Rock mit großen Klappen und einer Reihe Knöpfe an, ein weißes Hemd mit übergeſchlagenem Kragen, ein buntes Tuch um den Hals geſchlungen, kurze Beinkleider und lange Stiefeln an, und einen langen Kittel über dem Anzug. Die Frau hat eine Mütze mit Pelzvorſtoß auf, eine Jacke mit großem Kragen und langen Schößen an, einen ziemlich langen, mit Band eingefaßten Rock, eine breite, faltige Schürze und ein rothes Tuch um, und um den Hals einen gekerbten Kragen. Strümpfe ſcharlachroth, Schuhe mit bunten Bandſchleifen.

8) Die **Böhmen** gehören zwei verſchiedenen Volksſtämmen an, dem ſlawiſchen und dem deutſchen. Die böhmiſchen Slawen, welche drei Viertheile der ganzen Bevölkerung ausmachen, nennen ſich Czechen (Tſchechen), gehören zu den nordweſtlichen (lechiſchen) Stämmen der Slawen, und ihre Sprache iſt unter allen Mundarten diejenige, welche zuerſt cultivirt wurde. Die Deutſchböhmen bewohnen meiſt die Grenzgegenden gegen Baiern, Sachſen und Preußen, und ihre Sprache iſt jetzt die der Gebildeten im Lande. Die czechiſchen Bewohner Böhmens gleichen ſich nicht überall. Im Nordoſten findet man hohe Kerngeſtalten und wohlgebildete Geſichter, was im Südweſten nicht der Fall iſt. Muskulös und ſtark, aber nicht fett, findet man den Böhmen überall. Die Deutſchböhmen ſind etwas höher gewachſen, namentlich ſind die Bewohner des Egerlandes ein derber, kräftiger Menſchenſtamm. Eigentliche Nationaltrachten findet man in Böhmen ſelten; faſt überall herrſcht der gewöhnliche deutſche Schnitt. Die ſlawiſchen Bewohner tragen einen rundgeſchnittenen Rock ohne Klappen, mit einer Reihe Knöpfe, einem ſehr niedrigen Kragen und vielen Falten an den Taſchen, eine Taſchenweſte mit einer Reihe metallner Knöpfe, kurze Beinkleider, wollene Strümpfe, einen runden, niedrigen Hut mit breiter Krempe oder ſtatt deſſen zuweilen die ältere hohe ſlawiſche Mütze von Pelz. Das Haar wird im ſüdweſtlichen Böhmen lang hinter die Ohren gekämmt, im Nordoſt aber auf verſchiedene Weiſe verſchnitten. Die Mädchen und Frauen tragen bis an das Genick und Kinn ein hohes, ſteifes, buttenförmiges Mieder, faltenreiche, ſchwere Röcke, oft acht bis zehn übereinander, rothwollene Strümpfe mit weißen Zwickeln, Schnallenſchuhe oder Klapppantoffeln, eine ſeidene oder baumwollene Schürze und ein Corſet mit rundem Hängekragen. Die Haare flechten ſie in Zöpfe, durch welche ſilberne oder meſſingene Nadeln geſteckt werden; darüber ſitzt eine Haube, rund und niedrig und hinten mit einer ſehr großen Bandſchleife. Die Mädchen tragen ſtatt der Haube eine Stirnbinde, deren breite, ſteife Enden wie Flügel beiderſeits herausragen. Um den Hals tragen ſie Perlenſchnüre oder auch Bänder, an denen Gold- und Silbermünzen hängen. Südlich von Prag fangen die Holzſchuhe an gemeiner zu werden. Die deutſchen Bewohner erkennt man ſogleich an dem dunkelblauen Rocke und der hochrothen, mit blanken Knöpfen beſetzten Weſte. An die Stelle des kleinen runden Hutes der Czechen tritt hier der dreieckige Hut mit vornheruntergeſchlagener Krempe. Der Landmann des Egerlandes bleibt ſeiner alten Tracht und der ſchwarzen Farbe treu, durch dieſelbe die Verwandtſchaft mit den Altenburgern vermuthen laſſend. Im pilſener Kreiſe, namentlich in der Herrſchaft Chotieſchau daſelbſt (Taf. 336 *Fig. 23* eine Frau aus jener Herrſchaft), tragen die Frauen Spitzenhauben mit breiten, runden Backen, einer rothen Bandroſe an der Seite und mit einem blauen, breiten Bande feſtgebunden. Die Taille iſt ſehr kurz, der blaue, mit bunten Bändern beſetzte Rock geht bis ans Knie; unter ihm werden aber noch andere Röcke getragen, ſodaß ſie hinten ſehr ſtark auftragen. Ueber die Bruſt wird ein weißes Hemdchen getragen, darüber ein rothes Tuch kreuzweiſe gebunden. Der übrige Anzug beſteht aus einem kurzen, rothaufgeſchlagenen und mit kurzen, vielfaltigen, abſtehenden Schößchen verſehenen Spencer, um den Leib wird eine bunte Schürze

und ein mit Gold oder Silber geſtickter Gürtel gebunden, die Strümpfe ſind ſcharlachroth, und die ſchwarzen Lederſchuhe haben große grüne Bandſchleifen. Auch ihre Kober ſind mit vielen bunten Bandſchleifen beſetzt. Die Mädchen tragen lange Zöpfe und um den bloßen Kopf eine Art Diadem und blaues Band, hinten aber langherabhängende bunte Bänder. Der Mann hat einen großkrempigen, runden Hut mit breitem Schnallenband und Schnüren, eine Schoßweſte und einen langen Rock, beide roth eingefaßt, mit großen grünausgenähten Knopflöchern und dicht aneinanderſtehenden zahlreichen (am Rocke über vierzig) Knöpfen. Der Rock iſt weiß gefüttert. Die Beine bedecken kurze, gelbe Lederhoſen und ſchwarze Stulpſtiefeln. Die deutſche Mundart im pilſener Kreiſe kommt übrigens mit der fränkiſchen ziemlich überein, und es zeigt ſich ein Uebergang von der fränkiſchen zur ſächſiſchen Mundart. Im bunzlauer Kreiſe iſt die Männertracht ein Hut mit breiter Krempe, ſchwarze Lederhoſen und ein kurzer, dunkelblauer Rock; die Weiber tragen eine runde Kappenhaube mit ſchmalem, glatt an Stirn und Wange anliegendem Spitzenbeſatze; die Mädchen aber Zöpfe, die auf dem Scheitel in ein Neſt zuſammengewunden ſind, welches von einer Nadel gehalten wird, und darüber ein Tuch. Der übrige Anzug beſteht aus einem hohen Latze, bunten Bandſchleifen an den Achſeln, einem kurzen, faltenreichen Rocke, rothen Strümpfen und Schuhen mit hohen Abſätzen. Die deutſchen Bewohner des Böhmerwaldes (nördlich bis gegen Tauß, ſüdlich bis zum Ende des kaiſerl. Freibauerngebietes, öſtlich durch die anwohnenden Czechen, weſtlich durch den Böhmerhochwald geſchieden) ſind mittelgroß, haben blondes Haar, ſind heiter und kräftig, zuweilen derb, zeigen große Liebe zu Muſik und Geſang und haben großes Talent dazu. Im Hauſe ſind ſie fleißig und fromm, freundſchaftlich gegen die Nachbarn und gefällig. Auch bei ihnen paart ſich Wanderluſt und Heimatsliebe auf ſo eigenthümliche Weiſe. Die Männertracht beſteht in ſchwarzledernen, an den Nähten mit weißen Schnüren beſetzten, kurzen Hoſen, weißen Strümpfen und Schuhen, oder blauen Strümpfen und Halbſtiefeln, welche faltig bis unter die halbe Wade herabfallen, in einer karminrothen, blau- oder grünſeidenen Weſte mit eingemalten Goldblümchen und blanken Knöpfen geſchmückt, in einer veilchenblauen oder ſchwarzen Mancheſterjacke, welche bis zu den Hüften, ohne eng anzuſchließen, herunterreicht und endlich in einen bis zu den Knöcheln herabreichenden Tuchrock, der einen ſchmalen, einfachen, ſteif aufrechtſtehenden Kragen hat. Ein karminrothes Tuch wird um den Hals geſchlungen, und in der Schlitztaſche an der rechten Seite der Hoſen ſteckt das ſilberbeſchlagene Beſteck. Die Frauen binden über den Kopf ein farbiges Tuch, unter dem nur an den Schläfen einige Haare hervortreten. Ihre Zeugjacke reicht nicht ganz bis an die Hüfte, iſt um die Bruſt ſtark ausgeſchnitten und läßt oben über dem breitgarnirten Ausſchnitte das faſt bis an den Hals reichende Hemde ſichtbar werden. Unter der Jacke haben die Mädchen das Mieder an, das ſchwarz oder roth und mit Goldborde beſetzt iſt. Der Rock beſtand ſonſt aus ſtarkem rothen Zwirnzeuge und reichte kaum zur Wade, jetzt iſt er länger und aus verſchiedenem Zeuge gemacht. Die Strümpfe ſind meiſtens weiß.

9) Der Oeſtreicher zeigt im Allgemeinen mehr freudige und geſunde Gemüthlichkeit als ernſtere Gemüthstiefe, er beſitzt Biederkeit, Treuherzigkeit, Sinn für fremdes Geſchick, Gaſtfreiheit und Wohlthätigkeit, mit einem Worte, er zeigt ein gutes deutſches Herz, wobei jedoch der Verſtand nicht zurückbleibt. Bei der Erhebung des Volks im Jahre 1848 hat man recht deutlich geſehen, wie wahr Das iſt, was Duller vom Oeſtreicher ſagt: „Wie lebensfroh, leichtſinnig, vergnügungsſüchtig der Oeſtreicher (beſonders der Wiener) iſt, ſo glaube man doch ja nicht, daß Schau-, Hör-, Eß- und Tanzluſt ihn auf Koſten des klaren Blickes und der richtigen Ueberzeugung ganz und gar einnehmen. Namentlich hält ihn, wie ſehr er auch an Dulden gewöhnt worden, ein ſtarkes Rechtsgefühl aufrecht, und in den Städten, insbeſondere in Wien, regt ſich unter all den Blumendecken der Sinnlichkeit der Geiſt mit gebieteriſchem Verlangen, um die ihm gebührende Theilnahme an Allem, was die germaniſche Menſchheit zu fodern und zu vollbringen hat. Wie mächtig dieſer Trieb in allen Gebildetern, im rechten Kerne des Volkes iſt, ebenſo mächtig iſt auch die Vaterlandsliebe, einer der ſchönſten und ehrenhafteſten Charakterzüge des Oeſtreichers. Es iſt nicht die bloße Scholle, die er liebt, es iſt die heilige Idee des Vaterlandes, für die er freudig jeder Gefahr trotzt." Wie in den Mundarten, die wir hier nicht näher beleuchten können, ſo iſt auch in Sitte und Tracht zwiſchen Nieder- und Oberöſtreichern und bei den erſtern wieder zwiſchen den Bewohnern verſchiedener Gegenden zu unterſcheiden, ſelbſt in Beziehung auf Körperbildung, Schönheit und Kraft. Die Tracht iſt in Mitten des ganzen Landes ziemlich dieſelbe und nicht eben kleidſam; Tücher, bei den Reichern ſchwarzſeidene, um die Köpfe gebunden, daß zwei lange Zipfel auf den Nacken fallen, kurze Jäckchen mit hoher Taille und breiten Schulterblättern, buntes Tuch um Hals und Buſen, lange Röcke und Schürzen gehören zur Kleidung des weiblichen Geſchlechtes; bei der männlichen Kleidung, und zwar bei der von Handwerkern in kleinern Städten vorzüglich, finden wir Tuchkappen oder altmodiſche Filzhüte, mittellange Röcke und kurze oder lange Beinkleider; näher den Bergen und in den Gebirgen ſelbſt aber treten die Eigenthümlichkeiten der angrenzenden Alpen- oder Bergländer hervor, und näher den Städten zeigen ſich deren Einflüſſe, namentlich bei Wien, meilenweit in der Runde. Die Oberöſtreicher ſind ein leicht empfängliches Volk, das voller Humor, aber auch betriebſam, wohlwollend und bieder iſt, ſeine Herzlichkeit mit Klugheit und Ge-

wandtheit verbindend. Ihr ſchönes Land wiſſen ſie beſſer zu cultiviren als die Unteröſtreicher, ja in der Landwirthſchaft überhaupt haben ſie viel größere Fortſchritte gemacht als jene. Dabei iſt es auch ein ſchöner, geſunderer Menſchenſchlag; iſt doch die Schönheit der oberöſtreichiſchen Frauen bekannt, ja die der Linzerinnen ſogar zum Sprichworte geworden. — Die Salzburger ſind ein poetiſcher, tüchtiger, mannhafter Menſchenſchlag. Wir haben eine Salzburgerin Taf. 336 *Fig. 19* mit der kleidſamen goldreichen Haube abgebildet. Eine ähnliche Haube tragen auch die Linzerinnen und andere Oeſtreicherinnen, kommen aber jetzt immer mehr aus der Mode. Der Bauer aus dem Pongau im Salzburgiſchen (*Fig. 16*) hat einen breiten Gurt um den Leib, grüne Hoſenträger, die durch ein Querband verbunden ſind, ferner eine Weſte mit zwei Reihen Knöpfen, kurze, ſchwarze Beinkleider, weiße oder graue Strümpfe, Schuhe und einen braunen, grünvorgeſtoßenen Rock, ohne Klappen und mit kurzem Kragen. Der Hut iſt ein gewöhnlicher runder. *Fig. 17* ſtellt einen oberöſtreichiſchen Bauer vom St.-Gilgenſee vor, mit rundem Hute, kurzer, rother, mit Goldſchnur eingefaßter Weſte, kurzer, blauer, gewöhnlicher Jacke mit Metallknöpfen, kurzen, ſchwarzen Hoſen mit breitem Gurte, Schnurenbeſatze am Latze und am Knie zugebunden und zugeknöpft mit einer Reihe Knöpfen. Strümpfe weiß, an den Füßen Halbſtiefeln, welche vorn zugeſchnürt werden. Das Landmädchen vom Fuſchlſee in Oberöſtreich (*Fig. 18*) hat einen runden, etwas breitkrempigen Hut, einen niedrigen Bruſtlatz und ein Bruſttuch, einen langen, bunten Rock mit blauer oder anders gefärbter Schürze als Anzug. Um den Hals trägt es ein breites Perlenhalsband mit großem Schloſſe.

10) Die Steiermärker gehören zwei ganz verſchiedenen Stämmen an, dem germaniſchen und dem ſlawiſchen, von denen erſterer den nördlichen, letzterer, die Wenden, den ſüdlichſten Theil Steiermarks bewohnen. Die Mundart der Deutſchen iſt die oberdeutſche, rauh und hart und reich an veralteten Wörtern und Provinzialismen, übrigens ſehr ähnlich der öſtreichiſchen. Die weinerlich ſingende Sprache der Mittelſteiermärker wird nur durch Gewohnheit erträglich. Der Oberſteiermärker hat einen mehr gedrungenen, ſtarken Körper und eine feſtere Geſundheit, während der Unterſteiermärker in ſeinen mildern Gegenden und bei ſeinen weniger beſchwerlichen Arbeiten größer und ſchlanker heranwächſt, aber auch weniger zu ertragen im Stande iſt. Der Oberſteiermärker beſitzt noch die alte deutſche Redlichkeit in hohem Grade, und nur ſelten wird ſie von Derbheit begleitet. In den Gebirgsgegenden zeigt ſich ſein harmloſer, fröhlicher Sinn in ſeiner großen Liebe zum Geſange und Tanze und in ſeinen Volksliedern. Die Muſik zum Tanze, bei der nie eine Art von Cimbal („Hackbrettl“) fehlen darf, neben welchem nur noch zwei Violinen und ein Violon geſpielt werden, hat meiſt Volksmelodien zur Grundlage; und ſo beredt der ſchon an ſich originelle ſteieriſche Tanz durch ſein Drehen, Wenden, Verſchlingen, Loslaſſen, Entfernen, Wiederfinden und ſtilles Dahinwiegen iſt, ſo bleibt es doch nicht bei dieſer Geberdenſprache der gutmüthigen Fröhlichkeit und der herzlichen Liebe allein, ſondern die Tänzer miſchen oft auch einzelne Liederſtrophen ein, und nicht ſelten beim Aufſpringen und Händeklatſchen einige abgebrochene Jodeltöne oder einen hell durchſchneidenden Pfiff, welcher der Ausdruck des höchſten Vergnügens iſt. Dabei iſt der Oberſteiermärker fromm bis zur Bigotterie und zum Aberglauben, aber auch mitleidig und wohlthätig. Der Landmann iſt trotzig ſtolz auf ſeinen Stand, dem Höherſtehenden nicht demüthig, noch unterwürfig, und haßt nichts mehr als Parteilichkeit. Das Fenſterln (Gaſſeln) iſt hier Sitte, und die leiſen Töne des Brummeiſens (Maultrommel) locken die auserkorene Dirne ans Fenſter. Außer Geſang und Tanz liebt der Oberſteiermärker auch mit Leidenſchaft Scheibenſchießen und Jagd. Die Kleidung iſt bei den Steiermärkern ſehr verſchieden; die deutſchen Bewohner tragen durchaus deutſchen Schnitt, die wendiſchen zum Theil deutſche, häufiger kroatiſche Kleidung. Ein dunkelgrüner oder brauner oder grauer, grün aufgeſchlagener Rock, grüner Hoſenträger mit Bruſtgurt, ſchwarzlederne Hoſen, ein breiter, lederner Gürtel, Bundſchuhe und große ſchwarze, oft ſpitzige und hohe Hüte ſind die Hauptkleidung des Oberſteiermärkers. Gern ſchmückt er ſeinen Hut mit Auer- oder Birkhahnsfedern und dem Gemsbarte. An die Stelle des Rockes tritt zuweilen, wie bei dem Taf. 336 *Fig. 20* Abgebildeten, eine braune oder graue, grün aufgeſchlagene Jacke, und der Hut iſt auch wol von grünem Filze und nach oben nicht ſpitzig, ſondern im Gegentheil breiter werdend, mit einem breiten, grünen Bande und großer Schnalle. Die Weiber (*Fig. 21* u. *22*) tragen einen faltenreichen, wollenen Rock von grüner, brauner oder ſchwarzer Farbe, einen bunten Bruſtfleck, ein farbiges Mieder oder Leibchen, ein kurzes Corſet von gedruckter Leinwand oder Kattun, eine blaue, leinene Schürze, rothe oder grüne, wollene Strümpfe, und den Kopf bedeckt ein Filzhut, oder einer von ſchwarzem Zeug mit breiter, faltiger Krempe, oder eine ſchwarze, kegelförmige, oder eine große runde, ſchwarze, faltige Mütze mit Goldband.

11) Die Illyrier. Das Königreich Illyrien beſteht im nördlichen Theile aus den Herzogthümern Krain und Kärnthen und im Süden aus dem ſogenannten Küſtenlande. Die meiſten Einwohner ſind ſlawiſchen Stammes, viel geringer iſt daſelbſt die Zahl der Deutſchen, Italiener u. ſ. w. Die in Kärnthen wohnenden Slawen ſind Wenden, zu denen auch die Gailthaler, Roſen- und Faunthaler gehören. Die Deutſchen in Kärnthen ſind von fränkiſch-bojiſcher Abkunft. Krain wird beinahe ganz von Wenden bewohnt, die man gewöhnlich Krainer nennt, und mitten unter denen ein Völkchen echt germaniſchen Urſprungs, die

Gottſcheer, wohnt. Den größten Theil des illyriſchen Küſtenlandes bewohnen Slawen, und zwar Karſter, Poiker und Tſchiſchen, Iſtrier, Liburnier und Furlaner oder Friauler. Die ſlawiſchen Bewohner ſind im Allgemeinen von gutem Körperbau, geſund und von langer Lebensdauer. Die deutſchen Kärnthner kommen in ihrem Aeußern dem Steiermärker ſehr nahe. Sie ſind ein ſehr gutmüthiges, rechtliches, betriebſames und fleißiges Volk, das aller Prahlerei feind iſt. Die kärnthiſchen Wenden ſind weniger arbeitſam als die Deutſchen und, die Gailthaler ausgenommen, weniger reinlich. Die Krainer ſind rechtlich, bieder, arbeitſam und munter, dabei aber jähzornig und ſehr abergläubiſch. Der Gottſcheer gilt als ein gutmüthiger, ſparſamer, getreuer und frommer Menſch. Der Charakter der Bewohner des illyriſchen Küſtenlandes iſt zum Theil der ſlawiſche, wie in Krain, zum Theil geht er in den italieniſchen über. Die Landestracht der Kärnthner nähert ſich im Allgemeinen der ſteierſchen. Der Bauer trägt einen kurzen wollenen Rock (im Winter einen Schlafpelz), die Wolle nach Innen gekehrt, ein lodenes, d. i. grobwollenes, oder ein ledernes Wamms mit einer Reihe Knöpfe in der Mitte, ein ſchwarzes Tuch um den Hals geſchlungen, kurze lederne Hoſen, in deren Seitentaſche nach Gebirgsſitte Meſſer und Gabel ſtecken, weiße Strümpfe und Bundſchuhe, die mit Riemen am Fuße befeſtigt werden; die Bäuerin einen kurzen Rock, die Schuhe mit Bändern befeſtigt, auf dem Kopfe eine glatt anliegende, rings mit Band gezierte Haube oder eine Pelzkappe und darüber einen ſehr großen runden Hut. Der deutſche Krainer trägt meiſtens ein rothes Kamiſol, einen dunkelbraunen Tuchrock, kurze ſchwarze Hoſen und blaue Strümpfe; der Unterkrainer auf Reiſen die Torba, d. i. eine kleine Taſche, der Oberkrainer die Baſſaga (den Zwergſack) über der Schulter; der Letztere im Winter einen weißen Schafpelz; die Krainerin eine mit weißen Spitzen beſetzte, ſchwarzſeidene Haube, ein ſchwarzes, in viele Falten gelegtes Oberkleid und rothe, wollene Strümpfe. Der Gottſcheer in Krain (Taf. 336 *Fig. 24* ein Mann dieſes Volksſtammes), ein fleißiger, handelsbetriebſamer Volksſtamm, der daheim viel Leinwand, Holzwaaren, Siebe u. ſ. w. verfertigt und mit denſelben oder mit Südfrüchten, Baumöl, Roſoglio, Eiſenwaaren u. ſ. w. zu Markte zieht, trägt einen breitkrempigen, runden, niedrigen Filzhut auf dem Kopfe, Hals und Bruſt meiſt bloß, das Hemd mit breitem Kragen (damit er über den Rock geſchlagen werden kann) über den weiten, grobtuchenen Pluderhoſen oder langen, mit Band beſetzten Lederhoſen, und in letzterm Falle dann niedrige Schuhe mit vielen Lederriemen oder kurze Stiefeln, dann ein kurzes Wamms und ein weißgraues oder braunes kurzes Tuchkleid ohne Falten und Taſchen, einen breiten Ledergurt um den Leib und im Winter noch einen weißgrauen Mantel von grobem Tuche. Die Frauen tragen eine große weiße Decke, welche hinten über den Rücken hinabfällt, vorn unter dem Kinne zuſammengeknüpft wird; ihr Haar iſt kurz verſchnitten, die Mädchen dagegen tragen Zöpfe. Ein langes Hemd mit Manſchetten und breitgefaltetem Halskragen, Unterrock und Schürze von Linnen und darüber ein weiter, grober Tuchrock, aber ohne Aermel, und um den Leib ein blauer oder ſchwarzer, wollener Gürtel iſt der Anzug dieſer Frauen.

12) Die Tiroler theilen ſich in deutſche (im Norden) und italieniſche (im Süden). Die deutſchen Tiroler ſind ein ſchöner Schlag Menſchen, oft etwas hager, aber dabei muskulös, mit klugen Augen, offenen Geſichtszügen, hoch und breitſchulterig, geſund, kräftig und bis ins hohe Alter rüſtig. Mancher Tiroler könnte als Modell männlicher Schönheit dienen; dagegen iſt das weibliche Geſchlecht von der Natur ſeltner ſo ausgeſtattet. In der Gegend von Innsbruck findet man jedoch häufig auch bei dem weiblichen Geſchlechte eine reizende Phyſiognomie, ovale Geſichter, ſchöne braune Augen, bald dunkle, bald hellblonde Haare, in beiden Fällen aber einen weißen Teint. In andern Gegenden iſt dagegen das weibliche Geſchlecht von ſo koloſſalen Formen, daß ſie mit jenen im grellſten Contraſte ſtehen. Die Mundarten ſind in Tirol abweichend, laſſen ſich jedoch zu drei Hauptgruppen zuſammenſtellen: die bregenzer, die unterinnthaler und die zillerthaler. Die erſte zeigt allemanniſchen Stamm und hat noch viele altdeutſche Sprachformen; die zweite iſt die weichſte, leicht und nachläſſig; die dritte dagegen nachdrücklich und hart, mit ſtarker Betonung der Kehllaute. Die beiden letztern ſtammen aus bairiſcher Wurzel. Die Tracht des Tirolers iſt maleriſch, doch in jedem Thale wieder abweichend. Der Paſſeyrer (Taf. 336 *Fig. 12* u. *13*, Mann und Frau) hat ſeine braune Jacke roth und grün ſchmal eingefaßt, die Hoſenträger braun und den grünen Hut gelb eingefaßt. Die kurzen ſchwarzen Hoſen, der violette Bruſtlatz unter den Hoſenträgern, der breite ſchwarze Ledergurt um den Leib, die weißen Strümpfe, die jedoch unter dem Knie das Bein bloß laſſen, und die mit rothem Bande beſetzten Schuhe bilden das Uebrige der Kleidung. Unkleidſam geht dagegen das weibliche Geſchlecht; denn die große, dick aufgepolſterte Mütze, die nicht eng anſchließende Jacke mit kurzen Manſchettenärmeln, der weite, lange, faltige Rock, die weite Schürze und die keineswegs ſehr knappe Taille geben demſelben ein gar plumpes Anſehen. Die Bregenzerin (*Fig. 11*) trägt eine ähnliche, aber mehr kegelförmige Mütze, einen langen, ſchwarzen, faltigen Rock, der oben an der Bruſt eckig ausgeſchnitten und mit Borde beſetzt iſt, und darüber zeigt ſich ein goldgeſticktes Schild oder weißes Hemdchen. Das Kleid reicht bis an die Knöchel. Die Bregenzerinnen gelten übrigens nächſt den Zillerthalerinnen als die ſchönſten. Der Zillerthaler (*Fig. 14* u. *15*) hat einen großen ſpitzigen Hut mit Gemsbart, Blumen und Hahnenfeder, eine rothe, gelb oder golden eingefaßte Weſte (Bruſtlatz), eine

braune, lodene Jacke, ſchwarze, kurze Beinkleider, einen ſchwarzen Ledergurt mit Stickerei, die mit Kielen der Pfauenfedern (gewöhnlich ſteht in der Mitte der Name) geſtickt iſt, weiße Strümpfe und ſchwarze gewöhnliche Schuhe. Um den Hals wird ein ſchwarzes Tuch geſchlungen. Die Zillerthalerin trägt einen ähnlichen grünen oder gewöhnlicher ſchwarzen Hut, ihre übrige Kleidung weicht aber jetzt von der gewöhnlichen deutſchen nicht ab. Die botzener Bauern tragen einen langen braunen Rock, die Puſterthaler kurze Beinkleider und Jacke, dunkle Weſte, ſchwarzen ledernen Gürtel, weiße oder blaue Strümpfe, und im Oberinnthale ſchwarze, kurze Beinkleider, ſcharlachrothe Weſte, grüne Hoſenträger darüber, eine Jacke von verſchiedener Farbe, grüne oder blaue Strümpfe und breitkrempige, ſchwarze oder grüne Hüte mit Bändern.

Die Treuherzigkeit der Tiroler iſt bekannt, dabei iſt es auch ein ſehr religiöſes Volk, fleißig und genügſam, ſcharfſinnig, muthig und hochherzig, dabei mit der Liebe zum Vaterlande große Wanderluſt verbindend, übrigens immer munterer, fröhlicher Laune, Singen, Jodeln, Pfeifen, Muſik und Tanz wie der Steiermärker liebend.

13) Die Schweizer ſind — außer den Einwohnern des Cantons Teſſin, welche italieniſchen Stammes, und denen im Canton Genf und an den Grenzen Frankreichs, welche franzöſiſchen Stammes — ebenfalls deutſchen Urſprungs. Nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reichs nahmen nämlich die Alemannen, Burgunder und Oſtgothen das faſt entvölkerte Land in Beſitz, ließen aber den Urbewohnern, den Helvetiern, ihre Sitten und Geſetze. Dadurch vermiſchten ſich die verſchiedenen Völkerſchaften, und der deutſche Stamm blieb endlich vorherrſchend. Im Allgemeinen erſcheinen die Schweizer als ein trefflicher Menſchenſchlag von kräftiger Geſtalt und Sinnesart; doch ſind die Frauen gewöhnlich wohlgeſtalteter und in manchen Gegenden von ausgezeichneter Geſichtsbildung, was beſonders von den Weibern im Haslithale im berner Oberlande gilt, welche ſanftere Geſichtszüge und zartere Körperformen zeigen als die Bewohnerinnen anderer Cantone. Die Schweizer ſind ein treues und redliches Volk, das ſeinen urſprünglichen Charakter feſt bewahrt, unerſchütterlich an ſeinem Vaterlande und den Sitten der Vorfahren hängt und von Liebe für die Freiheit erglüht. In einzelnen Cantonen herrſcht viel Induſtrie und ein blühender, durch ſchöne Kunſtſtraßen gehobener Handel. Viehzucht und Alpenwirthſchaft ſind jedoch die Hauptnahrungsquellen. Die Cantone Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg, Solothurn, Teſſin und Wallis ſind katholiſch, Zürich, Bern, Baſel, Schaffhauſen, Genf und Neuenburg reformirt, Graubündten, St.-Gallen, Appenzell, Glarus, Turgau, Aargau und Waadt bekennen ſich zu verſchiedenen Confeſſionen. Die Katholiken machen etwa $^3/_8$ der Bevölkerung aus. Die Kleidertracht der Männer iſt weniger verſchieden als die des weiblichen Geſchlechts, die faſt in jedem Canton eine andere iſt.

Nach kurzer Betrachtung dieſer einzelnen deutſchen oder doch deutſch ſprechenden Völkerſchaften werfen wir noch einmal einen Blick im Allgemeinen auf ſie und zwar in Beziehung auf die geiſtige und körperliche Ausbildung der Deutſchen. Obgleich das ſonſt ſo rauhe, durch das Ausroden der Wälder nun aber mild gewordene Klima, der Umgang mit fremden Völkern und die Annahme ihrer Sitten und Laſter im Ganzen dieſe Nachkommen der alten Deutſchen mehr oder weniger verweichlicht hat, ſo haben wir doch geſehen, daß es, namentlich unter den Bergbewohnern, noch gar kräftige Geſtalten gibt, und daß Treue, Redlichkeit, Offenheit, Häuslichkeit und Arbeitſamkeit ihre vorherrſchenden Tugenden ſind. Dazu tragen ihr richtiger Verſtand, ihre Ausdauer auch in wiſſenſchaftlichen Arbeiten und ihre dadurch erlangte Gelehrſamkeit die ſchönſten Früchte, wenn auch bei ihrem tiefern Eindringen in die Künſte und Wiſſenſchaften und bei ihrer Bedachtſamkeit vielleicht etwas ſpäter als bei andern Völkern. Deutſchland war es vorzüglich, das die vorzüglichſten Philoſophen bildete, und in keinem Lande ſteht die Schulbildung, ſowol die höhere als der Volksunterricht, auf einer ſo hohen Stufe als in unſerm Vaterlande. Die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und Induſtrie blühten von jeher unter den deutſchen Völkern der Neuzeit, und den beſten Beweis für ihre geiſtige und bürgerliche Thätigkeit gibt deutlich genug der große Wohlſtand deutſcher Länder, der trotz der weniger günſtigen geographiſchen Lage, trotz der Kriege und Revolutionen, die in denſelben wütheten, trotz ihrer Zerſplitterung ſelbſt den begünſtigſten Ländern wol kaum nachſteht. Wenn übrigens die Jugend ſo fortfährt, wie ſie gegenwärtig begonnen, dem Körper durch regelrechte Leibesübungen Gelenkigkeit, Kraft und Geſundheit zu verſchaffen, ſo dürfte der Deutſche bald nicht nur an Körper, ſondern auch an Geiſt erkräftigen, wie früher nie; denn daß mit Erkräftigung des Körpers auch zugleich der Geiſt friſcher und kräftiger wird, haben die Erfahrungen bei den Turnübungen vielfach gelehrt. Dieſe Turnübungen ſind es eben, welche in Deutſchland recht eigentlich ihren Platz gefunden haben. „Turn“, ſagt der Altmeiſter der Turnkunſt, Profeſſor Jahn, „in turnen, Turner u. ſ. w. iſt ein rein deutſcher Urlaut, der auch in mehren deutſchen Schweſterſprachen vernommen wird, in ausgeſtorbenen und noch lebenden, und überall drehen, kehren, wenden, lenken, ſchwenken, großes Regen und Bewegen bedeutet.“ Aus dieſer Worterklärung ergibt ſich nun, daß die Turnkunſt die Kunſt iſt, Leibesübungen nach gewiſſen Regeln anzuſtellen, wie ehedem in den Gymnaſien der alten Griechen, woher dieſe Künſte auch gymnaſtiſche Künſte genannt wurden. Die gewöhnlichen Uebungen der Turnkunſt ſind: a) Heben, Tragen und Ziehen; b) mit Anſtand und Leichtigkeit gehen; c) das Laufen mit Rückſicht auf

Schnelligkeit und Ausdauer; d) das Springen in die Höhe, Weite und Tiefe, mit oder ohne Springſtock; e) das Ringen, um den Gegner zu Boden zu werfen oder ſeinen Händen Etwas zu entreißen; f) das Werfen in die Höhe, Weite oder nach einem Ziele, kunſtlos mit Steinen, oder mit der Schleuder, oder dem Wurfſpieße; g) das Klettern an einem Körper, z. B. an einem herabhängenden Seile, oder an einer Stange, an Bäumen u. ſ. w.; h) die Haltung des Gleichgewichts (equilibriſtiſche Künſte oder Balanciren) und zwar des eigenen Körpers, z. B. beim Stehen auf einem Beine, beim Stehen oder Gehen auf einem Balken, einem Seile, beim Stelzen- und Schlittſchuhlaufen. i) Endlich iſt hierher auch das Tanzen, Reiten, Schwimmen und Fechten zu zählen. Auf den Turnplätzen, d. h. auf den Plätzen, wo Turnübungen vorgenommen werden ſollen, ſind gewöhnlich Vorrichtungen zu den verſchiedenen Uebungen zu finden. Ganz eigenthümliche Vorrichtungen dazu ſind Barren und Reck. Der Barren beſteht aus zwei wagerechten, gleichlaufenden, 8 Fuß langen Hölzern (Holmen), deren jedes auf zwei Ständern (Pfählen, kleinen Säulen) ruht. Die Holmen müſſen von feſtem, glattem, nicht ſplitterndem Holze ſein, das völlig ausgetrocknet iſt. Man muß ſie mit der Hand gehörig feſt faſſen und halten können, und ſie dürfen auch nicht ſo ſchmal ſein, daß ſie zu ſehr drücken oder einſchneiden, wenn man ſich auf ſie ſetzt. Auch müſſen ſie natürlich der Größe des Turners angepaßt, dazu ganz gleich und auf der obern Seite gleichmäßig zugerundet, an den beiden untern Kanten aber nur verſtoßen ſein. Der Ständer darf oben nicht breiter als der Holmen ſein, muß aber nach unten an Stärke zunehmen und beim Aufrichten tief eingegraben werden, daß er gehörig feſtſteht, und zwar ſo, daß ihn auch der ſtärkſte Mann nicht wankend machen kann. Das Reck iſt eine auf zwei Ständern wagerecht ruhende, wenigſtens 2 Zoll ſtarke, völlig runde, 3—4 Ellen lange Stange, alſo gleichſam die eine Seite des Barren, aber beträchtlich höher und mit ganz runder Stange. Das Reck muß ſo hoch ſein, daß der unter ihm Stehende die Stange mit den emporgehobenen Händen gerade zu erreichen im Stande iſt. Natürlich muß dieſe Stange ganz beſonders von feſtem Holze ſein, ſie darf ſich nicht drehen, und auch die Ständer müſſen feſtſtehen. Die einfachſten und leichteſten Uebungen am Barren ſind: 1) vermöge eines Schwunges mit beiden Händen auf beiden Holmen ſich ſo geſtützt zu erhalten, daß Arme und Körper ganz geſtreckt ſind. 2) Man ſetzt die eine Hand, in derſelben Körperrichtung bleibend, ein Stück vorwärts auf den Holm, thut ein Gleiches mit der andern, und fährt ſo fort, bis man an das Ende des Barren kommt. Hierauf hüpft man 3) mit beiden Händen zugleich ebenſo auf dem Barren vor- und rückwärts. Eine beſonders gute, die Bruſt und die Arme ſtärkende Uebung iſt das langſame Heben und Sinkenlaſſen des Körpers, indeß die Arme auf dem Barren geſtützt ſind. Auch das Schwingen und Wippen des Körpers zwiſchen den Holmen iſt eine recht gute Uebung. Die Uebungen am Reck ſind Hang-, Schwung- und Schwebübungen. Taf. 158 in den beiden obern Feldern ſind zwei Turnplätze abgebildet, und wir erblicken *Fig. 1* die hockende und *Fig. 2* die ſpreizende Stellung beim Springen über die Schnur; *Fig. 3, 4* u. *12* q das Voltigierpferd, und zwar erblickt man bei *Fig. 3* das Emporheben der Füße aus dem Schluſſe, bei *Fig. 4* den Seitenſprung mit geſchloſſenen Füßen, übers Kreuz (die Wende), und bei *Fig. 12* q das Aufſchwingen von hinten; *Fig. 5* u. *6* das Springen mit dem Stabe, und zwar *Fig. 5* den Seiten- und *Fig. 6* den Höhenſprung; *Fig. 7* den Ringkampf, und zwar während des Aufhebens des Gegners; *Fig. 8* das Laſtziehen, eine Anhöhe hinauf; *Fig. 9* der Springel, eine quergeſpannte Schnur zum Springen über dieſelbe; die Schnur kann in verſchiedenen Höhen zwiſchen den Ständern befeſtigt werden; *Fig. 10* das Handſtehen kopfunter auf dem Barren; *Fig. 11* das Klimmen an den Sproſſen der Leiter vorwärts; *Fig. 12*, a Barren, b Recks, c Schwebebaum, d großer Maſt mit Kreuz, e Maſten, f Querbalken, g Kletterſtange, h Lehnſtange, i Holzleiter, k Strickleiter, l Seile, m Knotenſeil (zum Klettern), n eiſerne Ringe an einem Seile hängend, um ſich daran in der Luft zu ſchwingen, o Hand- und p Fußhaken, um ſich daran mit den Füßen oder Händen beim wagerechten Hinausſtrecken des Körpers in die Luft feſtzuhalten, q Voltigier- oder Schwingpferd. In dem untern Felde der Taf. 158 ſind auch equilibriſtiſche Künſte abgebildet, wie ſie oft von herumziehenden Künſtlern öffentlich für Geld gezeigt werden. In der neuern Zeit zeigen häufig gymnaſtiſche Künſtler die naturwidrigſten Gliederverrenkungen, ſodaß oft alle Gliedmaßen des Körpers umgedreht zu ſein ſcheinen. Nach Deutſchland kam dieſe Kunſt aus England, wohin ſie urſprünglich aus Oſtindien gekommen war; ſie überſchlagen auch wol ihren Körper, und wir ſehen z. B. *Fig. 1* das Rückwärtsüberſchlagen mit Aufſetzen der Hände. So ſind jetzt auch die Beduinenkünſte üblich, welche urſprünglich in Europa von Beduinen gezeigt wurden, und dazu gehören z. B. die *Fig. 2—4* abgebildeten Pyramiden; ferner erblickt man *Fig. 5* die Equilibers zwiſchen zwei Stühlen, indem der Equilibriſt an den Querleiſten zweier Stühle ſich feſthält und dann den Körper kopfunter in die Höhe ſtreckt, dann aber mit den Händen immer höher greift, bis ſich dieſelben endlich auf die oberſte Querleiſte ſtützen, auf letztere ſtellt ſich auch wol der Equilibriſt mit der Spitze beider Füße und läßt dann den einen Stuhl langſam ſo weit wegziehen, daß die ausgeſtreckten Beine ganz wagerecht zu liegen kommen; ſehr häufig ſieht man jetzt auch das *Fig. 6* abgebildete Equiliber auf Händen und Füßen, ferner athletiſche Künſte aller Art, namentlich große Athletengruppen, bei welchen der Athlet *Fig. 7* drei und mehr Perſonen in

verſchiedenen maleriſchen Stellungen auf ſich trägt. Ein ſehr gewöhnliches, aus England zu uns herübergekommenes Kunſtſtück iſt der Flaſchentanz (Taf. 158 *Fig. 8* im untern Felde), bei welchem die oft ſehr ſchwierigen Equilibers auf und an dem Halſe von Flaſchen ausgeführt werden. Zu dieſen equilibriſtiſchen Künſten gehören aber auch die ſogenannten Jongleurkünſte, welche aus Oſtindien ſtammen, die Künſte der Seiltänzer und Kunſtreiter. Bei dem Kunſtreiten, das gewöhnlich nur zur Schauſtellung von herumziehenden Künſtlern geübt wird, zeigt der Reiter ſeine Fertigkeit auf zu dieſem Zwecke zugerittenen Pferden, in leichter Körperhaltung und Körperbewegung, ſowie im Lenken der Pferde, indem er bald auf dem im Circus (alſo im Kreiſe) herumlaufenden Pferde ſteht, tanzt oder ſpringt, oder die ſchwierigſten Stellungen darauf annimmt. Namentlich zeichneten ſich die Engländer in dieſer Kunſt aus (die übrigens ſchon von den alten Römern geübt wurde), daher man ſie häufig auch engliſche Bereiter nannte; neuerdings gibt es jedoch auch Franzoſen, Deutſche und Italiener, welche ihnen in dieſer Kunſt nicht nachſtehen. Im Seiltanz haben jetzt den meiſten Ruf die Italiener. Seitdem das Publicum übrigens überſättigt worden iſt mit dergleichen Künſten, ſo verlangt man nun ausgezeichnete Pferde, glänzende Decoration und prachtvolle Coſtums, auch Aufführung großer Scenen, in denen mehre Mitglieder zugleich wirken, um ſich auf dieſe Weiſe entſchädigt zu ſehen, wenn man ſchon oft Geſehenes wiederſehen muß. Einen großartigen und prachtvoll ausgeſtatteten Circus findet man namentlich in London und Paris. Wir geben Taf. 125 *Fig. 1—3* die Abbildung von Darſtellungen im pariſer Circus, und zwar *Fig. 1* die Ausführung eines Walzers und *Fig. 2* einer Quadrille zu Pferde, *Fig. 3* aber olympiſche Spiele. Schon Childebert I. ließ einen Circus zu Paris und Soiſſons bauen, um den Sinn für die olympiſchen Spiele wieder zu erwecken, was ihm jedoch nicht gelingen wollte. In jener Zeit des echten Ritterthums konnten nur Turniere Reiz für das Volk gewinnen, und dieſe behaupteten auch ihre Anziehungskraft, bis durch Berthold Schwarze's Erfindung des Schießpulvers die Kriegführung umgeſtaltet und das echte Ritterthum ſeinem Untergange entgegeneilte. In England zeigte ſich zeitig der Geſchmack an Reitübungen und Wettrennen, und dieſer ging von da bald auch nach Frankreich über und mit ihm auch der Sinn für Kunſtreiterei. Es bildeten ſich daſelbſt bald große Kunſtreitergeſellſchaften, und eine der berühmteſten iſt gegenwärtig die von Franconi und Laloue, welche den großartigſten Circus der Gegenwart am äußerſten Ende der elyſäiſchen Felder im Jahre 1845 baute. Derſelbe faßte auf ſeinen ſtufenweiſe erhöhten Sitzen mehr als 15,000 Zuſchauer, und obwol er nur aus bemalten Bretern, Pappe und Papier ausgeführt war, ſo gewährte er doch ſchon wegen ſeiner Größe und geſchmackvollen Einrichtung einen überraſchenden Anblick. Ein Jahr darauf ſchon brannte er ab; an ſeiner Stelle wurde aber bald ein neuer, noch zweckmäßiger eingerichteter, erbaut.

Die Skandinavier (Skanden-Auer).

Die Skandinavier bewohnen die jütiſche Halbinſel, die däniſchen Inſeln, die eigentliche ſogenannte ſkandinaviſche Halbinſel und auf dieſer ganz Norwegen und den ſüdlichen Theil Schwedens, ſowie die Küſtenlandſchaften faſt rings um den bottniſchen Meerbuſen und einen großen Theil der nördlichen Küſte des finniſchen Meerbuſens, auch Runöe, einen kleinen Theil der Inſel Oeſel vor dem rigaiſchen Buſen. Auch in Finnland und Liefland zeigen ſich Spuren ihrer ehemaligen Herrſchaft daſelbſt. Sie hatten im 8. und 9. Jahrh. nur eine Sprache, die normänniſche oder altnordiſche (die Sprache der Skalden aus der Edda). Jetzt ſpalten ſie ſich in drei Abtheilungen: Norweger, Schweden und Dänen. Die ſchwediſche Sprache theilt ſich in die reinſchwediſche (zugleich die Schriftſprache der Schweden) und in die moderngothiſche im ſüdlichen Theile des Königreichs. Ebenſo erſcheint die däniſche in zwei Zweigen: die reindäniſche und die jütländiſche Sprache.

Die Schweden haben eine hohe, ſchlanke Geſtalt, weiße Haut, blaue Augen und blonde oder braune Haare. Das weibliche Geſchlecht verbindet mit einem ſchönen, regelmäßigen Wuchſe Leichtigkeit und Anmuth in ſeinen Bewegungen. Der Charakter der Schweden iſt feſt und ernſt, ſie ſind religiös, Vaterland, Geſetz und Freiheit liebend, ehrlich und uneigennützig, ſittlich und voll Muth, dabei gaſtfreundlich und gern mittheilend. Scharf im Urtheil, aber weniger ſchnell faſſend als der Südeuropäer, auch langſam im Unternehmen und Ausführen ihrer Vorſätze. Putz und Prunk, Eſſen und Trinken, vorzüglich geiſtige Getränke, lieben ſie ſehr.

Die Norweger gleichen in Lebensweiſe und Charakter den Schweden ſehr, obgleich ſie ihnen nicht geneigt ſind; doch ſind ſie kräftiger, noch ernſter und auch mäßiger als die Schweden. Sie ſind treffliche Soldaten und noch beſſere Seeleute. Die Mehrzahl ſind Landleute, und dieſe tragen gewöhnlich eine Jacke von Leder oder grobem Tuch, die durch einen breiten Gürtel zuſammengehalten wird, der mit ſilbernen Schnallen verziert iſt. Schuhe und Kamaſchen ſind die gewöhnliche Feſtbekleidung, ein breitkrempiger Filzhut oder eine wollene Mütze bedeckt den Kopf. Das weibliche Geſchlecht putzt ſich gern und verziert ſeine Kleidung mit Stickereien, Schnallen und Perlen.

Die Dalekarlier, die Bewohner Dalekarliens, einer Provinz des Nordlandes Schwedens, ſind hoch und groß geſtaltet, von kräftigem, aber ſchlankem Gliederbau, mit breiter Stirn, tiefen, dunkelblauen Augen, hohen Backenknochen, vollen Lippen, einem breiten, gewöhnlich geſpaltenen Kinn. Auffallend ſind ihre langen Beine ohne Waden. Die Weiber ſind etwas unterſetzter als die Männer und haben meiſt breite, friſche Geſichter und kleine

lebhafte Augen. Das Weſen der Dalekarlier iſt ernſt, ſtill und bedächtig. Die Unfruchtbarkeit ihres Bodens nöthigt ſie nach der Saat- und Erntezeit in andern Provinzen, oft 60—70 Meilen weit von ihrem Wohnorte, Handarbeit zu ſuchen. So wandern ſie z. B. nach den Lappmarken, wo ſie in den Hüttenwerken arbeiten, Andere gehen nach der Hauptſtadt und nehmen auch Wanduhren, hölzerne Geräthe und andere Producte ihrer häuslichen Induſtrie zum Verkaufe mit. Wegen ihrer Ehrlichkeit ſind ſie überall beliebt. Ihre Tracht iſt meiſt die ſchwediſche, nur in einigen Thälern Dalekarliens hat ſich die uralte weiße Nationaltracht erhalten: ein kuttenartiger Ueberrock von ſchwerem, weißem Wollenzeug, mit einer Reihe großer Knöpfe und weiten Aermeln, dergleichen Kniehoſen, Schuhe und Strümpfe. Frauen und Mädchen kleiden ſich in weißleinene Jacken und Mützen, weiße, ſtehende Halskragen, farbige, wollene Schürzen und rothe, wollene Strümpfe. Ihre nur ein Stock hohen Häuſer ſind mit Schindeln gedeckt und an den Ecken roth angeſtrichen.

Die **Finnen** finden ſich, nachdem Finnland an Rußland abgetreten worden iſt, nur in einigen, namentlich nördlichen Provinzen Schwedens. Sie ſind kräftig, geſund und abgehärtet, haben runde, volle Geſichter und feurige Augen. Sie ſind ernſt und rauh wie ihr Land, offen, gaſtfrei, dienſtfertig, gottesfürchtig und arglos. In ihrer Lebensweiſe ſind ſie einfach und mäßig, für Muſik und Dichtkunſt haben ſie viel Sinn und in mechaniſchen Arbeiten ſind ſie geſchickt. Sie treiben vorzüglich Viehzucht, doch auch Ackerbau, Jagd und Fiſcherei.

Die **Lappen** oder **Lappländer** (Taf. 116 *Fig. 5*, Lappländer in ihren Winterhütten) ſind Stammverwandte der Finnen, wohnen im höchſten Norden und haben ſich bis jetzt unvermiſcht erhalten. Sie nennen ſich Sami und ihr Land Samilanda. Die letzten Spuren des Heidenthums bei ihnen ſind in den letzten Jahren verſchwunden, und alle ſind jetzt Chriſten. Sie ſind nicht groß, haben kurze, dünne Schenkel, ſehr kleine Füße, ein breites, abgeplattetes Geſicht, ſtark hervorſtehende Backenknochen, braune oder ſchwarze Haare und wenig geöffnete, langgeſchlitzte, dunkle Augen, die man häufig durch den Rauch in ihren Hütten triefend findet. Die großen, platten Ohren ſtehen ab, der Mund iſt klein, die Farbe des Geſichts gelblichbraun. Sie haben zwar einen nicht ſtarken, aber ſehr abgehärteten, leicht beweglichen Körper, und daher ertragen ſie leicht große Anſtrengungen und zeichnen ſich durch Behendigkeit aus. Treue und Redlichkeit, Fröhlichkeit und Heiterkeit findet man gewöhnlich bei ihnen. Lachen und ſingen hört man ſie faſt immer, doch iſt ihr Geſang ſehr eintönig. Sie ſind ſehr geſprächig, neugierig und furchtſam. Auf Reichthum, der übrigens faſt nur in Rennthieren beſteht, legen ſie einen großen Werth. Im Ganzen ſind ſie zwar mäßig, aber Branntwein und Taback, welchen letztern beide Geſchlechter rauchen und kauen, lieben ſie ſehr.

Nach ihrer Lebensweiſe theilt man die Lappen ein in Alpen- oder Rennthierlappen, in Waldlappen und Bettellappen. Die Rennthierheerden geben den Alpenlappen ihren Unterhalt. Im Sommer ziehen ſie mit ihnen auf die Alpen, und im Winter, des Holzes wegen, in den Lappmarken umher. Ihre pyramidenförmigen Hütten (Koten), welche ſie an den verſchiedenen Orten ihres Aufenthalts aufſtellen, ſind etwa 6 Fuß hoch und haben an ihrer Baſis 15 bis 18 Fuß im Umfange. Der Fußboden wird mit Birkenzweigen bedeckt, welche man mit Rennthierfellen belegt. Der Eingang iſt ſchmal und mit einem Tuchlappen zugehangen. Oben in der Spitze iſt eine Oeffnung, durch welche das Licht hereinfällt und der Rauch hinauszieht. In der Mitte auf dem Fußboden ſind Steine in einem Viereck zuſammengelegt, zwiſchen denen das Feuer brennt. Bei Veränderung des Wohnortes werden die Hütten, die übrigens aus mit grobem Tuche bedeckten Stangen gebaut ſind, abgebrochen und auf Rennthiere geladen. Reiche Lappen haben oft über 1000 Rennthiere, wer aber nicht über 100 Stück hat, der gilt ſchon als arm. Wie großen Nutzen dieſe Thiere den Lappländern bringen, iſt bekannt. Die Waldlappen haben weniger zahlreiche Rennthierheerden, welche ſie in den Wäldern auf die Weide treiben. Sie treiben nebenbei noch Fiſcherei, von der ſich die Fiſcherlappen faſt ausſchließlich nähren. Letztere haben nur wenige Rennthiere, welche ſie bei den Alpenlappen auf die Weide geben. Auf den Seen haben ſie größere und kleinere Kähne. Die größern kaufen ſie, die kleinern, welche ſie ſelbſt bauen, ſind nur mit Seilen und Baumwurzeln zuſammengebunden. Die Bettlerlappen nehmen Dienſte als Hirten oder Tagelöhner, oder gehen betteln. Sowol dieſe als die Wald- und Fiſcherlappen ſind meiſt verarmte Rennthierlappen, welche ihr Vieh durch Unglücksfälle verloren oder in Branntwein vertrunken haben. Die Verarmung nimmt immer mehr überhand, und da man in einer Familie ſelten mehr als zwei Kinder findet, iſt die Volkszahl in ſtetem Abnehmen. Die Kleidung beider Geſchlechter iſt faſt gleich. Rennthierpelze, die Haare nach außen gekehrt, ſind ihre Winterröcke. Unter dem Pelze tragen ſie ſtatt des Hemdes einen langen Rock. Im Sommer ſind die Röcke von Tuch oder Leder. Am Gürtel, welcher dieſen Rock hält, hängt eine Scheide, in welcher ſich Meſſer u. ſ. w. befinden, auch wird die Tabackspfeife daſelbſt angehängt. Die Schuhe ſind von Rennthierleder und werden mit Heu ausgefüllt. Auf dem Kopfe tragen ſie ein Käppchen oder eine hohe, ſpitzige Mütze aus rothem, blauem oder grünem Tuch, die beim männlichen Geſchlecht etwas höher iſt.

Die Lappen ſind gute Jäger. Ihr Gewehr hat einen gezogenen Lauf und ein ſehr einfaches Schloß. Wölfe und Bären ſind es vorzüglich, welche ſie mit demſelben erlegen. Die Eichhörnchen ſchießen ſie mit Armbruſt und Bolzen, damit das Fell nicht verletzt werde; die Rennthiere fangen ſie mit Leinen, die ſie

auf eine geſchickte Weiſe um dieſelben zu werfen wiſſen. Den Winter benutzen ſie dazu, ihre Kleider, Handarbeiten u. ſ. w. zu fertigen, oder ihre Waaren auf die Märkte zu bringen und andere Dinge dafür einzukaufen. Die Schlitten der Lappländer (Kerez) ſind ſehr ſchmal, nur einen Fuß hoch, vorn ſind ſie ſpitz und hinten haben ſie ein aufrechtſtehendes Bret, an das ſie ſich anlehnen. Bei ihren Fußwanderungen haben die Lappländer an den Füßen große Schneeſchuhe, d. h. über 4 Fuß lange, kahnförmig zugeſchnittene Breter, welche an die Füße gebunden werden und mit welchen ſie ſehr ſchnell über den Schnee hinwegzugleiten wiſſen. In der neueſten Zeit fangen endlich mehre Familien an, ſich feſte Wohnungen zu bauen und Ackerbau und Viehzucht zu treiben.

Die Dänen gleichen ihren Vorfahren nicht mehr. Sie ſind von kleinem, gedrungenem Körperbau, haben einen weichen, ſanften Charakter, ſind denkend, arbeitſam, mäßig, rechtlich und friedliebend, aber nicht kühn und kriegeriſch wie ihre Vorfahren. Fremden gegenüber ſind ſie vorſichtig. Durch ihre Kleidung unterſcheiden ſie ſich nur wenig von den Bewohnern Norddeutſchlands. Die Bewohner Jütlands und die Frieſen ſind kräftiger gebaut und haben rauhere Sitten.

Das engliſche Volk.

Dieſes Volk bewohnt Großbritannien. Es ſtammt aus einem Gemiſch von Belgen, ſogenannten keltiſchen Germanen, oder Cumbern, von galliſchen Völkern, von Altgermanen oder Skandenauern, von Angeln und Sachſen, Jüten und ſpäter Normannen. Das angelſächſiſche und daher deutſche Element iſt vorwaltend. Die Sprachen ſind die eigentlich engliſche (Schrift-, Bücher- und Umgangsſprache der gebildeten Stände), die nordumberiſche oder däniſch-engliſche und die ſchottiſche oder anglo-ſkandenauiſche.

„Das engliſche Volk“, ſagt G. Brückner, „in ſeinen fabrikreichen Gegenden in ſtetem Anwachs, hat durch ſeine Völkermiſchung, durch die Natur ſeines Seeklimas und ſeines Bodens und durch ſein eigenthümliches Staatsleben einen eigenthümlichen, von der Natur ſeiner urſprünglichen Heimat verſchiedenen Charakter erhalten, deſſen Hauptzug ein praktiſcher, unabhängiger Sinn und ein gebieteriſcher, kräftiger Wille iſt. Aus ſächſiſchem und normänniſch-franzöſiſchem Stamme und ſelbſt allmälig mit den Kelten, obſchon zwiſchen jenen und dieſen ein ſteter Gegenſatz durch die engliſche Geſchichte hindurchgeht, gemiſcht, als Eroberer eines iſolirten Reichs, unter den ſteten Nebeln des Landes und frühzeitig auf die ſtürmende See geführt und vom Glück begünſtigt, immer zu neuen Unterwerfungen angeſpornt — dadurch wurde der Engländer, von kräftigem, gedrungenem, blutreichem Körper, von kühnem, lebhaftem und ſtolzem Sinne, begiert auf ſeine Nationalität; dabei aber höchſt praktiſch und voll Neigung für Induſtrie und nutzbare Wiſſenſchaft; dem Verkehr, Spiel und Kampf, weil Glück und Kühnheit ſeine Nation gehoben, auf Tod und Leben ergeben; im häuslichen Kreiſe heimiſch, im öffentlichen zurückhaltend und ungeſellig. Englands Adel iſt Sonderling und übermüthig, daher von ſcharfem Gepräge. Seine Lieblingsvergnügungen ſind Pferderennen und Hetzjagd. Der Mittelſtand iſt außerordentlich wohlhabend und von geſundem Verſtand; im Leben und im Geſchäfte unabhängig, jagt er einzig nur nach Glück. Die niedere Claſſe (John Bull) kann ſich durch Arbeit das Nothwendige, ſogar Luxus verſchaffen, bekümmert ſich aber aus Patriotismus lieber um Staat und Welt als um Nahrung, und vergißt alle Sorgen bei Hahnenkampf und Porterbier. Der Landmann lebt kärglich und, obſchon von der Regierung wenig berückſichtigt, doch zufrieden inmitten der Natur. Die Waliſen, Britanniens Ureinwohner, vom Stamme der Bretons, haben in ihrem Bergland ihre Stammſprache, ihre Gewohnheiten und Künſte rein erhalten; ſie ſind choleriſch, ehrlich, brav und gaſtfrei, doch weniger gebildet als die Engländer. Sie haben noch alte Geſänge und Inſtrumente.“

„Die Schotten von Südſchottland haben ſich mit den Engländern vermiſcht und reden engliſch; nur die Hochſchotten ſind reine Nachkommen der alten Skoten und haben ihre alten Sitten beibehalten, obſchon ſie dem Gange der Civiliſation folgten. Ihre Sprache iſt die alte, bilderreiche gäliſche (gaeliſche); in ihr feiern ſie der Väter Ruhm mit alten Geſängen und alter Nationalmuſik, auf die ſie ſtolz ſind. Selbſt ihr Coſtum iſt, trotz der Nachtheile, die es bei dem rauhen Klima hat, ſtets daſſelbe geblieben. Ihr Körper iſt durch ihre Natur feſt und abgehärtet, ihr Sinn kühn und ſtark. Sie ſind anſpruchslos, höchſt zuvorkommend, höchſt gefallſüchtig. Ihre Frauen ſind gewöhnlich blond und zart weiß und haben meiſt viele Bildung. Der Volksunterricht iſt hier weit beſſer als der in England. Ihre Ariſtokratie wohnt beſtändig unter ihnen.“

„Irlands Bevölkerung, die wie die Bergſchotten von gäliſchem Stamme, aber katholiſchen Glaubens iſt, gehört zu der unglücklichſten der Erde, wozu ſie aber nicht von Natur, ſondern durch eine mehrhundertjährige Unterdrückung einer kleinen Abtheilung von Andersglaubenden gebracht wurde. Der unterdrückte katholiſche Prieſter, meiſt aus niederm Stande und darum roh, erſetzt den Mangel ſeiner Bildung durch blinden Fanatismus und leitet die überdies durch Hunger und Elend gereizte und misvergnügte Maſſe von 7 Millionen von Geſetz und Ordnung los, daher die immerquellende Unruhe, daher jene zwei Parteien, die eine ſchwach an Zahl, aber ſtark an Macht und Reichthum und alleiniger Herr des iriſchen Bodens, die andere zahlreich, aber arm, roh und aufgeregt; daher der Haß der einen gegen die andere; daher der Ruf nach Rückkehr zu ihrer alten Verfaſſung, zur Trennung Irlands von England. Die iriſche Volksmaſſe iſt demnach ein Gemiſch von iriſcher Natur und engliſcher Zucht. Sie iſt geiſtreich und einfältig,

tapfer und zur grauſamen Rache geneigt, an Entbehrungen gewöhnt und den Ausſchweifungen ergeben, leicht zur Arbeit und wieder träge, ſtreitfertig wie Kampfhähne und jeden Augenblick zur Verſöhnung bereit, beweglich wie der Wind, doch ihrem Vaterlande treu. Natürlich bei der Armuth des Irländers, dem das, was er erbaut, nicht gehört, und der neben dem Prachtſchloß ſeines Herrn nur in Hundehütten lebt, wird an Schule und Bildung nicht gedacht, und doch fehlt es dieſem Muſik (Sackpfeife), Tanz und Geſang liebenden, gaſtfreien und gewiß eines beſſern Looſes würdigen Volke nicht an Fähigkeit, und mancher Irländer ziert Englands Literatur."

Gedrungenheit des Körpers, Kraft und Gewandtheit zeichnet den nicht verweichlichten Engländer aus. Bei den Frauen findet man im Allgemeinen ſchöngeformte Köpfe mit blondem Haar, regelmäßigen Geſichtszügen und friſchem Teint, eine glänzend weiße Haut und einen ſchlanken und regelmäßigen Wuchs, doch iſt die Phyſiognomie häufig matt und ausdruckslos. Die Hände ſind gewöhnlich ſchön, die Füße aber oft ungeſtaltet. Muß man auch dem Engländer den Vorwurf der Trunkenheit machen, ſo findet man doch bei ihm im Allgemeinen nicht Unmäßigkeit im Eſſen; nur in großen Geſellſchaften, bei Clubs oder Corporationsverſammlungen zeigen ſich die Engländer als Schlemmer. In die Tavernen gehen die angeſehenſten und ausgezeichnetſten Männer, und hier werden öfters die Clubs gehalten. Dieſe Clubs ſind Geſellſchaften, welche zuſammen eſſen, trinken und über Politik ſprechen. In den Kaffeehäuſern nimmt man nur Erfriſchungen ein und lieſt Zeitungen, und Jedermann ſpricht leiſe, damit er die Zeitungsleſer nicht ſtört, eine gewiß dem Deutſchen ſehr empfehlenswerthe Sitte. Hier werden auch Handelsverbindungen, Subſcriptionen, Wetten u. ſ. w. geſchloſſen. Alle Stände haben ihre Kaffeehäuſer. Die gewöhnlichen Getränke ſind Porter, Ale, Waſſer mit Kohlengas geſäuert, und Niemand miſcht Wein mit Waſſer. Zur geſelligen Unterhaltung haben die Engländer kein Talent. Die Unterhaltung betrifft faſt immer nur Staatsangelegenheiten, die dem gemeinen Mann ebenſo wichtig wie dem Miniſter ſind. Junge Leute unterhalten ſich am liebſten über Jagd und Pferde. Lieblingsvergnügungen der Engländer ſind Pferdewettrennen, Hahnenkämpfe, Fauſtkämpfe (Boxen), die jedoch ſeltener geworden ſind, die Jagd und das Kartenſpiel. Für die Wetten iſt der Engländer leidenſchaftlich eingenommen. Auch die Sucht zu reiſen iſt groß.

Das Haus des Engländers zeichnet ſich weniger durch äußere Pracht als durch Reinlichkeit aus. In der Kleidung ahmt man im Ganzen die pariſer Moden nach, übertreibt und entſtellt ſie aber, indem man, ohne den Geſchmack dabei zu Rathe zu ziehen, etwas hinzuthut.

Taf. 167 *Fig. 1* iſt ein Pferderennen im Hippodrom und *Fig. 2* eine Steeple-chaſe der Engländer abgebildet. Wie wir ſchon oben bemerkten, die Pferdewettrennen ſind eine Lieblingsunterhaltung der Engländer. Sie laſſen ſich bis zu König Athelſtan zurückführen, indem dieſem ſchon Rennpferde geſchenkt wurden, und unter Heinrich II. finden ſich Beiſpiele davon. Unter Eliſabeth und Jakob I. nahm der Geſchmack ſehr zu, und zur Zeit des Letztern fanden die erſten Pferderennen zu Garterley in Yorkſhire, zu Croydon in Suſſex und zu St.-Theobalds ſtatt. Die vorzüglichſten Wettrenner werden jetzt zu Newmarket gehalten. Die Wettrenner, von denen es ſogar eigene Stammbäume gibt und von denen mancher mit 2—3000 Pfd. Sterl. bezahlt wird, werden beſonders gepflegt und gefüttert und ein ganzes Jahr hindurch durch leichte Bewegung, gutes, jedoch nicht zu reichliches Futter, einige Abführungsmittel und zuletzt einige Monate lang durch ſtärkere Bewegung und Rennübungen vorbereitet und die Erziehung wird endlich mit einem Verſuchsrennen (Trials) geſchloſſen, um die Wetten danach zu beſtimmen. Ebenſo wird aber auch der Reiter der Wettrenner, der Jokey, ausgewählt und zum Wettrennen vorbereitet. Man wählt dazu gewöhnlich kleine dürre Männer, die ſich künſtlich durch Hunger und Schweiß abmagern. Auf ihre körperliche Leichtigkeit, Geiſtesgegenwart, Entſchloſſenheit und Geſchicklichkeit kommt ſehr viel an. Alle Rennpferde verſammeln ſich, ihren Jokey auf dem Rücken, auf dem Rennplatze (Hippodrom). Dort rangiren ſich die Pferde nach Belieben, das vorgeſpannte Seil fällt und alle eilen nun dem Ziele zu (**Taf.** 167 *Fig. 1*). Große Summen werden oft dabei verwettet, Summen ſogar von 20—30,000 Pfd. Sterl. Die Steeple-chaſe (Jagd- oder Thurmrennen, *Fig. 2*) iſt eine beſondere Art von Wettrennen, die im Freien ſtattfindet und wo es darauf ankommt, nicht nur ſchnell zu reiten, ſondern noch über Gräben, Barrieren, Gebüſch und andere Hinderniſſe, welche in den Weg kommen, mit dem Pferde glücklich hinwegzuſetzen.

Taf. 190 *Fig. 3* ſtellt ein Meeting vor. So nennt man nämlich in England große Volksverſammlungen, welche zur Beſprechung öffentlicher Angelegenheiten, wie neuerdings auch bei uns, abgehalten werden. Der Volksredner ſteht dabei auf einem erhöhten Platze, und um dem Ganzen mehr Feierlichkeit und Glanz zu geben, werden oft Fahnen und allerlei Inſignien u. ſ. w. aufgeſtellt oder von Einzelnen getragen. Berühmt wurden namentlich die Meetings unter O'Connel's Leitung in Irland.

Die Ruſſen.

Die Ruſſen ſind im Allgemeinen von mittler Körpergröße, unterſetzt und gedrängt, mit ſtarken Knochen und vollen, derben und zähen Muskeln, ſchwarzen oder ſchwarzbraunen Haaren und blinzenden, ſchwarzen oder ſchwarzbraunen Augen; ihre Backenknochen ſind hervorſpringend. Ueberhaupt iſt der ſlawiſche Charakter deutlich ausgeprägt; nur von den höhern Ständen gilt dies nicht immer. Ja, Vollrath Hoffmann will

bei den höchſten Ständen nicht nur vollendete Körperformen, ſondern auch im Durchſchnitt einen höhern Wuchs als bei den niedern Ständen gefunden haben. Blühende Geſichtsfarben ſind bei den gemeinen Ruſſen ſehr ſelten, ihre Hautfarbe geht oft ins Gelbliche über, und ſehr häufig findet man röthliche oder rothbraune Haare.

In Hinſicht der Kleidung hängen die Ruſſen, ſelbſt Vornehme, noch an ihrer alten volksthümlichen Tracht. Gegen den Winter wiſſen ſie ſich gut zu ſchützen, ſie tragen lange Pelze, warme Stiefeln und Pelzmützen. Die gemeinen Leute umwickeln ſich jedoch die Beine nur mit Binden von Leinwand oder Stücken von Wollenzeug oder Filz und ſtecken die Füße dann in Schuhe von Baſt. Ihre Pelze ſind gewöhnlich Schafpelze, die Vornehmen zahlen dagegen oft ungeheure Summen für das feinſte Pelzwerk. Im Sommer läßt der Ruſſe Kopf und Füße unbedeckt, und trägt kein Halstuch; ſein Tuchrock (Kaftan) reicht bis über die Knie und kreuzt über der Bruſt, wo ihn metallene Knöpfe zuſammenhalten. Um die Mitte des Leibes wird ein Gürtel getragen von wollenem Zeug, Leinwand u. ſ. w. Die Kaufleute haben lange Tuchröcke, welche faſt bis herunter auf die Füße reichen, dicht anliegen und über der Bruſt zugeknöpft ſind. Dieſe Röcke ſind ohne Taſchen und haben an ihrer untern Hälfte viele Falten. Um den Leib binden ſie eine ſeidene Schärpe, und den Bart laſſen ſie gewöhnlich lang wachſen. Die allgemein beliebte Farbe iſt in Rußland die grüne, und die meiſten Uniformen der Soldaten und Beamten ſind grün. Die Weiber der unterſten Claſſe tragen einen kurzen Rock von blauem Tuche, mit anders gefärbter Verbrämung. Der Bruſtlatz wird mit einer Reihe Knöpfe geſchloſſen, und auf dem Kopfe haben ſie gewöhnlich ein hellfarbiges, geblümtes Tuch, das unter dem Kinne feſtgebunden iſt. Verheirathete Dorfbewohnerinnen verbergen ihre ganzen Haare unter dem Tuche, unverheirathete tragen dagegen die Haare glatt geſtrichen und am Ende mit einem Bande zuſammengebunden (Taf. 202 *Fig. 1*, *2* u. 4). Die Weiber der Handwerker und Kaufleute kleiden ſich mit mehr Geſchmack. Auffallend ſind aber ihre Mützen, welche gewöhnlich von Sammet ſind, mit Gold beſetzt und dabei ſehr verſchieden geformt, am unförmlichſten aber in Kaluga. Man nennt ſie Kokoſchniks. Die, welche Sonn- und Feſttags getragen werden, ſind von Goldſtoff und mit Blumen in Gold und Silber geſtickt. Die vornehmſten Stände kleiden ſich wie überall in Europa. Taf. 34 *Fig. 4* u. *5* Landleute aus Kleinrußland; *Fig. 6* u. *7* ruſſiſcher Krämer und ſeine Frau; *Fig. 8—10* Fiſcher von der Wolga; *Fig. 11* Bürgerin aus Niſchni-Nowgorod; *Fig. 12* u. *13* Landleute aus dem Gouvernement Twer; *Fig. 14* Mädchen aus der Ukraine; *Fig. 16* Bauer aus der Umgegend von Moskau.

Die Bauerhäuſer der Ruſſen ſind gewöhnlich nicht aus Stein oder mit Fachwerk gebaut, ſondern beſtehen ganz aus Holz (Taf. 116 *Fig. 3* u. *4*).

Die Dörfer in Rußland ſind meiſt klein, oft aber lang, da ſie nur eine Straße haben. Im ſüdlichen Theile des Gouvernements Woroneſch aber und mehren andern Strichen Rußlands findet man auch große und ſchöne Dörfer und die Häuſer auch gewöhnlich aus Stein gebaut. Die Kleinruſſen haben Häuſer aus Lehm und Flechtwerk, welche von innen und außen geweißt ſind. Sehr freundlich ſehen die Dörfer in den Militaircolonien aus, vorzüglich die der deutſchen Coloniſten.

Die Dörfer der doniſchen Koſacken haben meiſt wohlgebaute, reinliche Häuſer. Die Wohnungen der Tataren an den Küſten der Krimm ſind reinlicher als die der gemeinen Ruſſen und Polen. Sie haben meiſt flache Dächer. Die Eſthen und Letten wohnen nicht viel beſſer als die Polen und Lithauer. Die Wohnungen der Finnen ſehen gewöhnlich ſehr übel aus, haben als Fenſter nur einige Löcher, ſtatt des Schornſteins eine Lücke im Dache; doch ſind die an der Meeresküſte beſſer als die im Innern.

Die dienende Claſſe (die Bauern und das Geſinde) werden in der Regel noch immer ſehr hart behandelt. Die Meinung, daß der Ruſſe nur durch Schläge regiert werden könne, iſt zu tief eingewurzelt. Die gewöhnliche Strafe ſind Knutenſchläge, wobei man die große und kleine Knute (Taf. 202 *Fig. 4* u. *5*) unterſcheidet.

Gaſtfreundſchaft wird in Rußland überall geübt, um ſo mehr, da im Ganzen die Lebensmittel, mit Ausnahme einiger Gegenden, ſehr billig ſind. Geſellige Vergnügungen ſind ſehr beliebt, und in häuslichen Kreiſen kommen die Ruſſen daher gern zuſammen, um ſich zu vergnügen. Beſonders ſind die langen Winterabende dieſen geſelligen Zuſammenkünften geweiht, wo es oft nach vollendeter Arbeit ſehr luſtig hergeht. Nicht ſelten ſieht man da ländliche Poſſenſpiele und förmliche Maskeraden von den jungen Leuten beiderlei Geſchlechts aufführen und ihre, freilich öfters auch etwas rohen Späße treiben. Das Ganze beſchließt gewöhnlich ein Pfänderſpiel oder ein Tanz bei einfacher Muſik. Die ältern Leute vergnügen ſich indeß mit den Spielkarten oder mit dem Damen- oder Schachſpiel. Die beiden letztern Spiele ſind hier allgemein im Gebrauch. Ruſſiſche Landleute unterhalten ſich auch nicht ſelten mit dem Bretſpringen (*Fig. 1*) und dem Knöchelſpiel (*Fig. 2*). Schlittſchuhlaufen, Schlittenfahrten und Rutſchberge (Taf. 116 *Fig. 1*) ſind im Winter aber nächſt dem Tanze die Hauptbeluſtigungen der Ruſſen. Der ruſſiſche Nationaltanz, welcher ein mehr pantomimiſcher iſt, wobei ſich die Tänzerin dem Tänzer bald nähert, bald ſich von ihm entfernt, iſt *Fig. 3* abgebildet. In den Geſellſchaften der Großen in den Hauptſtädten Rußlands herrſcht Reichthum und Luxus und dabei wird auch ein feiner Geſchmack nicht vermißt. Vorzüglich zeigen die ruſſiſchen Großen ihre Pracht in der Anzahl ihrer Diener, worin ihnen ſelbſt die Mittelclaſſe nach Kräften nachahmt. Nebſt dieſer zahlreichen Dienerſchaft zeigen die Reichen Rußlands ihren Glanz am liebſten in der Fülle

und Pracht ihrer Tafeln, bei denen übrigens gewöhnlich keine Rangordnung gilt und die Vornehmſten oft mitten unter den Geringern ſitzen. An guten Weinen, vorzüglich an Champagner, fehlt es dabei nicht.

Die Ruſſen werden von Kindheit an gewöhnt, ſich häufig zu baden; ſelbſt der arme ruſſiſche Bauer badet wenigſtens in der Woche ein oder mehr mal. Da jedes Haus ſeine Badeſtube hat, wird ſelbſt nicht dem Bettler, noch weniger dem Gaſte das Bad verſagt. Eigenthümlich iſt es, daß, wenigſtens bei den ärmern Volksclaſſen, beide Geſchlechter ſich zuſammen baden (Taf. 202 *Fig. 3*, öffentliches ruſſiſches Dampfbad).

Diebereien ſind in Rußland nichts ſeltenes, Straßenräubereien und Einbrüche dagegen hier faſt unbekannt. Hausgeräthe nimmt übrigens der Ruſſe nicht, ſie ſind ihm heilig; er hält ſich an andere Gegenſtände, die ſich brauchen laſſen. Vollrath Hoffmann ſagt da, wo er vom Stehlen der Ruſſen ſpricht: „Meine Liebe zu der ruſſiſchen Nation, die zu verhehlen ich keine Urſache habe, darf mich nicht abhalten, auch ſolche Dinge zu erwähnen, die nicht zu den liebenswürdigen gezählt werden können. Wo aber ſo viel Gutmüthigkeit, wo ein ſolcher Boden von richtigem moraliſchen Gefühl vorhanden iſt, wie bei dieſen wackern Naturmenſchen, da kann es nicht ſchwer fallen, auch dieſe noch übrigen Flecken bis auf ihre letzte Spur zu vertilgen. Das ſicherſte Mittel übrigens ſich gegen einen Hausdieb zu ſchützen, den man kennt, iſt, ihn in ſeinen eigenen Dienſt zu nehmen. Von dieſem Augenblicke an kann man ſicher ſein, nicht nur von ihm ſelbſt nicht mehr beſtohlen zu werden, ſondern auch an ihm den beſten Wächter gegen alle andern Diebe zu haben, da ſein point d'honneur es fodert, alle Mauſereien, wobei der Verdacht auf ihn ſelbſt fallen könnte, zu unterdrücken; denn der gemeine Mann hat die Meinung, daß man den Fremden in gewiſſen Dingen wol ein Bischen beſtehlen darf, ohne deshalb gleich für unehrlich zu gelten; ſeinen eigenen Herrn aber zu betrügen, iſt, nach ſeiner Meinung, eine ſchwere und unverzeihliche Sünde.“

Die Ruſſen der unterſten Claſſen ſind an einfache Koſt gewöhnt. Buchweizengrütze und bei den Kleinruſſen Hirſengrütze werden häufig gegeſſen. Sauerkohl, ſaure rothe Rüben, Zwiebeln, Gurken, gedörrte Fiſche ſind Leibſpeiſen, und Abends wird Milch, Honig und Brot häufig genoſſen. Das Brot iſt meiſt aus Roggenmehl, bei den Kleinruſſen gewöhnlich aus geſchrotenem Weizen- und Buchweizenmehl gebacken. Fleiſch kommt ſelten, nur an Sonn- und Feſttagen, auf den Tiſch. Quas oder Kwas iſt ein bei Vornehmern wie bei Niedern gewöhnliches Getränk, das aus Waſſer und Mehl oder Malz bereitet wird, ſäuerlich ſchmeckt und ſaurem Dünnbier oder unſerm Covent zu vergleichen iſt. Durch Citronenſchale und Gewürz wird dieſes Getränk oft verfeinert. Im Winter iſt ein warmes Getränk, aus Waſſer, Honig und ſpaniſchem Pfeffer bereitet, das Sbitin heißt, gewöhnlicher. Im weſtlichen Theile des ruſſiſchen Reichs wird viel Meth getrunken, und Branntwein iſt in ganz Rußland ein gewöhnliches Getränk, das in Menge getrunken wird. So theuer der Branntwein iſt, ſo ſucht doch ſelbſt der Aermſte ſich ihn zu verſchaffen. Die Trunkenheit iſt in Rußland etwas Gewöhnliches, und für einen Betrunkenen hat der Ruſſe nicht nur Mitleiden, ſondern eine Art Achtung, und er leiſtet ihm hülfreiche Hand, als ob er ein Heiliger wäre, was vielleicht daher kommt, weil die gemeinen Leute gar wohl wiſſen, daß ſie ſich oft in gleichem Zuſtande befanden und noch oft in denſelben kommen können. Merkwürdig iſt es, daß die Ruſſen, vom Branntwein beſeligt, ſo ungemein verträglich ſind. Der zank- und ſtreitſüchtigſte Ruſſe wird durch den Branntwein milde gemacht, und Streitigkeiten und Händel unter Betrunkenen kommen faſt nie vor. Die erbittertſten Feinde behandeln ſich, wenn ſie branntweinſelig ſind, als die zärtlichſten Freunde. Auch Thee wird in Rußland in großer Menge getrunken.

Einige der ruſſiſchen Nationalfeſte erwähnen wir ſchließlich. Die luſtigſte Zeit für den Ruſſen iſt die ſogenannte Butterwoche, das ruſſiche Carneval, indem am Schluſſe dieſer Woche die 56 Tage lange Oſterfaſten anfängt. Sie hat ihren Namen Butterwoche (Maſliza) davon erhalten, daß in derſelben, wenn auch kein Fleiſch, doch wenigſtens Butter, Milch und Eier zu eſſen erlaubt iſt. Eine Hauptergötzlichkeit bietet dabei der Maſlizabär, d. h. ein Ruſſe, der in eine Bärenhaut genäht iſt und auf einer Art Schlitten unter allerlei Neckereien herumgefahren wird, wobei man reichlich den Branntwein genießt und auch den Bär mittrinken läßt. Der Semick iſt ein Volksfeſt am nächſten Sonntag nach Himmelfahrt, eine Art Frühlingsfeier, die aus den Zeiten des ſlawiſchen Heidenthums ſtammt. Um Weihnachten feiert man die Maskenfeſte, Akrutſchniks genannt, welche 14 Tage dauern. Die Oſterwoche, welche die lange und ſtrenge Faſtenzeit endigt, wird von allen Claſſen des Volks mit großem Jubel gefeiert und iſt eine Zeit allgemeiner Luſtbarkeit. Am Oſtertage um Mitternacht ruft das Geläute der Glocken zu dem feierlichen Gottesdienſte, und Alles begibt ſich in die Kirche, um die nächtliche Meſſe zu hören. Wer am Oſtertage einem Andern begegnet, ruft ihm entgegen: „Chriſtus iſt erſtanden!“ worauf die Antwort erfolgt: „er iſt wahrhaftig erſtanden.“ Am Oſtermontage fängt man an, ſich gegenſeitig die Oſtereier zu überreichen. Alle Arten von Geſchenken heißen aber an dieſem Tage Oſtereier. Am 6. Januar, am Feſte der Erſcheinung, wird in Rußland, vorzüglich in Petersburg, die Waſſerweihe, zum Gedächtniß der Taufe Chriſti im Jordan, mit großem Gepränge (Taf. 190 *Fig. 2*) gefeiert. Auf dem Eiſe der Newa wird die Feier gehalten. Ein Loch iſt in das Eis gehauen, und dies wird der Jordan genannt. Nach den gewöhnlichen Gebeten begibt ſich die Prieſterſchaft in ihrem reichſten Ornate dahin. Die kaiſerliche Familie

und der ganze Hof folgt. Alle Truppen ſind mit fliegenden Fahnen unter den Waffen. Einer der Prieſter weiht hierauf das Waſſer der Newa, indem er drei mal das heilige Kreuz in die Fluten taucht und dazu die Worte der Weihe ſpricht, worauf er ein Gefäß mit dem Waſſer füllt und damit die Geiſtlichkeit und die Anweſenden beſprengt. Artillerieſalven beenden die eigentliche Feierlichkeit; ſobald aber der Hof ſich entfernt hat, eilt Alles an den Jordan und holt ſich Waſſer, das nämlich, nach dem Glauben des gemeinen Ruſſen, ſich Jahre lang ſo rein wie das klarſte Quellwaſſer erhalten, aber auch die Kraft haben ſoll, Kranke zu heilen. Am Abende vor dem Johannisfeſte werden auch an vielen Orten ſogenannte Johannisfeuer angezündet, zu welchen dann Proceſſionen gehen (Taf. 116 *Fig. 4* eine ſolche Proceſſion zu Pergola).

Taf. 34 *Fig. 1—3* führt uns Geſtalten aus der frühern Geſchichte Rußlands vor, nämlich *Fig. 1* u. 2 zwei Strelitzen und *Fig. 3* einen Soldaten aus der alten ruſſiſch-polniſchen Garde. Die Strelitzen (ruſſ. Strielzi oder Strolzi, was ſo viel wie Schützen bedeutet) waren eine ruſſiſche, in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. vom Zar Iwan Waſilijewitſch zu ſeiner Leibwache errichtete Miliz, welche 30 bis 40,000 Mann ſtark und ganz nach altruſſiſcher Weiſe gekleidet und bewaffnet war. Die Strelitzen waren die beſten Truppen der damaligen ruſſiſchen Armee, hingen aber ſtarrſinnig an ihren alten Einrichtungen und Privilegien, ja erlangten überhaupt bald die Bedeutung und den Charakter der Janitſcharen. Mehrmals empörten ſie ſich, und Peter der Große ſah ſich daher endlich genöthigt, 1705 die wenigen übriggebliebenen Reſte aufzulöſen.

Die Ruſſen ſind übrigens das wichtigſte der ſlawiſchen Völker, theils durch ihre ungeheure Anzahl und ihre Ausbreitung über ein ſehr großes Gebiet, theils durch die dominirende Stellung, welche ihre Regierung in Europa behauptet. Der ruſſiſche Volksſtamm herrſcht vom ſchwarzen Meere bis zum Eismeere, von der Weichſel und Warte bis nach Kamtſchatka und Sitka. Man theilt die Ruſſen gewöhnlich in: 1) Kleinruſſen, welche im ganzen Süden Rußlands, in Galizien und dem Nordoſten Ungarns wohnen; 2) Weißruſſen, im weſtlichen Rußland längs der Polaken- und Lettengrenze mit den Kleinruſſen im Süden, den Großruſſen im Oſten und mit den Nowgorodern im Norden zuſammenſtoßend; 3) Großruſſen, das ſind die eigentlichen Ruſſen, die das Centrum der ruſſiſchen Macht bilden; 4) Nowgoroder, die Bewohner der ehemaligen Republik Nowgorod, deren Selbſtändigkeit in dem monarchiſchen Staate der Großruſſen unterging.

Das ruſſiſche Gebiet begreift europäiſche, aber auch aſiatiſche und amerikaniſche Länder in ſich, und das aſiatiſche Rußland nimmt faſt den dritten Theil des Feſtlandes von ganz Aſien ein. Die Bewohner dieſes aſiatiſchen Rußlands ſind theils ſlawiſchen Stammes (Ruſſen und Koſacken), theils Finnen (Permier, Wogulen, Tſchuwaſchen, Tſcheremiſſen, Wotjäken, Morduinen, Oſtjaken), Tataren (eigentliche Tataren, Karakalpaken, Baſchkiren, Kirgiſen, Teleuten, Jakuten), Armenier, Kaukaſier (Lesghier, Kiſten, Oſſeten, Tſcherkeſſen, Abaſen, Mingrelier, Immerether, Georgier) und Mongolen (Kalmüken, Buräten, Tunguſen u. ſ. w.); dazu kommen noch die Bewohner des höchſten Nordens: Samojeden, narymiſche Oſtjaken u. ſ. w., mehre oſtſibiriſche Völkerſchaften, wie die Kamtſchadalen, Korjäken, Tſchuktſchen, Kurilen und Ale-uten, und zerſtreut lebende Europäer und Aſiaten anderer Stämme.

Die Charakteriſtik mehrer dieſer Völkerſtämme wollen wir gleich hier mit einreihen, obgleich ſie eigentlich erſt dem folgenden Abſchnitte, der Aſien zum Gegenſtande hat, angehört.

1) Die Koſacken (Taf. 34 *Fig. 15* Koſacken vom Don, u. Taf. 110 *Fig. 4*) ſind ein Volksſtamm in Kleinrußland, der wahrſcheinlich von dem Worte Koſack ſeinen Namen hat, ein Wort, das im Türkiſchen ſo viel wie Räuber, im Tatariſchen aber ſo viel wie leichte Reiterei bedeutet. Ihrem Urſprunge nach ſind ſie wahrſcheinlich Tataren. Ihre Körperbildung iſt im Allgemeinen ſchön. Ihre Sprache iſt die ruſſiſche, die ſie aber mit vielen polniſchen, türkiſchen und weſteuropäiſchen Wörtern vermiſcht haben. Sie wohnen in kleinen Häuſern, von denen 50—100 eine Stanize ausmachen. Dieſe ſtehen an Flüſſen, haben ungepflaſterte Gaſſen, oft mehre Kirchen und zur Befeſtigung einen Erdwall. Die Beſchäftigung der Koſacken beſteht in der Friedenszeit in Pferde-, Schaf- und Bienenzucht, Garten- und Weinbau. Der Ackerbau erſtreckt ſich auf die gewöhnlichen Feldfrüchte, die Induſtrie auf die dringenden Lebensbedürfniſſe. Handel wird an mehren Orten getrieben. In Kriegszeiten dienen ſie als leichte Reiterei. Als Hauptwaffe dient ihnen die Lanze, außerdem haben ſie Säbel und Piſtolen, im Nothfall auch wol Pfeil und Bogen. Im regulairen Angriffe ſind nur die ſchönen, eigentlich militairiſchen Regimenter, namentlich die doniſchen Koſacken, zu gebrauchen; die andern ſind wegen der großen Ausdauer ihrer kleinen Pferde, wegen ihrer Unermüdlichkeit in oft wiederholten Angriffen beſonders für die Fliehenden oder kleinen Abtheilungen, ſowie bei Angriffen auf die Bagage u. dergl. furchtbar. Ihr Angriff findet ſchwärmend und mit lautem Hurrah ſtatt. Vorzüglich können ſie zum Vorpoſtendienſte und Patroulliren verwendet werden, da ſie ſich durch außerordentlich ſcharfe Sinne auszeichnen. Uniformirt ſind nicht alle Regimenter. Die doniſchen Gardekoſacken haben eine Uniform, welche in einer blauen Jacke, weiten blauen Hoſen und einer Pelzmütze mit hellblauem oder rothem Sacke, oder auch einer blauen Tuchmütze mit rothem Streifen beſteht. Das ſchwarze Lederzeug iſt mit Silber oder Zinn verziert. Kleidung, Armatur und Pferde ſchaffen ſie ſich auf eigene Koſten an. Auf dem Pferde ſitzen die Koſacken ſehr hoch, da der Sattel ein weiches, rundes Kiſſen bildet, das

ſehr hoch gepolſtert iſt und unter dem ſie auch noch ihre Kleidung und ihre Beute verwahren. Ihr Oberbefehlshaber wird von der ruſſiſchen Regierung nur beſtätigt, aber von ihnen ſelbſt gewählt. Nach den verſchiedenen Kreiſen werden ſie in Regimenter oder Pulks von 500—3000 Mann getheilt und jedem ſteht ein Obriſter (Ataman, Hetmann, Pokolnik), jeder Compagnie aber ein Hauptmann (Sotnik) vor; bei ihr iſt auch jedes mal ein Fähndrich (Kharunſcha). Alle Regimenter zuſammen ſind einem Oberbefehlshaber (Ataman, Woiskowi) untergeben, der Generalsrang hat. Die übrigen Offiziere haben keinen militairiſchen Rang, und es gilt bei den Koſacken für keine Schande, bald Offizier, bald Gemeiner zu ſein. Die Dienſtzeit iſt vom 18. bis 50. Jahre. Man rechnet gegen 800,000 ſtreitbare Männer, im Ganzen aber an 3 Millionen Köpfe. Aus ſämmtlichen Koſackenpulks werden gewöhnlich die größten und ſchönſten Männer zu Gardekoſacken gebildet. In den Kriegen 1812—14 hatten die Ruſſen auch ruſſiſche Bauern ausgehoben, die in ihrer Bauerntracht in den Krieg zogen und Bauerkoſacken genannt wurden. Taf. 116 *Fig. 2* Leibeigene am Don auf dem Marſche.

2) Die Tataren oder Tartaren ſind ſchlank und von mittler Größe, haben einen ovalen Kopf, ſchöne, regelmäßige Geſichtszüge, kleine, lebhafte, meiſt ſchwarze Augen, eine feine, abwärtsgebogene Naſe, ſchmale Lippen, feſte, weiße Zähne und dunkle Haare. In ihren Bewegungen ſind ſie gewandt. Das männliche Geſchlecht iſt lebhafter als das weibliche, und letzteres ſchminkt ſich das Geſicht und zeichnet ſich durch geſchmackloſen Putz aus. Sie ſind offen, gaſtfrei und verträglich gegen Fremde, auch reinlicher und ordnungsliebender als ihre Nachbarn, aber bequem, ohne jedoch träge zu ſein. Auf ihre Ehre halten ſie viel. Sie ſind muhamedaniſcher Religion, und wenn ſie auch den Wiſſenſchaften nicht obliegen, ſo wird doch in den Schulen das Leſen und Schreiben gelehrt, die Mädchen auch das Nähen und die Kunſt mit Gold und Silber auf Leder zu ſticken. Die Kleidung der Männer beſteht gewöhnlich in einem Hemde von Leinwand, einem buntſtreifigen, glatt anliegenden, langen Unterkleide von halbſeidenem Zeuge, Beinkleidern von Leinwand oder Zitz, einem bunten Oberkleide, etwa wie ein Schlafrock, aus baumwollenem oder leinenem Zeuge, mit einem Tuche von gleichem Zeuge, das um den Leib gebunden wird. Die gelben oder grünen Saffianſtiefeln haben weiche Sohlen, und die Pantoffeln von gleichem Stoffe oder von Schafsleder ſind ohne hohe Abſätze. Anſtatt des Turbans tragen ärmere Leute eine Pelzmütze. Im Winter trägt man auch Schafspelze und andere ruſſiſche Kleidung.

Das weibliche Geſchlecht hat baumwollene oder ſeidene, gewöhnlich rothe Hemden, mit langen, bis über die Arme herabhängenden Aermeln. Weite Beinkleider, Lederſtrümpfe, Pantoffeln und ein mit zierlichem Heftel zuſammengehaltenes Oberkleid von buntem Zeuge machen die übrige Kleidung aus. Eine Glasperlenſchnur, an welcher Münzen, Metallplättchen und vergoldete Kugeln hängen, auch wol ein Futteral, in welchem Amulete und wohlriechende Dinge ſich befinden, dient vielen Frauen zum Schmucke. Die Armſpangen ſind mit Perlen und ſchönen Steinen verziert. Auch goldene Ohrringe und Ringe werden getragen. Die ſchönen weißen Zähne färben ſie mit einem Pulver von Eiſenvitriol und Galläpfeln ſchwarz, und die Nägel werden roth gefärbt. Der Kopfputz der Frauen iſt verſchieden. Einige hüllen ein Tuch um Hals und Kopf, ſodaß nur das Geſicht frei iſt, und manche ſetzen darüber ein Netz auf, von dem hinten herab lange Schnuren gehen. Taf. 111 *Fig. 4* u. *5* Tatarenfamilie.

Die anſäſſigen Tataren wohnen in hölzernen Gebäuden, mit Fenſtern von Glas oder Glimmer, bei den Aermern aber von Fiſchhäuten oder geöltem Papiere. Platte Dächer ſind gewöhnlich. Die nomadiſch lebenden Tataren ſind nicht ſo reinlich und wohnen in kleinen Jurten ohne Fenſter und oben mit einer Oeffnung ſtatt des Schornſteins. Dieſe Zelte werden bei den Wanderungen nicht auseinandergenommen, ſondern, wie ſie ſind, auf zweiräderigen Karren von einem Orte zum andern gebracht.

Sämmtliche Tataren ſind freie Leute. Ihre Fürſten heißen Murſen, ihre Vorgeſetzten Baſchliks. Der Mufti iſt ihr geiſtliches Oberhaupt, die obern Prieſter heißen Achums, die niedern Mollas. Ihre Moſcheen werden Medſched genannt.

Im Reiten ſind ſie außerordentlich geübt und zuweilen halten ſie Wettrennen. *Fig. 6* Wettrennen der Tataren.

3) Die Kaukaſier, d. h. die Völkerſchaften, welche ſeit der hiſtoriſchen Zeit den Kaukaſus bewohnt haben, zerfallen den Sprachen nach in drei große Abtheilungen, nämlich die Lesghi oder Oſtkaukaſier, die Mizdſchegi oder Kiſten (Mittelkaukaſier) und die Weſtkaukaſier, d. ſ. die tſcherkeſſiſchen und abaſiſchen Völkerſchaften. Erſt ſpäter in den Kaukaſus und ſeine ſüdlichen Abgrenzungen eingewandert ſind manche andere Völker, wie z. B. die Oſſeten, Georgier und Baſſianen, letztere türkiſchen Urſprungs.

a) Die Lesghi oder Lesghier (Lesghinen) ſind die Bewohner des öſtlichen Theils des Gebirges, der zwiſchen dem Koiſu, dem Alaſani und den Ebenen am Ufer des kaspiſchen Sees liegt und von den türkiſchen und andern aſiatiſchen Völkern Dageſtan, d. i. Bergland, oder Lesghiſtan, d. i. Land der Lesghi, genannt wird. Die Lesghi theilen ſich in viele kleine Stämme, welche größtentheils ſeit ſehr langer Zeit im Kaukaſus wohnen, da ſchon Strabo und Plutarch von ihnen ſpricht; ſie ſcheinen ſich jedoch ſpäter mit andern Volksſtämmen vermiſcht zu haben. Klaproth vermuthet, daß die Awaren, ein lesghiſcher Stamm, der Chundſah bewohnt, wol von den alten Awaren abſtammen mögen, welche der zweite Zweig der Hunnen waren. Wie alle Kaukaſier ſind die Lesghi wild, grauſam, der Räuberei ergeben und

immer bereit, Jedem zu dienen, der ſie bezahlt. Ihr verwegener Muth grenzt oft an Tollkühnheit. Ihre Waffen ſind Gewehr, Säbel und Dolch, und ſie bedienen ſich derſelben mit großer Geſchicklichkeit; ſie ſind aber auch gute Bogenſchützen (Taf. 65 *Fig. 18* Lesghi mit Pfeil und Bogen ſchießend). Sie ſind ebenſo gute Fußgänger wie vortreffliche Reiter und ertragen die Strapazen eines Feldzugs mit großer Geduld, wenn ſie nur richtig ihren Sold ausgezahlt bekommen. Ihre Tapferkeit iſt ſo groß, daß oft ihre Theilnahme an einem Kampfe entſcheidend war. Die meiſten Lesghi ſind Muſelmänner von der Sekte der Sunniten; bei einigen Stämmen findet man jedoch noch ſchwache Spuren vom Chriſtenthume. Die mächtigſten Stämme ſind die Kaſi-Kumuken, Awaren, Akuſcha und Kulitſchi.

b) Die Mizdſchegi oder Kiſten, im Weſten und Nordweſten von den Lesghi, ſind noch ausgemachtere Räuber als jene und konnten von den Ruſſen noch nicht ganz unterjocht werden. Am wildeſten ſind die Tſchetſchenzen, d. i. der Stamm, welcher das vom Gicha, Farthan, Argun und Dſahlk bewäſſerte Land bewohnt. Weſtlich von ihnen wohnen die Kara-bulak, und der weſtlichſte Stamm ſind die Inguſchen, welche weniger der Raubſucht ergeben, auch den Ruſſen faſt ganz unterworfen ſind.

c) Die Weſtkaukaſier, d. h. die Tſcherkeſſen und Abaſen unſerer Tage, wohnen vom obern Kuban bis zum ſchwarzen Meere.

Die Abaſen (Taf. 34 *Fig. 24* ein Abaſe) ſcheinen die Küſten des ſchwarzen Meeres und den weſtlichen Theil des Gebirges nie verlaſſen zu haben. Sie nennen ſich ſelbſt Absne oder Abene, werden aber von Ruſſen und Türken Abaſa und von den Georgiern Abchaßi genannt, woraus die Europäer Abaſen, Abaſiner, Awjaſen, Abgaſeten u. ſ. w. gemacht haben. Sie gleichen in Sitten, Kleidung und Gebräuchen den Tſcherkeſſen, und auch ihre Sprachen ſind verwandt. Die Abaſen treiben auch Ackerbau, leben aber hauptſächlich von Viehzucht. Ihr großer und ſchöner Pferdeſchlag iſt berühmt. Ihre Beſitzungen dehnten ſich ehemals viel weiter aus, aber die Tſcherkeſſen haben ſie bis in die Gebirge zurückgedrängt. Von den byzantiniſchen Kaiſern wurden ſie zum Chriſtenthume bekehrt; im 18. Jahrh. wurden ſie aber von den Türken unterworfen und mußten ſich zum Islam bekennen, 1771 empörten ſie ſich hierauf gegen die Pforte und kehrten zu ihrem alten Aberglauben zurück, den ſie den neuen Lehren vorziehen zu müſſen glaubten. Sie begehen oft Seeräubereien, haben aber nur Ruderſchiffe ohne Kanonen und ſind daher wenigſtens für Kriegsſchiffe nicht ſo gefährlich. Viele junge Abaſen gingen früher nach Aegypten und verkauften ſich dort als Sklaven an Mameluken und die Landesfürſten, um ſo ihr Glück zu machen und durch perſönliche Tapferkeit eine ausgezeichnete Militairſtelle zu erlangen, was auch wirklich mehren gelang. Die abaſiſchen Frauen ſind ſchön und werden für die türkiſchen Harems ebenſo geſucht, wie die tſcherkeſſiſchen.

Die Tſcherkeſſen (Cirkaſſier) bewohnen die große und kleine Kabarda und das Land jenſeit des Kuban bis an das ſchwarze Meer. nennen ſich ſelbſt 'Adige, d. h. Adelige, und wurden im Mittelalter Sichen genannt. Früher wohnten ſie noch weiter gegen Norden; durch die Ruſſen wurden ſie aber hinter den Terek und Kuban gedrängt. Die, welche die große und kleine Kabarda bewohnen, pflegt man Kabarden oder Kabardiner zu nennen.

Das Volk iſt in fünf ſtreng geſchiedene Claſſen getheilt. Die Claſſe der Pſcheh begreift die Fürſten, die zweite Claſſe die Usden, d. h. die Edeln, welche in der Landesſprache Work heißen, die dritte Claſſe die Freigelaſſenen der Fürſten und Edeln, welche jedoch verpflichtet ſind, unter ihrem frühern Herrn im Kriege zu dienen; die vierte Claſſe bildet die Freigelaſſenen der neuern Edeln, und die fünfte endlich die Leibeigenen (Tſchochotl), welche theils den höhern Claſſen angehören, theils Landleute ſind. Die einzelnen Zweige der fürſtlichen Familien haben wieder Familien unter ſich, unter denen als erbliches Eigenthum Bauern ſtehen. Die Edeln können jedoch nach Belieben ſammt ihren Leibeigenen von einem Fürſten zum andern übergehen, wodurch es möglich iſt, daß einzelne Fürſten ein Uebergewicht über die andern erlangen können. Edle und Fürſten ſind Herren über Leben und Tod der Leibeigenen. Ehe der Islam bei den Tſcherkeſſen eingeführt wurde, hatten die Fürſten jedoch noch viel mehr Gerechtſame als jetzt.

Das Alter ſteht bei den Tſcherkeſſen in hoher Achtung, und zu wichtigen Berathungen verſammeln ſich daher auch ſtets die Aelteſten jeder Claſſe. Beſtimmte Gerichtsſtellen und geſchriebene Geſetze gibt es nicht; man handelt nach alten Gebräuchen, hält die Verſammlungen, bei welchen die Fürſten den Vorſitz haben, in Wäldern und richtet hier faſt alle Angelegenheiten. Wenn die Familie eines Getödteten nicht das Blut des Mörders verlangt, ſondern ſich mit dieſem in einen Vergleich einlaſſen will, ſo beſtimmt die Verſammlung eine Geldſtrafe, welche der Todtſchläger zu erlegen hat. Wer die öffentliche Ruhe ſtört, wird auch an Geld geſtraft, und Diebe, welche mit Ungeſchick den Diebſtahl ausführten, müſſen das Geſtohlene mehrfach erſetzen; werden jedoch die Diebereien mit Schlauheit ausgeführt, ſo ſind ſie nicht entehrend und werden faſt für ebenſo verdienſtlich gehalten als eine geſchickt vollbrachte Kriegsunternehmung. Alles bemüht ſich daher, recht geſchickt und pfiffig ſtehlen zu lernen, und es iſt der größte Vorwurf, den ein Mädchen einem jungen Manne machen kann, wenn es ihm ſagt, daß er noch nicht einmal eine Kuh habe ſtehlen können.

Auch bei den Tſcherkeſſen wird die Gaſtfreundſchaft für eine heilige Pflicht gehalten und daher auf das pünktlichſte befolgt.

Wird einem Fürſten ein Kind geboren, ſo veranſtaltet er große Feſte. Iſt es ein Prinz,

ſo übergibt er das Kind am dritten Tage nach der Geburt einem ſeiner Edeln zur Erziehung, wo es dann eine Amme erhält, und dieſe gibt ihm einen Namen. Vor ſeiner Verheirathung beſucht der Sohn ſeinen Vater nie, daher wol auch die Liebe beider zueinander nicht groß ſein kann. Wer nach dem Befinden der Gattin und Kinder des Fürſten ſich erkundigen wollte, würde einen großen Verſtoß gegen die Etiquette begehen und den Fürſten dadurch ſehr unwillig machen. Söhne der Edelleute werden einem Aufſeher von gleichem Range, doch erſt im dritten oder vierten Jahre, übergeben. Die Erzieher wählen die Gattinnen für die jungen Fürſten, und wenn das Geſchenk, welches die Aeltern der Gewählten erhalten müſſen, beſtimmt und angenommen worden iſt, raubt der Fürſt in Begleitung eines Freundes die Geliebte, welche der Letztere vor ſich aufs Pferd nimmt. In geſtrecktem Galopp reitet man dann an das älterliche Haus des Bräutigams, wo der Freund die Braut vorſtellt und ſie darauf in das für die Neuverehelichten beſtimmte Gemach geführt wird, wo ſie den Bräutigam erwartet. Der junge Gemahl hält ſich nämlich ſo lange im Walde auf, bis er von ſeinem Freunde aufgeſucht und vor ſeine Frau geführt wird, was erſt dann geſchieht, wenn man glaubt, daß alle Hausbewohner ſchlafen.

Die Tſcherkeſſen ſind im Allgemeinen wohlgeſtaltet, und namentlich zeichnen ſich die Männer durch ihren ſchönen Wuchs aus, um ſo mehr, da ſie Alles anwenden, um ſich ſchlank zu erhalten. Sie ſind von mittler Größe, von ſehr nervigem Körperbau und ſelten wohlbeleibt. Schultern und Bruſt ſind breit, aber der untere Theil des Körpers ſehr ſchmal. Haare und Augen ſind braun, der Kopf iſt hoch und ſchmal, die Naſe ſchmal und gerade. Ihre Frauen werden immer für die ſchönſten im ganzen Kaukaſus gehalten, doch übertreffen die Georgierinnen ſie noch bei weitem an Schönheit. Eine aufgeſtülpte Naſe und rothe Haare ſind bei ihnen nichts ſeltenes; bei den Georgierinnen kommen dieſe dagegen nicht vor.

Den Bart oder wenigſtens einen Schnurrbart laſſen die Männer ſtehen, das meiſt ſchwarze Haupthaar wird dagegen abgeſchoren. Die Kleidung iſt leicht und zierlich. Den Kopf bedeckt eine bald höhere, melonenförmige, bald niedrigere Mütze, die mit Baumwolle gepolſtert, durchnähet und bei den Vornehmen mit goldenen oder ſilbernen Treſſen beſetzt iſt. Die niedrigern Claſſen bringen mehre bunte Einfaſſungen und Abtheilungen an und wählen eine dunkle Grundfarbe, die Vornehmen dagegen gewöhnlich die weiße Farbe. Auf der Bruſt, am kurzen leichten Ueberrocke, befindet ſich auf jeder Seite eine Taſche, welche ſo durchnäht iſt, daß ſie mehre röhrenförmige Abtheilungen bildet, die zum Hineinſtecken der Patronen beſtimmt ſind. Die langen Beinkleider ſind enganſchließend. Oft werden ſie bei den Vornehmern mit Gold- und Silbertreſſen verziert, was auch bei den Stiefeln von Saffian, die eigentlich mehr Socken zu nennen ſind, geſchieht. Das Unterkleid iſt von feinem, leichtem Zeuge, meiſt weiß, über daſſelbe zieht der Vornehme eine kurze, reiche Weſte, bald mit, bald ohne Unterkleid. Dieſes iſt von dickerm Zeuge, von Tuch oder auch Pelz. Bei Feierlichkeiten u. ſ. w. tragen die Fürſten und Adeligen ſtatt des Unterkleides einen Panzer und die volle Rüſtung. Dieſer Panzer iſt künſtlich aus polirten ſtählernen Ringen zuſammengeſetzt, ebenſo auch der oben ſpitze Helm, dem hinten und an den Seiten ein Stück von dieſem ſehr haltbaren Flechtwerke zum Schutz für Nacken und Schultern herabhängt. Auch die Armſchienen ſind von polirtem Stahl. Ein ſchwarzer, breiter Gürtel ſchließt über den Hüften eng zuſammen und dient zugleich zur Aufnahme des Dolches und der Piſtolen. Ein ſchmälerer hängt um die Hüften, den Bogen und den Köcher mit Pfeilen tragend. Der Säbel kommt den Tſcherkeſſen faſt nicht von der Seite. Die gemeinen Tſcherkeſſen haben die Kleider von gröberm Zeuge und tragen faſt immer einen Mantel von gewalktem, zottigem Filze darüber, den ſie Burki nennen und ſelbſt in der größten Sommerhitze nicht gern ablegen. Geht oder reitet der geringe Tſcherkeſſe aus und nimmt er keinen Säbel oder kein Gewehr mit ſich, ſo bewaffnet er ſich doch gewiß mit einem langen, ſtarken Stock, der oben mit einem ſchweren eiſernen Knopfe und unten mit einer faſt zwei Spannen langen, ſcharf zugeſpitzten eiſernen Zwinge verſehen iſt und den er zugleich auch als Wurfſpieß brauchen kann. Den Säbel legt der Vornehmere ſelbſt im Hauſe nicht gern ab (Taf. 34 *Fig. 17* tſcherkeſſiſcher Fürſt der großen Kabarda; *Fig. 18* vornehmer Tſcherkeſſe in Haus- u. *Fig. 19* u. *20* in Kriegertracht).

Die Frauen bedecken den Kopf mit einem über der Stirn platt anliegenden weißen Tuche, welches unter dem Kinn zuſammengeheftet wird. Die Mädchen tragen aber Mützen, denen der Männer ähnlich, mit Stickerei und Treſſen. Die Haare werden hinten in einen dicken Zopf geflochten, den ſie mit Leinwand überziehen. Das Unterkleid reicht bis auf die Knöchel und hat lange Aermel; es iſt vorn offen und wird durch Schnuren zugehalten; das Oberkleid hat aufgeſchlitzte Aermel und iſt oben vorn offen. Vornehme wählen verſchiedene bunte Farben und feine Stoffe zu dieſen Kleidern und beſetzen ſie mit goldenen und ſilbernen Treſſen. Verheirathete tragen weite Beinkleider, und Alle bedecken die Füße mit enganliegenden, am Rande mit Stickereien oder Treſſen verzierten Stiefeln oder vielmehr Socken, über die ſie beim Ausgehen Stelzſchuhe anziehen. Nach dem zehnten Jahre wird den Mädchen ein breiter Gürtel oder Schnürleib umgenäht oder mit Hefteln befeſtigt, der nicht eher als zur Verheirathung abgenommen werden darf und die Taille gewaltig zuſammenpreßt. Dazu wird den Mädchen auch nur kärgliche Koſt gereicht, die vorzüglich in Milch und Backwerk beſteht, damit dieſe ſchmale Weſpentaille, welche bei ihnen, wie leider auch oft bei uns, für die

größte Schönheit gilt, für immer erhalten wird. Auch die Männer ſuchen, wie ſchon oben bemerkt wurde, ihren ſchlanken Wuchs zu erhalten.

Ueber die Wohnungen der Tſcherkeſſen ſagt Pallas: Die Tſcherkeſſen wohnen in Dörfern, die ſie von Zeit zu Zeit entweder wegen zunehmender Unreinlichkeit oder Unſicherheit u. ſ. w. verlaſſen, nur das beſte Sparren- und Schirrholz von den Häuſern, ſowie das Hausgeräthe mitnehmend, nachdem ſie den Ueberreſt verbrannt haben. Sie ſuchen ſich dann eine andere bequeme Stelle für ihr Dorf aus, und finden ſie nicht gleich in der Nähe auch Waſſer, ſo ſuchen ſie durch Verdämmungen und kleine Kanäle daſſelbe hinzuleiten. Sie bauen ihre Wohnungen in einem oder mehren Kreiſen oder Vierecken dicht aneinander, ſodaß der innere Raum einen gemeinſchaftlichen geräumigen Viehhof vorſtellt, der nur eine einzige Pforte hat, von den Häuſern ganz eingeſchloſſen und dadurch gewiſſermaßen vertheidigt iſt.

Außer den Kreiſen ſteht gewöhnlich das aus mehren Gemächern beſtehende Haus des Fürſten, und hin und wieder ſtehen ebenfalls einzelne Gebäude zur Aufnahme von Fremden. Auch bemerkt man hier und da geflochtene runde Hütten, welche als Apartements dienen. Rund herum ſtehen eingehegte Heu- oder Kornhaufen, auch wol große, in die Erde befeſtigte Körbe mit Dächern, in welchen man das gedroſchene Getreide aufſchüttet.

Die Häuſer ſelbſt ſind längliche Vierecke, 20—30 Fuß breit, aus dichtgeflochtenem Korbwerk, das von außen und innen mit Lehm dicht überzogen wird. Auf den Stützen des Flechtwerks ruht ein flaches Dach von leichtem Sparrwerk, welches mit Raſen bedeckt iſt. Die Frau hat ein größeres, die Sklavinnen und Mädchen ein kleineres Zimmer, und der Mann wohnt gewöhnlich in einer beſondern Wohnung. Einige Stämme der Tſcherkeſſen befeſtigen auch ihre Dörfer, indem ſie dicke Stangen kreuzweiſe gegeneinanderſtemmen und unten mit Erde die Zwiſchenräume ausfüllen, oben aber mit Dorngeſträuch.

Die Hauptnahrung der Tſcherkeſſen iſt Hirſenbrei. Auch machen ſie aus Hirſe ein Gebäck und ihr gewöhnliches Getränk, das ſie Handtups nennen. Möhren, Rüben, Zwiebeln, Kürbiſſe und Waſſermelonen gehören ebenfalls zu ihren gewöhnlichen Nahrungsmitteln. Fleiſch von Schafen, Rindern und Jagdthieren wird von ihnen oft gegeſſen. Der Honig, den ſie durch ihre ſorgfältige Bienenzucht gewinnen, wird durch Aufguß heißen Waſſers in Meth verwandelt, oder man miſcht ihn in den gegohrenen Hirſentrank, der Buſa heißt und ſtark berauſcht. Er wird auch gegeſſen, und mit dem gewonnenen Wachſe wird bedeutender Handel getrieben.

Die Heerden ſind zahlreich; das Land hat ſchöne Weiden, welche Rindern, Schafen, Ziegen und Pferden hinlängliche Nahrung bieten. Die Schafe haben Fettſchwänze und feine Wolle, aus welcher die Weiber ſehr feſtes wollenes Tuch wirken. Sowol Wolle als Tuch und fertige Kleider, welche letztere ebenfalls die Weiber machen, werden auch an die benachbarten Staaten verkauft. Das Hornvieh iſt von kleiner Art und wird als Zugvieh gebraucht. Die Pferde ſind ausgezeichnet, und nach den arabiſchen die beſten. Sie ſtreifen frei auf den Feldern umher und kommen nie in den Stall. Der Ackerbau der Tſcherkeſſen iſt ſehr einfach; im Frühlinge verbrennen ſie die Kräuter, welche die Felder, Wieſen u. ſ. w. bedecken, und dies iſt der einzige Dünger, den ſie ihnen geben; nachher wird geackert, geſäet und mit Bäumen, an denen noch das Laub ſteht, geeggt. Ihr Tanz iſt eigenthümlich. Ihre Spiele ſind auf Gewandtheit, Kraftübungen u. ſ. w. gegründet.

Die **Georgier** weichen von den übrigen Bewohnern des Kaukaſus in Sprache und Körperbildung ab. Im Norden werden ſie vom Kaukaſus begrenzt und im Süden trennen ſie der Kur, die Gebirge von Karabag, Pampaki, Tſchildir und die pontiſchen Gebirge von Völkern anderer Sprache und andern Urſprungs. Ihr Name ſtammt von dem Worte Gur oder Kur, welches der jetzige Name des Fluſſes Cyrus der Alten iſt. Bei den Perſern heißt das Land ſelbſt Gurgiſtan, bei den Türken Gurtſch und bei den Ruſſen Gruſien, in alten Zeiten aber nannte man es Iberien, und es begriff das alte Albanien und Kolchis in ſich. Seit den früheſten Zeiten genoſſen die Georgier ſchon mehr Cultur als die nördlichern Gebirgsbewohner; ihre eigentliche Geſchichte beginnt aber dennoch erſt mit der Einführung des Chriſtenthums im 4. Jahrh., indeß ihre alten Sagen in die bibliſche Geſchichte hinüberſtreifen, da ſich die alten Georgier für Nachkommen des Targamoß, eines Urenkels von Japhet hielten, weswegen ſie auch alle zu ihrem Stamme gehörigen Völker Targamoſſianer nannten. Die heutigen eigentlichen Georgier nennen ſich Kart-uhli, von Kartlos, dem Sohne von Targamoß.

Die Georgier theilen ſich in vier Hauptzweige: a) Die **eigentlichen Georgier** wohnen in Kartli, Kacheti (dem alten Albanien) und Imerethi bis an die Ufer des Zheniß-zkali, eines Zufluſſes des Phaſis. Die Pſchawi und Gudamakari ſprechen die alte georgiſche Sprache, welche von der neuen georgiſchen (gruſiniſchen oder iberiſchen) ſehr verſchieden iſt, dennoch müſſen auch ſie zu dieſem Stamme gezählt werden. Sie bewohnen einige enge Thäler des hohen Kaukaſus, öſtlich vom obern Aragwi. b) Den zweiten Zweig machen die Bewohner von Mingrelien (dem alten Colchis), Odiſchi und Guria aus, welche einen groben, mit vielen Fremdwörtern vermiſchten Dialekt ſprechen. c) Die **Suani** oder **Schnau** (Tſon) mit noch mehr abweichendem Dialekte, der viel kaukaſiſche Wörter aufgenommen hat. Sie bewohnen die hohen Gebirge des Kaukaſus weſtlich vom Elbrus und nördlich von Imerethi bis an die Quellen des Zhenis-zkali, Enguri und Egriſſi. Sie ſind unabhängig und gelten für die un-

reinlichſten unter den Bewohnern des Kaukaſus. d) Die Laſi (türkiſch: Laſh), ein wildes, räuberiſches Gebirgsvolk, längs des ſchwarzen Meeres von Trebiſonde (Trapezunt) bis zum Ausfluß des Tſchoroki oder Tſchoroch, der ſie von Guria (Gurien) trennt.

Die Georgier haben einen kräftigen Körperbau und hohen Wuchs, im Allgemeinen ſchöne, ſcharf geſchnittene Geſichtszüge, ſchwarze, ſchön geformte Augen und eine große, oft Adlernaſe, die aber weniger der römiſchen als der jüdiſchen ähnlich iſt. Ihre Haltung iſt ſtolz, der Gang jedoch oft etwas ſchaukelnd. Ein neuerer Reiſender ſagt: „Imerethis Männer und Frauen ſind wegen ihrer Schönheit weltberühmt; kein Menſchenſchlag der weiten Erde kommt den Völkern von Imerethi, Mingrelien, Gurien und Adſchari an Ebenmaß der Glieder und regelmäßiger Schönheit der Geſichtsbildung gleich. Hier ſtehen ſelbſt die ſchlanken Herosgeſtalten der Männer Tſcherkeſſiens zurück. In den einſamen Wäldern Mingreliens ſah ich zuweilen wahre Ideale der ſchönſten Menſchengeſtalten, die einem Thorwaldſen als Muſterbild hätten dienen können. Ein Land bewohnend, welches bis auf die neueſte Zeit, die es (bis auf einen kleinen noch osmaniſchen Theil von Guria und Laſi) unter ruſſiſche Botmäßigkeit gebracht hat, unaufhörlich den Einbrüchen fremder Völker ausgeſetzt geweſen iſt, ſind die Georgier in der Nothwendigkeit geweſen, immer auf ihrer Hut zu ſein, theils gegen die Osmanen, theils gegen die Perſer und die Lesghi. Seine Stellung in Mitten dieſer Völkerſchaften hat den Georgier kriegeriſch gemacht, allein da er einer nicht zahlreichen Nation angehört, ſo iſt er genöthigt geweſen, gegen unzählige Heere zu kämpfen, und er hat ſich demgemäß mehr an die Kriegführung der Parteigänger gewöhnt, als an die regelmäßigen Schlachten.“ Die Georgier ſind übrigens vortreffliche Reiter und ſehr tapfer; ſie ſind rechtſchaffen und wacker, nur zuweilen etwas rauh; dabei zwar gaſtfrei, aber nicht ſehr freundlich und zuvorkommend, zwar klug und verſtändig, aber im höchſten Grade unwiſſend. Zeigt das Landvolk endlich auch nicht den Hochmuth des Herrenſtandes, ſo verrathen doch ſein Ton und ſein ganzes Weſen die kriegeriſche Gemüthsart, wie überhaupt der Georgier die Tugenden wie die Fehler der Soldaten ſich angeeignet hat. Die Georgier treiben Ackerbau, namentlich auch Weinbau in großem Umfange; denn Wein wird von ihnen ſehr viel getrunken. Auch Seidenbau wird betrieben, und von der Viehzucht vorzüglich Schafzucht. In der Induſtrie ſind ſie jedoch nicht weit vorgeſchritten. Ihr häusliches Leben iſt ſehr einfach. Die Teppiche, auf denen die Georgier, nach orientaliſcher Sitte, mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen, bilden faſt ihr einziges Ameublement. Reiche und Arme führen dieſelbe Lebensweiſe, mit Ausnahme einiger Tifliſer, welche die Ruſſen nachzuahmen ſuchen. Ihre Kleidung iſt ſehr bequem und gut, beſteht meiſt aus Wollenzeug, und die Frauen tragen Pantalons, ſind auch in alle Künſte der Toilette eingeweiht und wiſſen ſich ſogar recht ſchön zu ſchminken. Ihre Kleidung iſt übrigens züchtig und hebt noch die ſchöne, ſchlanke Geſtalt, die Regelmäßigkeit der Geſichtszüge, die Weiße der Haut und die unausſprechliche Sanftmuth im Blicke des Auges. Die Kleidung lernt der Leſer am beſten aus den von uns gegebenen Abbildungen kennen: Taf. 34 *Fig. 25* ein mingreliſches Mädchen; *Fig. 26* u. Taf. 65 *Fig. 15* ein imerethiſcher Fürſt (Ueberrock orangeroth, Unterkleid und Beinkleider grün, Stiefeln gelb, keine Strümpfe, die Beine vielmehr bis an die Knie nackt, Hut gelb); Taf. 34 *Fig. 27* georgiſcher Fürſt; Taf. 65 *Fig. 16* eine Georgierin aus den höhern Ständen (Kleid ſcharlachroth, Kopfputz und Schleier weiß, Schärpe gelb, Verzierung an Kleid und Kopfputz golden); *Fig. 17* endlich ein Mingrelier aus dem Volke, der die Ernte ſeines reichen Weinbaues zu Markte trägt (Ueberrock grün, Unterkleid und Beinkleider ſcharlachroth, Hut [Strohhut] gelb, Leibbinde gelb und roth geſtreift, Schuhe ſchwarz, über kurze gelbe Stiefeln gezogen).

4) Die Kalmücken (Taf. 110 *Fig. 10*), welche ſich ſelbſt „Derben-Oret“, d. h. „die vier verbundenen Völker“, nennen, ſtammen von den Mongolen und bilden vier Horden, die chooſchutiſche, ſoongoriſche, derbetiſche und torgotiſche. Sie wohnen an der untern Wolga und im mittlern Aſien. Früher bekannten ſie ſich zur Lehre der Schamanen, ſpäter nahmen ſie aber die Lehre des Fo an, doch ſind ihre erſten Prieſter (Lamas) vom oberſten Prieſter Dalai Lama, da ſie die Verbindung mit ſeiner Reſidenz abgebrochen, unabhängig. Die Gelungi (Prieſter) ſind ihnen untergeordnet, dieſen die Gezuli, und dieſen wieder die Mandſchikami. Die Kibitken, in denen die Götzentempel ſind, werden, wenn das Lager aufbricht, gleichfalls von einem Orte zum andern mitgeführt. Die Geiſtlichkeit bildet den zehnten Theil der ganzen Völkerſchaft, und da ſie weder Abgaben zahlen, noch irgend eine der Geſellſchaft nöthige Obliegenheit verrichten, müſſen ſie dem Volke ſehr zur Laſt fallen. Der Aberglaube herrſcht bedeutend, viel gibt man z. B. auf Sterndeuterei u. ſ. w.

Die Sprache der Kalmücken ſtammt aus dem Mongoliſchen, iſt aber mit vielen tatariſchen Wörtern vermiſcht.

Von den Horden, welche unter ruſſiſcher Hoheit leben, iſt die derbetiſche die ſtärkſte; denn ſie hat 10,000 Kibitken oder Familien. Die Anzahl ſämmtlicher Kalmücken im ruſſiſchen Reiche beläuft ſich auf etwa 100,000.

Ihre Hordenlager ſind tributpflichtigen Fürſten (Taiſchis) untergeordnet, und der Vice-Khan, welcher von Rußland erwählt wird, iſt der Vorgeſetzte des ganzen Volkes, das aus der hohen Geiſtlichkeit und dem Adel und aus der niedern Geiſtlichkeit und dem Volke beſteht. Sowie die Adeligen, namentlich in Spanien, ſich nach dem Blute unterſcheiden, theilen ſich die Kalmücken nach Fleiſch und Knochen ein; denn die hohe Geiſtlichkeit und der Adel haben weiße,

die niedere Geiſtlichkeit und das gemeine Volk ſchwarze Knochen, ebenſo haben vornehme Frauen weißes, gemeine Weiber ſchwarzes Fleiſch.

Geſicht, Gehör und Geruch ſind bei den Kalmücken ſehr ausgebildet, Geſchmack und Gefühl deſto weniger. Ihr Gedächtniß iſt vortrefflich, daher ſie auch ſchnell fremde Sprachen erlernen. Unterricht erhalten ſie im Leſen, Schreiben, Rechnen, in Erd- und Himmelskunde, Sterndeuterei und Arzneikunde; denn jedes Lager hat einen Lehrer (Baſchka). Freilich iſt es mit dieſem Unterrichte nicht weit her, und namentlich in der Heilkunde ſind ſie noch weit zurück, vorzüglich was die innern Krankheiten betrifft.

Die Kalmücken ſind eher klein als groß zu nennen. Sie ſind nicht fleiſchig, aber breitſchulterig, haben ein breites, flaches Geſicht, eine kleine, platte Naſe mit großen Naſenlöchern, eng geſchlitzte Augen und ein kurzes Kinn, lange, abſtehende Ohren und ſtets ſchwarzes Haar. Da ſie immer mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen und viel reiten, haben ſie krumme Beine. Ihre Unreinlichkeit iſt groß, und zur Nahrung verſchmähen ſie ſelbſt gefallenes Vieh, Gedärme, Katzen, Mäuſe, Gras u. ſ. w. nicht. Brot eſſen ſie ſelten, aber oft Brei von Roggenmehl und Salzwaſſer. Saure Milch, Molken, Branntwein aus Stutenmilch, Thee und Waſſer ſind ihre gewöhnlichen Getränke. Tabak rauchen beide Geſchlechter leidenſchaftlich.

Im Ganzen ſind ſie träge und arbeitsſcheu. Ihre Hauptbeſchäftigungen beſtehen in der Pflege ihres Viehes, der Verfertigung ihrer Kibitken, des Hausgeräthes und ihrer Pferdegeſchirre. Die thätigern Weiber bereiten das Pelzwerk, den Filz, die Kleider und Stiefeln, den Branntwein und den Käſe; auch ſpinnen ſie die Schafkameelwolle, weben die Bänder, Sattelgurte u. ſ. w.

Die Heerden der Horden beſtehen aus zahlreichen Kameelen und Pferden, ſowie aus Kühen, Schafen und Ziegen.

Bei ihren Wanderungen ſind die Kibitken, Geräthſchaften und Lebensmittel der Vornehmen auf Kameele, die der Armen auf Rinder geladen, und Weiber und Kinder zu Pferde treiben die Viehheerden. Bei den Vornehmen ſind die Pferde mit Glöckchen und Schellen geziert und das Gepäcke iſt mit Teppichen und Decken belegt. Der Herr reitet mit ſeinen Leuten voran, hinter ihm ſein Verwalter, welcher eine kleine Fahne in der Hand hat. Auf beiden Seiten der Kameelſättel ſind die Wiegen mit den kleinen Kindern.

Die Kleidung der Männer beſteht aus einem Oberkleide, das bis auf die Wade reicht, lange, oben ſehr weite, nach der Hand zu aber enge Aermel hat und aus Tuch oder Baumwollenzeug gemacht iſt, aus einem oder mehren Unterkleidern, die bei Wohlhabenden von Damaſt ſind, eng anſchließen, auf der Bruſt mit Knöpfen zugehalten werden und mit einer Leibbinde gegürtet ſind. Beinkleider von Leinwand gehen in die kurzen Stiefeln. Der Arme hat rothlederne Beinkleider und trägt einen Pelz auf bloßem Leibe. Im Winter tragen auch die Vornehmen Pelze. Auch die Weiber tragen weite Beinkleider, ihr Hemd ſchließt am Halſe, die Kleider ſind denen der Männer ähnlich, nur gewöhnlich leichter und zierlicher, und das Oberkleid iſt oft ohne Kragen und Aermel, mit bunter Einfaſſung und hinten aufgeſchlitzt. Der Kopf der Kalmücken iſt geſchoren bis auf eine runde Stelle hinter dem Scheitel, wo ſie die Haare wachſen laſſen und in einen oder mehre Zöpfe drehen. Das Haar der jungen Mädchen wird ſorgfältig gepflegt, vom Scheitel an abgetheilt und hinten in einem größern Zopf, an den Seiten aber in mehre kleinere geflochten. Bei der Verheirathung werden alle dieſe Flechten gelöſt und nun macht man nur zwei große, dicke Zöpfe daraus, welche in einer Scheide von ſchwarzem Zeug verwahrt über die Schulter herabhängen. Die Frauen tragen in beiden Ohren Ringe, die Mädchen nur in einem Ohre. Auch die Weiber und Mädchen tragen kurze Stiefeln, am liebſten von rother Farbe; da die gelbe Farbe ihnen heilig iſt, wählen ſie dieſe nie. Männer und Weiber tragen Mützen, und gewöhnlich ſind die Mützen rund, niedrig und mit Pelz verbrämt. Vornehme und Geiſtliche tragen im Sommer große, flache, runde Sommerhüte. Weiber und Mädchen ſchminken ſich.

Das Haus der Kalmücken, das die Ruſſen Kybitka, die Kalmücken Gärr nennen, beſteht aus einem Lattenwerk, das mit rother Farbe angeſtrichen iſt, mit leichter Mühe aufgeſtellt und wieder zuſammengelegt werden kann und mit Filzdecken belegt wird, ſobald es aufgerichtet iſt. Die Häuſer ſind rund, mit einem kegelförmigen Dache, das oben eine Oeffnung für den Rauch hat. Sie ſind für ein Hirtenvolk eine ſehr ſinnreiche Erfindung, ſtark und geſchickt den Stürmen zu widerſtehen, warm im Winter, geräumig und durch die Decke des weißen Filzes, welche ſie ganz umhüllt, gegen Schnee und Regen völlig geſichert. Die Feuerung im Winter beſteht meiſt aus getrocknetem Kameel- und Kuhmiſte, weil die Steppen nur wenig Holz liefern.

Der große Reichthum an Vieh macht die wandernde Lebensweiſe der Beſitzer nothwendig, und im Sommer geſchieht dieſe Wanderung wol aller ſechs bis ſieben Tage, im Winter ſeltner.

5) **Kirgiſen** (Taf. 65 *Fig. 14* ein Kirgiſe, u. Taf. 111 *Fig. 2* u. *3* Kirgiſen in ihrem Lager). Die drei großen Reiterhorden, welche in dem Landſtriche vom Aralſee bis an die chineſiſche Grenze und zum Theil in den weiten Wüſten des ſogenannten himmliſchen Reiches wohnen, werden von den Ruſſen **Kirgiſen**, **Kirgis-Koſacken** oder **Kirgis-Kaiſacken** genannt, ſie ſelbſt nennen ſich aber **Burut**.

Die große und goldene Horde iſt jetzt die kleinſte. Mehre Stämme derſelben heißen bei den Ruſſen wilde oder Stein- oder ſchwarze Kirgiſen. Sie ſind tapferer, wilder, raubluſtiger und grauſamer als die andern Horden.

Wer durch ihr Gebiet reiſen will, muß ent- weder einen Tribut zahlen oder befürchten, an- gefallen, geplündert und wol gar zum Sklaven gemacht zu werden. Die ſtärkſte Horde iſt die mittlere, welche gegen 480,000 Perſonen männ- lichen Geſchlechts zählen ſoll und öſtlich vom Aralſee bis an den obern Irtiſch verbreitet iſt. Die kleine Horde, welche vorzüglich zwiſchen dem kaspiſchen und Aralſee und nördlich von dieſem wohnt, ſoll faſt ebenſo ſtark ſein.

Die Kirgiſen ſind meiſt ziemlich groß, die Aermern dabei meiſt mager, die Reichen da- gegen häufig recht wohlbeleibt. Da ſie nur ſelten vom Pferde herabkommen und ſich dann hinkauern auf ihre Filzdecken, ſo haben ſie in der Regel krumme Beine. Die Geſichtsbildung ſteht ſo ziemlich in der Mitte zwiſchen der der Kalmücken und der der Tataren, im Oſten neigt ſie ſich jedoch mehr zu der der Kalmücken, im Weſten zu der der letztern. Faſt Alle haben ſchwarze Augen, meiſt auch ſchwarze, ſelten braune oder röthliche Haare. Die Haut- farbe der Erwachſenen iſt gebräunt. Den Bart laſſen die Männer wachſen, dagegen laſſen ſie ſich den Kopf ſcheeren. Die Weiber flechten das Haar in zwei, die Mädchen in viele Zöpfe.

Die Männer tragen weite Röcke von baum- wollenem oder ſeidenem Zeuge, welche zugleich die Stellen der Hemden vertreten, oft ziehen ſie auch mehre übereinander und als Ueberrock noch einen darüber, der von Tuch, Nanking oder Seide, im Winter von Pelz und wattirt oder mit weichem Leder gefüttert iſt. Die untern Röcke hält ein breiter Gürtel von Wolle oder Seide zuſammen, den Ueberrock aber ein lederner, mit Kupfer- und Meſſingblech ver- zierter Gürtel, an dem eine lederne Taſche, in welche die Pfeife und allerlei Kleinigkeiten ge- ſteckt werden, und ein Meſſer hängen. Die weiten Beinkleider ſind von verſchiedenem Zeuge, und beim Reiten werden noch außerordentlich weite Lederhoſen darübergezogen, in welche alle Röcke geſteckt werden, mit Ausnahme des Ueber- rocks. Die Stiefeln ſind von ſchwarzem, grü- nem oder rothem Leder, mit aufwärtsgebogener Spitze und ſehr hohen Abſätzen. Die Kopf- bedeckung beſteht aus einer ſpitzigen Mütze mit Klappen, welche in die Höhe und herabge- ſchlagen werden können. In den öſtlichen Gegenden iſt ſie viel niedriger als in den weſtlichen. Die langen, weiten Kleider der Weiber werden bis zum Gürtel offen gelaſſen. Uebrigens tragen die Weiber, wie die Männer, Beinkleider und Stiefeln, der Kopfputz iſt jedoch ſehr verſchieden.

Die Wohnungen ſind Filzzelte, wie bei den Kalmücken, und 30—50 oder mehr bilden ein Aul oder Dorf.

In Viehzucht, Jagd und Räubereien beſteht die Hauptbeſchäftigung der Kirgiſen, ſie be- treiben aber auch Handel mit Fellen, Pelzen, Wolle, Filz u. ſ. w. Die öſtlichen Kirgiſen ſtehen mit den Chineſen in Tauſchhandel und beziehen von ihnen ſeidene Zeuge, Tabak, Ta- bakspfeifen, etwas Silber, Thee, lackirte Holz- waaren u. ſ. w.

6) Die Baſchkiren (Taf. 111 *Fig. 1* zwei Baſchkiren) bewohnen den ſüdlichen Ural; viele leben aber auch in den ſüdlichen Kreiſen des Gouvernements Wiatka und im Gouvernement Perm, wo ſie in Dörfern feſte Wohnſitze haben, friedfertig ſind, ſehr einfach leben und wohnen und ſich durch ihre Reinlichkeit auszeichnen. Ihr finniſcher Urſtamm iſt ſtark vermiſcht mit türkiſchem, mongoliſchem und ruſſiſchem Blute, und die türkiſche Sprache ihr Idiom geworden. Die Baſchkiren des Gouvernements Orenburg ſind kriegeriſch, lieben den Raub und haben rohe Sitten. Vieh- und Bienenzucht, Jagd und Ackerbau werden von ihnen betrieben, ihr Hauptnahrungszweig beſteht in ihren Heerden. Getreide bauen ſie wenig und ſie eſſen auch wenig Brot. Statt des Tributes leiſten ſie der ruſſiſchen Regierung Koſackendienſte und werden gewöhnlich den Koſackenregimentern einzeln bei- gegeben. Im Durchſchnitt ſind ſie wohlhabend und Viele an Vieh ſehr reich. Uebrigens haben ſie ſtarken Gliederbau, nie blonde Haare, aber ſtets kleine Augen.

7) Die Turkomanen (Taf. 34 *Fig. 23*) ſind die türkiſchen Stämme, welche in einem Theile des nördlichen Perſiens weſtlich vom Kaspiſee, in Armenien, dem ſüdlichen Georgien, Schirwan und Dag'eſtan mit ihren Heerden umherziehen und die Hauptbevölkerung dieſer Länder ausmachen. Der Urſprung der Turko- manen iſt ſchwer zu beſtimmen. Sie ſind türkiſche Stämme, welche, obgleich ſie ſelbſt ihren Urſprung vom Nordoſt-Ende des Kaspi herleiten, im 11. und 12. Jahrh. über den Dſchihun oder Oxus nach Khoraſan kamen und ſich von dort aus über das nördliche Perſien und weſtlicher über Syrien und Kleinaſien ver- breiteten. Das perſiſche Wort Turkmân ſoll ſo viel wie Turk-Aehnliche heißen, weil die Perſer die Turkomanen für Nachkommen der Türken halten, die ſich in Khoraſan mit dortigen Wei- bern verbunden hätten. Da aber auch der Theil der Nation, welcher nicht nach Perſien gekommen und am Dſhihun zurückgeblieben iſt, ſich ſelbſt ſo nennt, ſo kann man ihn nicht gut aus dem Perſiſchen ableiten. Nach Burnes ſoll Turkuman einen Wanderer und Turk-man ſo viel als „Ich bin ein Türk" bedeuten. Die Turkomanen der chiwenſiſchen Wüſte werden von den Ruſſen gewöhnlich Truchmenen ge- nannt und ſtehen jetzt größtentheils unter der Herrſchaft der usbekiſchen Khane von Khiwa, Khokan und Buchara, oder ſind vielmehr, wie ſie ſelbſt ſagen, ihre Bundesgenoſſen und Gäſte. Der ruhmwürdigſte Stamm iſt das Geſchlecht Salyr und nach ihm das von Ata, die un- mittelbar von dem Khalifen Osman abzu- ſtammen behaupten. Die Turkomanen haben weder den feſten Charakter noch die Gerechtig- keitsliebe, welche die kaukaſiſchen Völker ſo ſehr auszeichnen. „Es iſt", ſagt Murawiew, „ein Bettelvolk, das, trotz ſeiner Nomadenſitten, keinen Begriff von Gaſtfreundſchaft hat; es ſeufzt nur nach Geld und iſt für Geld zu allen Niederträchtigkeiten bereit. Gehorſam iſt für ſie gleichſam ein unbekanntes Wort; findet ſich

aber Einer unter ihnen, der klüger oder unternehmender iſt als der Andere, ſo gehorchen ſie ihm, ohne ſich um ſein Recht zu bekümmern. Uebrigens hat man unter ihnen nichts zu fürchten, ſelbſt wenn man allein und ohne Gewehr unter ihnen iſt. Sie laſſen ſich ſogar viel gefallen; man kann ſie anſchreien, ſchimpfen und ſelbſt ſchlagen, es rührt ſie nicht! Begriffe vom Staate und deſſen Beſten, von der Schande u. dergl. m. ſind ihnen ganz fremd.“ Sie ſind übrigens ein Reitervolk und folgen als Mohammedaner der Lehre Omars.

8) Nördliche und oſtſibiriſche Bewohner Rußlands: Die Tſchuktſchen, Korjäken, Kamtſchadalen, Aleuten, Jakuten, Tunguſen, Buräten, Oſtjaken und Samojeden.

Die Tſchuktſchen, Aſiens nordweſtlichſte Bewohner, gehören zur mongoliſchen Race und ſind mit den Korjäken, welche ſüdlich von der Halbinſel der Tſchuktſchen im Norden des Halbeilandes von Kamtſchatka wohnen, verwandt. Sie ſind theils Nomaden, theils haben ſie feſte Wohnſitze, und obgleich ſie Rußland unterworfen ſind, haben ſie doch einen beträchtlichen Theil von Freiheit bewahrt. Sie ſind von gutem Körperbau und mittlerer Größe. Ihr kleiner Kopf zeigt ein dunkelbraunes, mageres, rundes Geſicht, und die ſchwarzen Haare ſind bei den Frauen in zwei herabhängende Zöpfe geflochten, bei den Männern werden ſie aber kurz getragen. Die Frauen punktiren ſich auf jede Wange zwei ſchwarze Halbkreiſe, welche durch einen Querſtrich miteinander verbunden ſind. Die Krieger, deren man 4—5000 zählt, verzieren Arme und Beine mit verſchiedenen Figuren. Ihre Kleidung beſteht in langen Röcken von Fellen, Beinkleidern von Rehleder und langen oder kurzen Stiefeln. Die Frauen haben eine weite Jacke an, an welche ebenfalls weite Hoſen angenäht ſind. Beide, ſowie die Stiefeln, ſind von Rehfellen. Halsbänder und Ohrgehänge aus Glasperlen, Ringe von Meſſing oder Eiſen werden als weibliche Zierrathen getragen. Fleiſch, Fiſche und Thran, im Sommer auch Beeren, ſind faſt die einzigen Nahrungsmittel, da das Brot ſehr theuer iſt. Die Nomaden haben zuweilen Rennthierheerden von 1000 bis 40,000 Stück; die, welche aber feſte Wohnplätze haben, treiben Jagd und Fiſcherei. Vor ihren Schlitten ſpannen ſie Hunde, und zu ihren Seefahrten haben ſie Kähne, welche aus Treibholz, Fiſchbein und Wallroßhäuten gefertigt ſind, Baidars heißen und durch an den Seiten befeſtigte, mit Luft gefüllte Blaſen vor dem Umwerfen behütet werden. Die Sommerwohnungen beſtehen aus dünnen Stangen und Knochen, welche mit Thierfellen bedeckt werden; zu den Winterwohnungen nimmt man aber Wallfiſchrippen als Balken, die mit Gras und Erde bedeckt werden, ſodaß ſie aus der Ferne kleinen Hügeln gleichen.

Die Kamtſchadalen wohnen ſüdlich von den Korjäken in einem großen, unwirthlichen Landſtriche, der aber doch im Innern Thäler enthält und dem Pflanzenwuchſe zuträglich iſt, und ſogar Bäume hat, welche Holz zum Schiffbau liefern. Die Zahl der Kamtſchadalen ſoll ſich nicht über 6000 belaufen. Sie haben die Sitten und Gebräuche, ja ſogar den Charakter der Ruſſen angenommen. Auch die Kleidung und Wohnung iſt der der Ruſſen ähnlich. Die Kamtſchadalen gehören der mongoliſchen Race an, ſind klein, dickköpfig, mit flachem, breitem Geſicht und eingedrückten, häufig vom blendenden Schnee entzündeten, kleinen Augen. Die Lippen ſind dünn und die wenigen Hauptthaare ſchwarz. Das weibliche Geſchlecht iſt wohlgeſtaltet und wird von den Männern hochgeachtet. Jagd und Fiſcherei ſind die vorzüglichſten Beſchäftigungen, da ſie in ihrer Faulheit Viehzucht und Ackerbau zu anſtrengend finden.

Die Bewohner der aleutiſchen Inſeln, etwa 3000 an der Zahl, wohnen in großen Erdhöhlen, ſind gutmüthig, tragen mit Glasperlen gezierte Knochen in den durchbohrten Ohren, Naſen und Lippen, und nähren ſich von Jagd und Fiſchfang.

Die Jakuten wohnen zu beiden Seiten der untern Lena. Die Kleidung der Reichern iſt aus Rennthierfellen, die der Aermern aus Pferdefellen gemacht. Wenn ein Jakute ausgeht, ſo bindet er ein großes, an einem langen Stocke befeſtigtes Meſſer an ſeinen Gürtel und ſteckt Stahl, Stein und aus Wermuthskraut bereiteten Zunder zu ſich, hinten in ſeinen Stiefel aber ſteckt er ſeine kurzröhrige Pfeife; denn das Tabakrauchen iſt ſein erſtes Bedürfniß geworden, den Rauch ſchluckt er meiſt hinter, und oft raucht er ſo lange, bis er beſinnungslos niederfällt. Die Sommerjurten, Uraßen, ſind kegelförmig, aus langen Stangen zuſammengeſetzt und von außen mit Birkenrinde bedeckt. Die Winterjurte beſchreibt ein Viereck. Zuerſt werden beim Bau derſelben drei Reihen von Säulen in die Erde eingerammelt, von denen die mittlere Reihe etwas höher iſt, auf ſie kommen drei Querbalken in die Länge und zwei in die Breite auf die Enden der beiden niedrigern. Dieſes Gerippe wird hierauf mit Bretern bedeckt, die von den höhern zu den niedrigern herablaufen, und die Seitenwände werden ebenfalls von Bretern gemacht, dies Alles aber dann mit Kraut, Erde und Miſt bedeckt. Eine Art Schornſtein befindet ſich in der Mitte über dem auf der bloßen Erde angemachten Feuer. Inwendig rundherum an den Wänden der Jurte ſind breite Bänke angebracht, die durch Verſchläge zugleich als Betten abgetheilt ſind. Das Vieh halten die Jakuten in einem beſondern Nebengebäude, das ſeinen Eingang in der Jurte hat. Die Jakuten ſind mittelgroß, aber von ſtämmigem Wuchſe, das Geſicht hat helle Kupferfarbe, die Augen ſind klein, das Geſicht iſt etwas platt und mager, der Haarwuchs ſchwach, und die Haare werden kurz getragen. Sie eſſen gern und viel, ſind dabei aber unbeſorgt, ob das Fleiſch z. B. friſch oder faul von Rennthieren, Pferden oder Ratten und Mäuſen iſt, ſie eſſen Blut und Fett in einem Brei, und Suppe und Thee gießen ſie ſo heiß hinter, daß ein

Europäer ſich dabei würde die Lippen verbrennen. Die Jakuten ſind ſehr gaſtfrei. Sie ſind tatariſcher Abkunft und treiben vorzüglich Viehzucht.

Die Tunguſen, zwiſchen der Lena und dem Jeniſei, ſtammen von den Mongolen und werden in Wälder- und in Steppentunguſen, nach ihrer Beſchäftigung aber in Fiſcher, Rennthier- und Pferdebeſitzer und in ſolche, welche Hunde halten, eingetheilt. Sie ſind mittelgroß, haben breite Geſichter, lebhafte, kleine Augen und lange, ſchwarze Haare, welche ſie ſich jedoch bis auf einen langen Schopf abſchneiden. Die Geſichtsfarbe iſt bei ältern Perſonen gelblich, bei jüngern weißer. Die Kleidung iſt meiſt aus Leder und Pelzwerk gemacht. Die Tunguſen leben in Stämmen getheilt, von denen einzelne ſich für höher halten als die andern, ſich ihre Oberherrſcher ſelbſt wählen und dann von der Regierung beſtätigen laſſen. Wenige von ihnen ſind Chriſten; die Meiſten beten die Sonne oder das Feuer an. Uebrigens ſind ſie munter, aufrichtig und ſehr gaſtfrei. Von ihren Sinnen iſt das Gehör und Geſicht vorzüglich ſcharf.

Die Buräten, ruſſiſch Bratski genannt, ſind mongoliſcher Abkunft, haben einen ſchwächlichen Körper und ſehen, wahrſcheinlich wegen ihrer großen Unreinlichkeit, faſt immer krank aus. Sie treiben Viehzucht, Fiſcherei und Jagd. Die Meiſten ſind Anhänger der Lehre des Buddha.

Die Oſtjaken bewohnen einen großen Theil des weſtlichen Sibirien und die in der Nähe des Obi haben mit den Finnen gleiche Abkunft. Sie ſind klein und ſchwach, haben ein plattes, ausdrucksloſes Geſicht, gelbe, ins Röthliche übergehende Haare und dünne Beine, ſind furchtſam, gutherzig und ſehr ehrlich. Beide Geſchlechter kleiden ſich in Pelzwerk.

Die Samojeden (Taf. 110 *Fig. 12*) wohnen im nordweſtlichen Aſien und nordöſtlichſten Europa und ſind meiſt ſehr klein von Wuchſe. Dabei iſt der Kopf verhältnißmäßig groß, das Geſicht flach, der Mund breit, die kleinen Augen ſind lang geſchlitzt und die Ohren ſehr groß. Die braungelbe Farbe glänzt von Fett, die Haare ſind ſchwarz und borſtig. Die Kleidung beſteht ebenfalls in Pelzwerk. Den Frauen liegt die ſchwerſte Arbeit ob. Die Viehzucht, namentlich die Zucht der Rennthiere, iſt die Hauptbeſchäftigung der Samojeden. Sie verehren mehre Götter, und Sonne und Mond werden von ihnen als niedere Gottheiten angebetet.

Die Bewohner des türkiſchen Reichs.

Das türkiſche Reich umfaßt Provinzen in Europa, Aſien und Afrika. Die europäiſche Türkei hat 9000 □Meilen Flächeninhalt und man rechnet in derſelben etwa 1,700,000 Türken oder Osmanen, die übrigen viel zahlreichern Bewohner ſind Griechen, Slawen, Walachen, Arnauten, Juden, Armenier, Zigeuner u. ſ. w. Die aſiatiſche Türkei nimmt 21,085 □Meilen ein und wird außer den Türken oder Osmanen von Griechen, Armeniern, Laſen, Georgiern, Arabern, Juden, Turkomanen, Kurden, Noſairen, Druſen, Maroniten und Zigeunern bewohnt.

Die Landesreligion iſt die mohammedaniſche, doch werden auch andere Religionsparteien (Rajas) geduldet, welche dafür eine Kopfſteuer (Kharadſch) zahlen müſſen. Das türkiſche Reich iſt eine unumſchränkte Monarchie, und der Großſultan (Padiſchah) hat die höchſte weltliche und geiſtliche Macht. Der Thron iſt nur in der männlichen Linie erblich. Der kaiſerliche Hof wird die erhabene Pforte genannt. Beglerbegs, Paſchas von zwei oder drei Roßſchweifen und Sandſchaken heißen die Statthalter in den Provinzen, doch haben in einigen Provinzen die Woiwoden und Agas faſt ganz unabhängig von jenen die Verwaltung der ihnen überlaſſenen Gebiete. Zur berathenden Behörde hat der Sultan den Divan. Der Chef des Cultus iſt der Großmufti, der oberſte Staats- und Kriegsminiſter der Großvezier und der Miniſter des Auswärtigen der Reis-Effendi. Der Großmufti und die höhern Geiſtlichen, welche zugleich Rechtskundige ſind, bilden das Corps der Ulemas und werden mit in den Divan gerufen.

Die Türken nennen ſich ſelbſt Osmanen, weil der Name Türk einen groben Menſchen bedeute. Die Osmanen ſtammen nicht von Einem Volke, ſondern von mehren ab. Als nämlich die Urväter unter Osman das osmaniſche Reich in Kleinaſien gründeten, vermiſchten ſich die Eroberer mit den überwundenen Völkern, welche zum Islam übergetreten waren. Nur im ſüdöſtlichen Theile der europäiſchen Türkei machen ſie übrigens die Mehrzahl der Bewohner aus; echt tatariſcher Abkunft haben ſie noch nicht alle Spuren tatariſcher Lebensweiſe abgeſtreift. Fehlt es ihnen auch an Geſchmack, ſo kann man ihnen doch weder Verſtand noch Herz abſprechen; und wenn ſie einerſeits auch roh und ungeſchliffen, träge und habſüchtig ſind, ſo ſind ſie andererſeits doch wieder mäßig, einfach und dankbar. Seit langer Zeit daran gewöhnt, ſich als Herren des Landes und Auserwählte zu betrachten, haben ſie, wie ſich erwarten ließ, etwas Herrſchſüchtiges angenommen, das auch jetzt noch nicht von ihnen gewichen iſt. Die Turkomanen wohnen, mit den Osmanen durch Sprache, Glauben und Sitten verbunden, in geringer Anzahl in der europäiſchen Türkei. Man hat verſucht, die Bewohner der europäiſchen Türkei mit den Bewohnern des übrigen Europas mehr in Einklang zu bringen; es hat die ganze Staatsverfaſſung des Reiches viele Abänderungen erfahren, dennoch iſt gar Vieles beim Alten geblieben. So enthält noch jetzt jedes Haus ein Frauengemach (Harem), welches vom Begrüßungszimmer der Männer (Selamlik) ſcharf geſondert iſt. Auch beim Sultan iſt der Hofſtaat in den des Serai (Serail), d. i. des Aeußern, und in den des Harems, d. i. des Innern, ſtreng geſchieden. Den Eingang der hohen Pforte bilden die Miniſterien des In-

nern und Aeußern und die vollziehende Staatsgewalt. Dann folgt die Kammer mit ihren verſchiedenen Abtheilungen, wo die Kleinodien des Hauſes von Gold und Silber aufbewahrt werden. Weiter im Innern befindet ſich der Herd, welcher von den Osmanen heilig gehalten, als das Sinnbild der ſtreitbaren Macht des Reiches und der Gaſtfreiheit und Häuslichkeit gilt. Den Ulemas, welche die höchſten Würden des Altars und Geſetzes haben, gebührt der Ehrenplatz des Shaders (Sofas), daher auch die höchſten Ehrenſtellen mit dieſem Worte bezeichnet werden. Zum äußern Hofſtaate des Sultans gehören die ſieben Kammern: die innerſte, die Schatz-, die Speiſe-, die Wäſch-, die große und die kleine Kammer, und das Serai von Galata, wo Pagen für das Serai erzogen werden. Ferner gehören dazu Küche und Stall, Gärten und Jagd, das Krankenhaus, die Kämmerei und die Garde des Serai.

Die Würde des Sultans geht häufig, aber nicht immer, auf den erſtgeborenen Sohn über. Die Kaiſerin Mutter übt einen großen Einfluß am Hofe ihres Sohnes.

Der Großvezier hat ſämmtliche Reichsgeſchäfte zu beſorgen und zugleich das Staatsſiegel zu bewahren. Der Sultan beſitzt ein gleiches Siegel. Alle Befehle, welche der Großvezier ergehen läßt, werden ſo betrachtet, als wenn ſie vom Sultan ſelbſt wären. Fünf mal in der Woche wird in ſeinem Palaſt Divan gehalten. Er kann ſich zu jeder Zeit dem Sultan nahen und Bericht erſtatten. Zunächſt unter ihm ſtehen die Miniſter. Die Dolmetſcher bei der Pforte, durch welche man mit fremden Geſandten verkehrt, heißen Dragomans. Zu den oben erwähnten Ulemas gehören auch die Kadi oder Richter, die Mufti oder Geſetzgelehrten, welche um Rath gefragt werden, die Imams oder Religionsdiener und die Derwiſche oder Mönche. Die Gotteshäuſer (Moſcheen) zerfallen in große oder Dſchami und kleine oder Mesdſched.

Die Türken ſind Freunde der Tafel. Der Pilau, d. h. Hühner- oder Hammelfleiſch mit Reis und Gewürz, iſt Nationalgericht. Gebratenes Fleiſch, mit Ausnahme des Schweinefleiſches, kommt oft auf die Tafel. Wenig Gemüſe, viel Backwerk, vorzüglich aber eingemachte Früchte liebt der Türke. Getrunken wird vorzüglich Kaffee und dazu wird Tabak geraucht, den auch die Damen rauchen. Die Faſten des Ramaſan verbieten die Speiſen am Tage, deſto mehr werden des Nachts die Tafelfreuden genoſſen. Den Genuß der Ruhe und alles deſſen, was den Sinnen ſchmeichelt, weiß der Türke überall im Leben zu vereinigen. Von unſern Vergnügungen: Spaziergängen und Bällen, mag er nichts wiſſen, und um die Geſelligkeit ſteht es überhaupt nicht zum beſten. Bei ihrer Unwiſſenheit iſt auch gewöhnlich ein Umgangsgeſpräch unmöglich. Bei Beſuchen ſind immer nur die Männer beieinander, indem die Frauen nicht in männlicher Geſellſchaft erſcheinen dürfen. Selbſt bei den untern Claſſen gehen ſie nur verſchleiert aus, daß man von ihrem Geſicht nur die Augen ſieht. Die Wohnung der Frauen (Harem, d. h. verbotener Ort) iſt ſtets im Hauſe von dem Theile, wo die Männer wohnen, geſchieden. Nur in den ſorgfältigſt verſchloſſenen Bädern oder im Innerſten ihres Harem verſammeln ſich die Frauen und geben ſich Feſte, wo es an Sorbets, Confituren u. ſ. w. nicht fehlt, ihr Staat und Schmuck gezeigt und geprieſen wird und über Männer und Nachbarinnen, wie bei uns Deutſchen, geſprochen wird. Dahin laſſen ſie auch Tänzerinnen kommen, die vor ihnen die üppigſten Schauſpiele aufführen, nie aber tanzt eine rechtliche Frau ſelbſt. Am öffentlichen Gebete in den Moſcheen dürfen ſie auch nicht Theil nehmen. Obgleich ſo eingeſchloſſen, wiſſen aber doch die Frauen Intriguen gegen ihre Männer einzufädeln, und dazu benutzen ſie vorzüglich die Modehändlerinnen, welche gewöhnlich Jüdinnen oder Armenierinnen ſind. Seiltänzer, chineſiſche Schattenſpiele, öffentliche Tänze und plumpe Maskeraden im freien Felde ſind ihre gewöhnlichen Ergötzlichkeiten. Dem Schauſpiel und der Muſik können ſie keinen beſondern Geſchmack abgewinnen. Hazardſpiele ſind ſtreng verboten. Die türkiſchen Künſtler und Handwerker ſind in Gilden getheilt. Unter den Handwerkern zeichnen ſich vorzüglich die Lederarbeiter durch ſchöne Arbeiten aus; namentlich liefern ſie vortreffliche Sattelzeuge. Der türkiſche Maler malt nur Landſchaften, Blumen, Vögel u. ſ. w. und Arabesken; Menſchen zu malen verbietet ihm der Koran. Der Bildhauer verfertigt faſt nur Grabſteine, und der Graveur ſticht Petſchafte und Koranſprüche. Die Aerzte hegen viel Aberglauben und Vorurtheile, und es werden daher lieber Franken als Aerzte genommen. Der Handel iſt in den Händen der Griechen, Armenier und auswärtiger Handelshäuſer, die Bank- und Wechſelgeſchäfte in den Händen der Armenier und Juden. Türkiſche Ackerbauern gibt es nur wenige, und ſie ziehen immer nur ſo viel Feldfrüchte, als ſie zum Unterhalte ihrer Familien und zur Leiſtung der geringen Abgaben brauchen.

Die Kleidung der Türken beſteht in langen, weiten Beinkleidern und einem langen, faltigen Gewande, unter dem ſie eine ſchön beſetzte Weſte tragen. Wenn ſie ſich außer dem Hauſe befinden, haben ſie bunte lederne Pantoffeln an, welche ausgezogen werden, ehe man in die Moſchee oder in ein Zimmer geht. Nur wenn man reitet, trägt man Stiefeln. Die Köpfe werden raſirt und ſind von einem Turban bedeckt. Den Bart läßt man wachſen und pflegt ihn ſorgſam. Das Militair hat jetzt anſchließende europäiſche Kleidung. Das Tabakrauchen iſt bei den Männern allgemein im Gebrauche, und ſie halten ſehr viel auf koſtbare, mit Gold und Edelſteinen verzierte Pfeifen, ebenſo auf prachtvolles, koſtbares Reitzeug.

Das weibliche Geſchlecht färbt den Rand der Augenlieder mit feinem ſchwarzen Pulver (Surmeh) und die Nägel braun, dunkelgelb oder roth. Das Oberkleid der türkiſchen Frauen be-

ſteht in einem weiten, langen Mantel von Taffet oder Atlas, welcher ſehr weite, bis zum Ellbogen reichende Aermel hat und, wie bei den Männern, je nach der Jahreszeit mit Pelz beſetzt, oder ohne denſelben iſt. Das Unterkleid iſt von dünnerer Seide oder aus Gold- und Silberſtoff, auch lang, auf der Bruſt offen, die Aermel deſſelben reichen bis zur Hand, und ein Gürtel von Leder, Atlas oder geſticktem Sammet, zuweilen auch ein Kaſchmirſhawl iſt loſe oberhalb der Hüfte um den Unterleib gebunden. Dieſer Gürtel iſt an der Kleidung gewöhnlich das koſtbarſte. Die weiten, ſeidenen Hoſen reichen bis an die Knöchel, Edelſteine und Perlen ſind nothwendige Erfoderniſſe des Damenſchmuckes, ſowie auch reiche Arm- und Halsbänder häufig getragen werden. Weniger Begüterte tragen um den Hals Zechinen oder andere Goldmünzen. Taf. 110 *Fig. 3* Türke in altnationaler Tracht. Taf. 25 *Fig. 1*: a Turban der Bewohner des Libanon, b Turban armeniſcher Kaufleute zu Damask, c Turban des Volkes in der Gegend von Smyrna, e der Bethlehemiten, f des Volkes in Syrien überhaupt, g Kaffich des Volkes in Beirut, h Reiſeturban, i Kopfbedeckung zur Regenzeit, q türkiſcher Fez, s Mütze der Derwiſche. *Fig. 2* ſyriſcher Scheik und ſeine Frau, *Fig. 3* ältere Frauenkleidung der Smyrnioten, *Fig. 4* neuere Frauenkleidung in der Levante, *Fig. 5* Tracht der Maroniten, *Fig. 6—8* maronitiſche Frauen, *Fig. 9* Tracht der Mädchen in Naplus, *Fig. 10* Tracht der Nazarener, *Fig. 16* armeniſcher Kaufmann, *Fig. 17* armeniſches Mädchen, und *Fig. 18* Türke aus Mardin. Taf. 93 *Fig. 1* türkiſche öffentliche Frauenbäder, *Fig. 2* das Innere eines türkiſchen Frauengemachs, *Fig. 3* der Iftar, Mahlzeit des Großveziers mit den übrigen Miniſtern der Pforte in dritter Nacht des Ramaſan. *Fig. 4* Ceremonie im Thronſaale des Sultans am Tage vor dem Beiramsfeſte. Der Mohammedaner hat eigentlich zwei Beirams als die einzigen religiöſen Feſte. Das erſte, Id-fitr, d. i. Bruch der Faſten, fällt gleich nach den Faſten des Ramaſan und heißt Beiram Kutſchuck oder Kitſchi Beiram, d. i. das kleine Beiram. Da es das Faſten beſchließt und mit großen Freudenbezeugungen gefeiert wird, nennt man es das Oſterfeſt der Türken und hält es für ihr größtes Feſt. Das zweite, Id-Adha oder Kurbaan-Beiram, d. h. Feſt der Opfer, wird 70 Tage darauf gefeiert; es ſoll die Opferung Ismaels (Iſaaks) feiern. Da die Mohammedaner Mondjahre haben, ſo durchlaufen dieſe Feſte in 33 Jahren alle Jahreszeiten. Das erſte Feſt dauert eigentlich nur einen Tag, das Volk feiert es aber drei Tage, das zweite Feſt vier Tage. Beide Feſte ſind eigentlich die einzigen Feiertage des Volkes, und ſie werden mit der größten Pracht gefeiert. Früh empfängt der Sultan die Glückwünſche der oberſten Staatsbeamten in feierlicher Audienz (ſ. die Abbildung) und zieht dann mit großer Pracht in die Moſchee. Nach hier gehaltener Andacht werden die Staatsdiener geſpeiſt, ſechzehn mit Zobelpelzen beſchenkt und dann die Regierungsveränderungen vorgenommen. Taf. 93 *Fig. 5* religiöſer Tanz türkiſcher Derwiſche, der in einem immerwährenden Drehen im Kreiſe beſteht, wobei das weite Gewand ſich weit aufblähet. *Fig. 6* Gebet und Abwaſchung der Mohammedaner. Zu den Hauptgeboten des Korans gehört nämlich, außer den Faſten des Ramaſan, den Spenden der Almoſen und Werken der Barmherzigkeit und wenigſtens einmaliger Wallfahrt nach Mekka, auch das fünfmalige tägliche Gebet und die äußere Reinigung des Körpers. *Fig. 7* ein büßender Derwiſch mit dem Roſenkranze, an dem 99 Korallen ſind.

Die Griechen.

Das Königreich Griechenland erſtreckt ſich von der Mündung des Aspro und dem Buſen von Zeitun nach Süden, ragt mit zahlreichen und tiefen Einſchnitten und mit vielen hohen Vorgebirgen und zackigen Halbinſeln ins ioniſche und ägäiſche Meer, wird von einer zerſtreuten, zum Theil vulkaniſchen Inſelwelt umlagert und durch den tief einſchneidenden Meerbuſen von Lepanto in zwei große Theile, Livadien und Morea, getrennt. Vom 7. Mai 1832 an, nach blutigen Kämpfen mit den Türken, bildet es ein unabhängiges Königreich. Die Einwohner ſind Griechen und Albaneſen und außerdem vorzüglich Franzoſen und Deutſche. „Der Grieche“, ſagt G. Brückner, „deſſen alte claſſiſche Schönheit ſich durch Vermiſchung mit Slawen und Albaneſen etwas verwiſcht, der aber demungeachtet allenthalben noch eine kräftige, ſcharf gezeichnete, antike Geſtalt hat, iſt leichtſinniger als der Spanier, gleicht ihm aber ebenſo an kräftiger Seele und an Temperament, das durch die Gebirgsluft ſich immer wieder erfriſcht, wie an Frugalität und an der Neigung zur Unabhängigkeit, an heroiſcher Ausdauer, an Geiſt und Witz, aber auch an Treuloſigkeit und Bürgerzwiſt. Seine Bildung, wie ſeine Geſittung, ſtand bis jetzt tief, indem die Küſtenbewohner verdorben, die Gebirgsbewohner, wie die kriegeriſchen Mainoten in Morea, noch roh waren.“ Das Volk iſt der griechiſchen Religion zugethan und hat jetzt ſeine eigene, unabhängige, geiſtliche Regierung. Die neugriechiſche Sprache heißt die Romeika oder Aplo-hellenika, ſowie ſich die Nation noch vom oſtrömiſchen Kaiſerthume her Romei (Römer) nennt. Die allgemeine höhere Mundart, d. i. die mehr ausgebildete Schrift- und Kirchenſprache, welche ſelbſt bei Gebildeten beſonders in Konſtantinopel geſprochen wird, weicht von dem claſſiſchen Griechiſch weniger ab als die zahlreichen Volksdialekte, wie z. B. das moderniſirte Folo-Doriſche, das Tſakonitiſche (ein Ueberreſt des Doriſchen), das Kretiſche oder Kandiotiſche und das Epirotiſche. In Konſtantinopel, in der Nähe des Berges Athos und auf den Inſeln Paros und Nikaria ſpricht man noch am beſten; in Cypern hat ſich noch viel vom Altgriechiſchen erhalten, dennoch iſt die Sprache ſehr verdorben; in Korfu iſt das

Griechiſche vom Venetianiſchen aufs Land verdrängt worden, und ein ganz beſonders verdorbenes Griechiſch ſprechen auch die Mainoten im ehemaligen Sparta, von denen auch eine Colonie auf Corſica abſtammt. Die Kleidung der Männer (Taf. 110 *Fig.* 2) hat viel Aehnlichkeit mit der türkiſchen, nur haben ſie größtentheils den Turban abgelegt und tragen dafür hohe Mützen von Pelz, oder auch, und zwar beſonders die Soldaten, den Fez (Taf. 25 *Fig.* 1 r), d. i. eine Kappe von rothem Tuche mit großer, blauer Quaſte. Viele Soldaten tragen ein kurzes, faltiges Oberhemd über den Unterleib, das den Obertheil der Beinkleider bedeckt. Bei den Frauen iſt Schminke und Schwarzfärben der Augenbrauen noch immer üblich. In ihrer Kleidung zeigen ſie ſchlechten Geſchmack; ſie überladen ſich mit Putz und halten dabei wenig auf Reinlichkeit der Kleidung. Dazu hat gewöhnlich die Tracht etwas ſehr ſchwerfälliges. Wie im Alterthume, ſo lebt auch jetzt noch das weibliche Geſchlecht getrennt von dem männlichen, und jede vornehme Griechin iſt auf ihr Frauengemach beſchränkt. Die Bäder ſind auch hier, wie bei den Türken, die Sammelplätze der Frauen. Da jedoch, wo die Griechen mit den übrigen europäiſchen Völkern mehr in Verkehr ſtehen, auf den Inſeln und in den großen Städten, haben ſie ſchon ſehr ihre Lebensweiſe verändert, und die Frauen nehmen daſelbſt auch am geſellſchaftlichen Umgange Theil.

So fruchtbar der Boden Griechenlands iſt, ſo wird doch der Feldbau gar liederlich betrieben, und ihre Ackerwerkzeuge ſind oft noch ſehr einfach und ſchlecht. Die Griechen erziehen aber viel Oelbäume und Seidenwürmer, woraus dem Lande große Vortheile erwachſen. Der Wein gedeiht in Griechenland ſehr gut und es werden die edelſten Sorten erbaut, in Morea auch Korinthen (kleine Roſinen). Für geiſtige Bildung wird jetzt viel gethan, doch tritt die griechiſche Geiſtlichkeit dabei ſehr hindernd entgegen. Seit 1837 beſitzt Athen eine Univerſität.

Die Italiener.

Ueber den Charakter der jetzigen Bewohner Italiens läßt ſich, da Italien in ſo viel kleine Staaten, mit verſchiedenen Regierungsformen, zerſplittert iſt, im Allgemeinen mit Beſtimmtheit nicht viel ſagen; doch darf man wol mit Recht behaupten, daß ſie durch Geiſt, Lebendigkeit, großes Talent, vorzüglich für Dichtkunſt, Muſik und die bildenden Künſte, ſowie durch ein natürliches Gefühl für alles Schöne ſich ganz beſonders auszeichnen. Charakterloſigkeit, Mangel an Muth und Redlichkeit, Hinterliſt und Rachſucht wird dagegen im Allgemeinen bei ihnen ebenfalls gefunden. Selbſt ihre Frömmigkeit iſt ſinnlicher Art und mehr Sache der Gewohnheit als des Herzens. Sie bedarf der äußern Anregung, um gewaltige, aber nicht tiefgehende und daher nicht bleibende Empfindungen bei ihnen zu erwecken, und bei der großen Unwiſſenheit des Volkes findet man nicht ſelten eine ſogenannte Frömmigkeit mit einem Leben voller Laſter und Verbrechen im Bunde. Der Bandit mordet für eine Kleinigkeit im Auftrage eines Andern, der Räuber wird oft zum Mörder, aber durch Beten, Faſten u. ſ. w. glaubt er Alles zu ſühnen. Toscana und das lombardiſch-venetianiſche Königreich macht jedoch eine rühmliche Ausnahme und zeigt, daß, wo eine gute Regierung waltet und namentlich viel für den Volksunterricht thut, ein ſo tiefgeſunkenes Volk gar wohl wieder gehoben werden kann.

Der Italiener findet weniger Vergnügen an Reiſen, Spazierengehen, fröhlicher Geſellſchaft und Gaſtfreundſchaft, als an Fahrten durch die Hauptſtraßen, Muſik, Beſuch öffentlicher Orte, Spiel und vorzüglich Theater. Die allgemeinſten öffentlichen Beluſtigungen ſind die des Carnevals, die nirgend ſo glänzend und ſo lärmend gefeiert werden als in Italien, vorzüglich in Rom, Florenz und Venedig. Selbſt Prieſter, ja ſogar Mönche und Nonnen dürfen daran Theil nehmen. Faſt Alles iſt maskirt, alle ernſten Geſchäfte ruhen, Kirchen und die Gerichtsſäle bleiben leer.

Die Nationaltrachten haben ſich in den höhern Ständen ganz verloren, doch iſt der Mantel noch das wichtigſte Kleidungsſtück des Italieners, mit dem er ſich am Tage verhüllt; beſitzt er keinen Mantel, ſo hängt er wenigſtens ſeine Jacke über ſeine Schulter.

Die Bewohner der ſardiniſchen Monarchie, welche vorzüglich aus Galliern, Römern, Gothen, Longobarden und Franzoſen vermiſcht ſind, kann man in vier Hauptſtämme, die Savoyarden, Piemonteſen, Genueſen und Sarden, theilen.

Bei den Piemonteſen unterſcheiden ſich zuweilen die verheiratheten Frauen, Witwen und Mädchen durch ihre Kleidung, vorzüglich durch die Breite und Reihenzahl der rothen Bänder an den Schürzen. Sehr niedlich iſt die Tracht der Frauen in der Gegend von Coſta; ſie tragen ein kurzes, dicht anſchließendes Röckchen von brauner Farbe, mit einem Buſenſtreifen und einem kleinen, ſeitwärts auf dem Kopfe befeſtigten Hut. Die Haare ſind geſchmackvoll geflochten und mit Kämmen oder ſilbernen Nadeln befeſtigt. Aeltere tragen einen leinenen Schleier. Reinlichkeit, vorzüglich bei der niedern Claſſe, wird jedoch bei ihnen vermißt. Bei den Genueſen trägt der gemeine Mann noch die alte genueſiſche Kappe, eine Tuchjacke, kurze Beinkleider mit wollenen Strümpfen und nicht ſelten Kamaſchen; die Weiber wiſſen ihren Schleier mit Geſchicklichkeit und Geſchmack zu befeſtigen. Er bedeckt Kopf und Arme, jedoch ſo, daß die Reize derſelben dadurch nur in ein vortheilhaftes Licht geſetzt werden.

Seltſam iſt die Kopftracht der Genueſerinnen an den Küſtengegenden, z. B. in der Nähe des Städtchens Chiavari. Ihre Haare ſind zierlich geflochten und ſchließen ſich oben auf dem Kopfe in einem dicken Wulſte. Auf denſelben legen ſie ein viereckig zuſammengefaltetes Tuch, das ſie mit einer großen Nadel

feſtſtecken. Bei unfreundlicher Witterung wird es dann entfaltet um den Kopf gebunden. Die Landmädchen befeſtigen ihre Haarflechten mit 5—6 großen ſilbernen Haarnadeln. Frauen in der Gegend von Nizza tragen ein enges Bruſtleibchen, welches an Feſttagen mit Bändern und Blumenſträußen verziert wird. Der ziemlich lange Rock und die Schürze ſind ohne Verzierung. Die Mädchen tragen wollene Kleider, und erſt durch ihre Verheirathung erlangen ſie das Recht, ſeidene Kleider zu tragen. Der Feſtanzug der Männer beſteht aus einer kurzen, eng anſchließenden Weſte, die nur bis an den Gürtel herabreicht, und einem ſehr kurzen Rocke, der kurze Aermel mit ſchmalen Aufſchlägen hat. Der Leibgürtel iſt blau oder roth. Dazu tragen ſie kurze Beinkleider und Strümpfe von brauner oder blauer Wolle. Sind ſie nicht im Staate, ſo binden ſie, wie die Weiber, ihre Haare in ein grünes Netz.

Die Bewohner der Inſel Sardinien (Sarden) ſind ein Gemiſch verſchiedener Völkerſchaften, doch machen die Italiener die Mehrzahl aus. Sie ſind nicht groß, aber von kräftigem Körperbau, heiter, muthig, ausdauernd, für Liebe empfänglich, aber unverſöhnlich im Haſſe. Ihr Geiſt iſt fein und bildungsfähig, ſie haben beſondere Anlage zur Poeſie, aber für ihre Bildung iſt wenig gethan und ſie ſind faſt noch rohe Naturmenſchen. Muſik, Spiele, Wettkämpfe und andere Vergnügungen liebt der Sarde ſehr. Die Volkskleidung beſteht aus einem wollenen Kamiſol, meiſt von weißer oder ſcharlachrother Farbe, über das ein weites und langes Kollet von zuſammengenähten Schaffellen, gleich einer Weſte ohne Aermel, gezogen wird, um das wiederum ein lederner, mit Seide geſtickter Gürtel geht, in den ein Meſſer geſteckt wird. Die ſehr weiten Beinkleider von ſchlechter Wolle ſind an den Knien offen. Die Füße ſind mit wollenen Kamaſchen oder ſchwarzen Schaffellen bekleidet. Den Kopf bedeckt eine wollene, weiße oder ſchwarze Mütze. Die Weiber tragen eine faltenreiche, ſcharlachrothe oder weiße Jacke, ein Leibchen mit Fiſchbein, wollene Röcke und ein um den Kopf geſchlagenes Mouſelintuch (Taf. 222 *Fig.* 2 Fruchttenne der ſardiniſchen Bauern; *Fig.* 3 Hochzeitsfeier von Sardiniern).

Die Kleidung der Toscaner iſt die faſt in ganz Italien gebräuchliche. Röcke und Stiefeln ſieht man ſelten; nur bei ſchlechtem Wetter bedient man ſich einer Art Mantel. Den Kopf bedeckt gewöhnlich ein ſchwarzer oder weißer Strohhut, den ſie ſich ſelbſt verfertigen. Die Frauen und Mädchen tragen meiſtens ein Mieder ohne Aermel, Hemden mit kurzen Aermeln, die mit rothen Bändchen gebunden werden. Der Rock iſt gewöhnlich ſcharlachroth wie das Mieder, das vorn und hinten geſchnürt wird; darüber tragen ſie ein zierliches Schürzchen. Das Haar tragen ſie an Wochentagen in einem ſeidenen Netze, an Feiertagen wird es aber geordnet und mit Blumen geſchmückt. Ein artiger, kleiner Strohhut oder ſchwarzer Filzhut, oft mit einem Blumenſtrauße oder Federn geziert, wird faſt auf das eine Ohr geſetzt. Iſt es kalt, ſo pflegt man wol noch ein Tuch über Hut oder Netz zu binden.

Die Bewohner des Kirchenſtaates zeichnen ſich durch hellen Verſtand, eine feurige Phantaſie und ein tiefes, leicht erregbares Gefühl aus. Was die Tracht betrifft, ſo weicht ſie ebenfalls von der gewöhnlichen Tracht der Italiener nicht ab. Taf. 214 *Fig.* 3 gibt ein Bild von der Beleuchtung der Peterskirchkuppel und des Feuerwerks auf der Engelsburg, welche am Abende des St. Peterstages in Rom ſtattfinden.

Die Hauptcharakterzüge der Neapolitaner ſind Gutmüthigkeit, Trägheit, Aberglaube, Hang zu allen Arten von Sinnengenüſſen, heftige, aber bald verrauchende Leidenſchaften. In ſeiner körperlichen Bildung unterſcheidet ſich der Neapolitaner nur durch ſeine braunere Hautfarbe von den übrigen Italienern. Die Männer ſind im Allgemeinen ſchöne, kräftige Geſtalten; das weibliche Geſchlecht iſt hingegen im Allgemeinen in den niedern Ständen häßlich und frühzeitig alternd, der große Schmuz macht ſie noch häßlicher. Beide Geſchlechter tragen häufig um die Haare, welche von beſonderer Länge ſind und von den Frauen auch wol glänzend ſchwarz gefärbt werden, Netze. Die Frauen von Mola di Gäta haben die Haare zierlich geflochten, um leichte Stoffe gewunden und mit einer großen ſilbernen Nadel befeſtigt. Die Hirten von Apulien bekleiden ſich mit Schaffellen. Der allgemeine Nationaltanz der Neapolitaner iſt die Tarantella. Eine eigenthümliche Claſſe unter den Neapolitanern bilden die Lazzaroni, welche als Fiſcher, Obſt- und Gemüſeverkäufer, Laſtträger u. ſ. w. ihr Brot verdienen. Sie ſind meiſt von hohem, kräftigem Wuchſe, tragen leinene Beinkleider, die kaum die halbe Lende bedecken, und ein Hemde, nicht ſelten auch dieſes nicht. Ihr Bett iſt oft ein Stein unter freiem Himmel. Haben ſie etwas verdient, ſo gehen ſie gern müßig. Auf der einen Seite ſind ſie gutmüthig und treu, auf der andern Seite aber auch wieder zu jeder Zeit bereit, Feuer anzuſtecken und zu rauben, wo es verlangt wird. Bei Revolutionen u. dergl. verbreiten ſie ſtets Furcht und Entſetzen.

Die heutigen Sicilianer ſind ein Gemiſch verſchiedener Völkerſchaften. Ihr Körperbau iſt in der Regel ſchön, ſtark und regelmäßig, die Haut olivenfarbig, das Auge feurig, die Geſichtszüge ausdrucksvoll. Weniger ſchön ſollen die Frauen, etwa mit Ausnahme der Cataneſerinnen, ſein. Der Sicilianer iſt gaſtfrei, verabſcheut die Trunkenheit und iſt überhaupt mäßig im Eſſen und Trinken. In ſeinem Charakter findet man die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften miteinander gepaart, z. B. Gutmüthigkeit und Argliſt, Muth und Kriecherei, Nüchternheit und Vergnügungsſucht, Vaterlandsliebe und Durſt nach Unabhängigkeit tritt bei ihm vorzüglich hervor. Die Kleidung iſt ärmlich, wie die Wohnung; erſtere bei den Weibern ſehr bunt, und in einigen Gegenden der mau-

riſchen Tracht ähnlich. Da wenig für den Volksunterricht gethan wird, iſt der gemeine Mann faſt ohne Unterricht.

Die Spanier und Portugieſen.

Das ſpaniſche Volk zeichnet ſich durch ſo manche gute Eigenſchaft aus: Feſtigkeit, Lebhaftigkeit des Geiſtes, Muth, Ausdauer, Mäßigkeit und das Gefühl menſchlicher und nationaler Würde, verbunden mit Pietät, ſind ihm vorzüglich eigen. Der niedrigſte Spanier vergibt ſich nichts, zeigt ſich nie knechtiſch, nie ſklaviſch niederträchtig, ſicher iſt ſein Blick, offen und gerade ſeine Haltung, einfach ſein Gruß, ſeine Anrede, ſein Abſchied, und andererſeits ehrt auch Jedermann ſelbſt in dem ſonſt verachteten Bettler noch den Menſchen. Steht übrigens der Fleiß des Spaniers auch im Allgemeinen vor dem germaniſchen zurück, ſo zeichnet er ſich doch unter den Romanen und allen ſüdlichen Völkern auf das vortheilhafteſte aus. Das ſüße Nichtsthun der Neapolitaner kennen die Spanier nicht; ſie ſind durchgängig arbeitſam, in den nördlichen Provinzen beſonders betriebſam, und dies gilt auch von den Weibern, welche häuslich und in ſteter Beſchäftigung ſind; denn Nichtsthun, außer etwa in den Tratullias, gilt für eine Schande unter ihnen. Ein ſehr lobenswerther Grundſatz der Spanier iſt auch, ſo wenig Bedürfniſſe zu haben als möglich und ſie nach ſeinen Mitteln zu regeln, ohne ſich ſelbſt von dieſen abhängig zu machen; denn dadurch ſichert der Spanier ſeine Unabhängigkeit. Nimmt man dazu ſeinen kräftigen Körperbau und ſeine feſte Geſundheit, die ihm die größten Beſchwerden und alle Veränderungen im Klima und Wetter mit Leichtigkeit ertragen laſſen, ſo iſt es kein Wunder, wenn der Spanier ein ebenſo guter Krieger wie Geſchäftsmann iſt. Die Spanierinnen ſind ebenſo ſchön als lebhaft, ſie haben eine glühende Einbildungskraft, und ihre Liebe iſt ein friſches, geſundes, tiefes, inneres Gefühl und keine Affectation oder Koketterie. Sie ſind im Allgemeinen ſehr treu und häuslich. Die Geſellſchaft, die Sitten verzeihen keine Untreue, ſelbſt nicht am bloßen Geliebten, und die Rache bleibt nicht aus. Die Liebe iſt faſt wie ein Sacrament; Heuchelei iſt dem ſpaniſchen Charakter fremd und liegt auch hier keinem Verhältniſſe zu Grunde.

Auch in Spanien findet man bei den Vornehmen von der Nationaltracht nur noch wenig, und ſogar den Mantel tragen die Männer größtentheils nur noch im Winter, oder wenn ſie des Abends auf Abenteuer ausgehen, wobei ſie dann auch wol noch den großen, herabgeſchlagenen Hut aufſetzen. Die Hofbeamten, obrigkeitlichen Perſonen, Profeſſoren und Doctoren, ſowie die Geiſtlichen erſcheinen in Spanien in Uniformen. Die niedern Stände nur, vorzüglich die Landleute, ſind der Nationaltracht treu geblieben. Sie tragen im Allgemeinen dunkelfarbige Weſten, kurze Jacken, oft mit bunten Bändern beſetzt, einen Mantel darüber und auf dem Kopfe ein Netz von Garn oder Seide, welches hinten herabhängt und in das die oft in einen dicken Zopf geflochtenen Haare gewickelt ſind. Die Frauen tragen ſtatt des ſonſt üblichen arabiſchen Schleiers die Mantilla, welche weiß oder ſchwarz iſt, über den Kopf gehängt wird und bis an die Seiten und hinten über den Gürtel herabreicht. Bei den Vornehmen iſt ſie von ſehr feinen Blonden oder Spitzen, bei niedern Ständen auch von Taffet, Gaze oder leichtem wollenen Zeuge. Einen Fächer tragen die höchſten wie die niedrigſten Stände, und auf ſchöne Schuhe halten die Frauen vorzüglich. Das gemeine Volk in Neukaſtilien trägt ein zugeknöpftes Kamiſol von Tuch oder Leder, das mit einem Riemen befeſtigt wird, und auf dem Kopfe die Mantera, d. i. eine viereckige Mütze mit hinaufgeſchlagenen Rändern und vorn mit einer Spitze. In Altkaſtilien haben die Frauen die altſpaniſche Tracht faſt ganz beibehalten. Sie haben eine gewöhnlich braune Robbe an, die am Halſe und den Handgelenken ſich eng anſchließt, und um den Leib tragen ſie einen Gürtel. Die geflochtenen Haare laſſen ſie hinten herabhängen, auf dem Kopfe tragen ſie eine Mantera oder einen ſchwarzen Filz. Die Landleute von Salamanca (Taf. 222 *Fig. 1* Fruchttenne der Bauern) tragen ſeidene Leibchen mit Taſchen und geſchlitzten Aermeln und mit kleinen Metallknöpfen geziert, darüber eine dunkelſeidene Binde. Nachläſſig hängt über der rechten Schulter der braune Mantel mit in der Farbe grell abſtechendem Kragen. Männer und Frauen tragen das mit einem breiten Bande gezierte Netz (Redezilla), von welchem bei den Frauen noch ein Schleier herabhängt. Die Frauen tragen auch um den Hals und die Bruſt Ketten von edlem Metall oder Perlen. Die Hemden ſind am Handgelenke mit bunter Seide reich geſtickt. Der minder begüterte Landmann trägt ein dunkelbraunes Kamiſol mit Knöpfchen und Bändern geziert, vorn ausgeſchnitten, daß man den rothen Bruſtlatz ſehen kann. Den Unterleib umgibt eine bunte Leibbinde. Die brauntuchenen Beinkleider reichen nicht ganz bis an die Knie, und an dieſe ſchließen ſich Strümpfe von gleicher Farbe und gleichem Stoffe an. Mehre ſpaniſche Volkstrachten erblicken wir *Fig. 1*, *4* u. *5*.

Der Nationaltanz der Spanier iſt der ſchon ſeit den älteſten Zeiten übliche Fandango. Er beſteht in einem regelmäßigen, convulſiviſchen Hin- und Herbewegen des ganzen Körpers, dabei die mannichfaltigſten Leidenſchaften ausdrückend. Mit Caſtagnetten ſchlägt das Tänzerpaar den Takt dazu. Eine Nachahmung, aber weniger leidenſchaftlich iſt der Bolero (*Fig. 4*). Außer dieſen ſind auch noch andere Tänze üblich, wie z. B. die Guaracca, der Olle und Cachirulo, der Eier- und der Stocktanz.

Das größte Volksfeſt der Spanier iſt das Stiergefecht (*Fig. 5* Stiergefecht in der großen Arena zu Sevilla). Das Feſt eröffnen die Toreros (Stierfechter), welche in zwei Reihen, die eine mit blauen, die andere mit Scharlachmänteln, über die Arena ziehen. Es ſind ge-

wöhnlich 12—14 Mann, die beiden Matadores, welche dem wüthenden Stiere endlich den Todesſtoß geben, und die Mediaeſpada (Halbſchwerter, ihre Gehülfen) mit eingerechnet. Ihnen folgen die Picadores (Pikenträger) zu Pferde, in Scharlachjacken mit Silber beſetzt. Ihre ſehr weiten Beinkleider ſind mit weichem braunen Papiere ausgeſtopft, um dadurch den Hörnern des Stieres größern Widerſtand leiſten zu können. Den Kampf ſelbſt ausführlich zu beſchreiben erlaubt uns der gegebene Raum nicht.

Die Portugieſen ſind nicht groß, aber kräftig von Statur, haben ſchwarze Augen und Haare, einen ſtarken Bart und eine dunkle Geſichtsfarbe. Sie ſind ſinnlich, eitel, träge, falſch gegen Fremde, reizbar und rachſüchtig, nationalſtolz und unverſöhnlich im Nationalhaſſe gegen die Spanier. Dagegen rühmt man von ihnen auch Treue in der Freundſchaft, Edelmuth, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit und Höflichkeit. Muſik und Geſang ſind ihre Lieblingsvergnügungen, und die Stiergefechte ſind auch bei ihnen die beliebteſten Volksfeſte. Auch hier iſt bei den Vornehmen die engliſche und franzöſiſche Mode üblich. In der größten Hitze hüllen ſich die Weiber vom Mittelſtande in einen langen Tuchmantel mit breitem Sammetkragen, und bedecken den Kopf mit einem Mouſſelintuche. Wenn ſie in die Kirche gehen, tragen ſie ein ſchwarzſeidenes Kleid und einen großen, durchſichtigen Schleier. Auch hier wird viel auf die Bekleidung der meiſt zierlichen Füße verwendet. Auf dem Lande iſt die Kleidung der niedern Stände der in der Stadt ähnlich, nur von gröberm Zeuge. Die Männer tragen Weſten von lebhafter Farbe und darüber kurze Jacken. Kurze Beinkleider, Schuhe und Strümpfe ſind allgemein üblich. Die Mäntel ſind ſtets braun und haben eine flache Kapuze. Viele tragen die Haare in einem Netze, Andere tragen eine hohe, ſpitzige Mütze, deren Ränder in die Höhe geſchlagen ſind. Eine ſolche Mütze tragen oft auch die Bäuerinnen, die jedoch auch buntgeſtreifte Schleier und Netze tragen. Landmädchen tragen, wenn ſie auf ihrem Eſel zu Markte reiten, weite Stiefeln, kurzes Jäckchen mit langen Aermeln, bunte, kleine, vorn aufgeſtülpte Mützen, und ſelten fehlt auch ihnen der Fächer. Den Hals ſchmücken ſie mit Perlſchnuren und Metallknöpfen.

Die Bewohner Frankreichs, Belgiens und der Niederlande.

Der allgemeine Volkscharakter der Franzoſen iſt Lebhaftigkeit, die nicht ſelten in Flüchtigkeit und ſogar Leichtſinn ausartet. Mit Enthuſiasmus wagt ſich der Franzoſe an die kühnſten Unternehmungen, aber eben bei ſeiner Flüchtigkeit gibt er ſie auch leicht wieder auf, um wieder neue zu ergreifen. Er lebt faſt nur der Gegenwart; um die Zukunft, wie um die Vergangenheit bekümmert er ſich wenig. Seine Urbanität, ſein ſcharfer Verſtand und ſeine Gaſtfreundſchaft ſind bekannt; gern ſteht er den Armen, den Kranken in ihrem Elend bei. Dagegen iſt ſein Nationalſtolz, der ihn mit Geringſchätzung auf alles Nichtfranzöſiſche blicken läßt, von jeher ihm zum Vorwurfe gemacht worden, und wol nicht ganz mit Unrecht. Doch fangen die Franzoſen jetzt an, wenigſtens die deutſche Literatur, die ſie früher faſt ganz ignorirten, zu beachten und zu würdigen.

Der franzöſiſche Bauer iſt im Allgemeinen ſehr genügſam, und in einigen Gegenden Lothringens nährt er ſich faſt nur von Kartoffeln und geronnener Milch. Er iſt meiſt ein Gewohnheitsmenſch, der feſt an den Gebräuchen ſeiner Vorfahren hängt. Nur in den nördlichen Departements, wo die weit vorgerückte Civiliſation von großem Einfluß auf ihn iſt, iſt er freier von dieſem Hange am Alten. Die Landleute einiger Gegenden im Stromgebiete der Loire, beſonders in dem Theile, der die alten Provinzen Berry und Poitou bildet, ſind höchſt ſorglos, ja ſogar fühllos zu nennen. Der Bewohner des weſtlichen Frankreichs, in der Bretagne, zeichnet ſich durch heftige Leidenſchaften und Starrſinn aus, und den Normannen charakteriſirt Streit- und Proceßſucht, viel Schlauheit und Selbſtſucht. Die Bewohner an den Ufern der Somme ſind einfach in ihren Sitten, aber von ſehr reizbarem Charakter. Am nördlichen Ende Frankreichs findet man meiſt flamändiſche Sitten, Viele haben noch unterirdiſche Wohnungen. Geiſtige Getränke, vorzüglich Wachholderbranntwein, werden häufig genoſſen, und das gemeine Volk iſt ungeſellig. Im Gebiete der Marne und der obern Seine, in der ehemaligen Champagne, ſind die Sitten ſehr einfach. In den Gebirgsbewohnern der Vogeſen rollt deutſches Blut; ſie ſind freimüthig, offenherzig und gaſtfrei, aber auch phlegmatiſch. Die Bewohner des Jura ſind mäßig und frei von ungeſtümen Leidenſchaften. In dem Gebiete der Rhone, der Dordogne, der Garonne und des Abour iſt der Menſch im Allgemeinen ſehr lebhaften Temperaments und Freund einer leidenſchaftlichen Bilderſprache. In der Provençe geſellen ſich hierzu Manieren, die nicht eben fein und liebenswürdig ſind, während in Languedoc gerade das Gegentheil ſtattfindet. In der Guyenne und Gascogne iſt der natürliche Geiſt der Bewohner nicht immer frei. In den Gebirgen der Auvergne und des Limouſin ſteht das Aeußere eines Theils der Bewohner vollkommen im Einklange mit dem traurigen Boden, den ſie bebauen, dagegen ſind ſie gutmüthig und offenherzig, mildthätig und gaſtfrei, und Viele verlaſſen, durch Armuth getrieben, ihre Heimat, wie die Auswanderer des Dauphiné, um in den Städten ihr Brot als Hauſirer, Laſt- und Waſſerträger u. ſ. w. zu ſuchen.

In einigen Gegenden Frankreichs trägt die Kleidung einen ganz eigenen Charakter, im Allgemeinen iſt ſie aber ärmlich und geſchmacklos. In vielen Gegenden verfertigen ſich die Landleute faſt alle ihre Stoffe zu den Klei-

dern ſelbſt. In den Sumpfgegenden der Heiden gehen ſie auf hohen Stelzen einher.

Eine feſtbeſtimmte Nationaltracht haben die Franzoſen nicht; doch weicht die Kleidung der Bürger und Bauern nach den verſchiedenen Provinzen in Einzelnem ab. Im Ganzen genommen iſt die Tracht der Bauern ärmlich und geſchmacklos, und ein ſehr gewöhnliches Ueberkleid iſt auch bei den niedern Ständen in der Stadt das Staubhemde (Blouſe). Sehr gewöhnlich ſind die Holzſchuhe. Die geſellſchaftlichen Vergnügungen der Franzoſen beſtehen in Muſik, Tanz, Schauſpiel, allerlei Spielen u. ſ. w. In der Regel tanzen die Franzoſen ſehr gut und leicht, und der Tanz miſcht ſich in alle ihre Luſtbarkeiten. Auf den Bällen und namentlich auch auf den Maskenbällen beſonders in den Hauptſtädten und vor Allem in Paris zeigt ſich ein großer Luxus. Im Sommer geben auch die Großſtädter auf dem Lande Ballfeſte, und die Promenaden in den Städten werden bei günſtiger Witterung häufig beſucht. (Taf. 167 *Fig. 3* ein großer Maskenball in Paris; Taf. 190 *Fig. 1* Promenade daſelbſt, und Taf. 214 *Fig. 2* ein ländlicher Ball.)

Zu den Volksfeſten gehört unter Anderm auch das Schifferſtechen (Taf. 214 *Fig. 1* ein Schifferſtechen zu Paris). Die Schiffer ſtehen dabei auf der äußerſten Spitze ihrer langen, ſchmalen Kähne und ſuchen ſich einander mit langen, am Ende mit einem Knopfe verſehenen Lanzen in das Waſſer zu ſtoßen.

Die Franzoſen ſind übrigens eine Miſchung aus den alten Celten, Römern und Germanen und gehören ihren allgemeinen Zügen nach zu den Südländern Europas, bilden jedoch den Uebergang von den Süd- zu den Nordbewohnern. Die Bretagner auf der armoriſchen Halbinſel, die Basken und Gascogner am Fuße der Pyrenäen, die Deutſchen in Elſaß und die Wallonen gegen Belgien hin ſind jedoch andern Stammes. Der Franzoſe iſt etwas kleiner, aber gewandter als der Deutſche und im Allgemeinen wohlgeſtaltet. Ihre Sprache, Tochter der lateiniſchen, mit deutſchen und celtiſchen Wörtern vermiſcht, iſt einfach und klar. Sie hat zwei Mundarten, die im Süden (langue d'Oc) mit mehr romaniſchen Elementen, und die im Norden (langue d'Oui) mit mehr germaniſchen Elementen, und iſt die Umgangs- und Hofſprache aller gebildeten Nationen, ſteht aber im Bau und Reichthum den germaniſchen Sprachen nach.

Die Belgier, von germaniſch-celtiſcher Abſtammung, ſind Flamänder und Wallonen, jene im Norden den Holländern verwandt, dieſe im Süden Stammverwandte der Franzoſen und Spanier. Letzterer Züge ſind, obgleich durch den rauhern Himmel Belgiens gemildert, doch noch in der leichten Erregung ihres Geiſtes und in der zwangloſen Bewegung ihres Körpers zu erkennen. Die höhern Stände ſprechen franzöſiſch oder flamändiſch (flämiſch, ein holländiſcher Dialekt), das Volk in Südoſt ſpricht walloniſch (ein Gemiſch des Franzöſiſchen und Spaniſchen) und im Norden flamändiſch. Die allgemeine Volkstracht in Belgien iſt die Blouſe. Die höhern Stände folgen der franzöſiſchen Mode. Sehr niedlich iſt der Anzug der flandriſchen Mädchen (die Hauptſtadt in Oſtflandern iſt Gent und in Weſtflandern Brügge). Er beſteht in einem engen, kurzen Rocke, einem artigen Mieder mit Bruſttuch und einem Kopfputze, der einem Helme nicht unähnlich iſt und an den Ohren herab um den Hals eine Art von Spitzenkragen bildet, worüber ſie einen ſchwarzen Schleier oder Regentuch tragen, welches ſie niedlich zu drappiren verſtehen.

Die Holländer ſind Abkömmlinge der alten Bataver, denen ſie im Ganzen jetzt noch gleichen. Sie ſind robuſt, kräftig, von breiten Schultern und Hüften, doch mehr fett als muskulös. Das meiſt blaue oder graue Auge hat unter den dichten Augenbrauen gewöhnlich einen kalten, feſten Blick. Das weibliche Geſchlecht verblüht ſchneller als das männliche, welches gewöhnlich bis in das ſpäte Alter ſeine friſche, geſunde Geſichtsfarbe behält. Geradheit, Offenheit, Ehrlichkeit, Beharrlichkeit, Geduld und Gleichmuth, Mäßigkeit, faſt übertriebene Reinlichkeit, Einfachheit der Lebensweiſe, ſowie Treue im Worthalten ſind beſonders hervortretende Eigenſchaften der Holländer; doch wirft man ihnen oft auch Geiz, Gewinnſucht und Neugierde vor. Ihr Vertrauen auf eigene Kraft, das oft den Schein kalter Unempfindlichkeit hat, ihr Gleichmuth und ihre Bedächtigkeit beim Antworten oder Urtheilen hat ſie auch in den Ruf der Trägheit gebracht, obgleich man ihnen weder Fleiß noch Muth und Verachtung jeder Gefahr, wenn es zumal den Gewinn gilt, abſprechen kann. Ihre Kleidung iſt einfach. Die Vornehmern kleiden ſich im franzöſiſchen und engliſchen Geſchmack, die untern Claſſen in Tuch von dunkler Farbe, und alte Leute gehen wol noch zuweilen im Coſtum ihrer Vorfahren, d. h. mit einem dreieckigen Hute, ſchwarzem Rocke, großen ſilbernen Beinkleider- und breiten Schuhſchnallen. See- und Landleute tragen gewöhnlich einen dreieckigen oder runden Hut, einen langen, weiten Ueberrock von dunklem Tuche, Beinkleider mit zwei großen Knöpfen am Latze, drei bis vier Bruſtlätze übereinander, verziert mit ſilbernen Knöpfen, und große Schuhſchnallen. Die Tracht des weiblichen Geſchlechts iſt in den verſchiedenen Provinzen nicht gleich, doch ſind die Haupttheile derſelben faſt überall eine kleine battiſtene Mütze, die gewöhnlich an beiden Seiten mit einer runden, meſſingenen (auch wol vergoldeten) Platte verſehen iſt, eine ſteife Schnürbruſt, ein paar Halstücher übereinander, ein Kamiſol, zwei Wülſte an den Hüften, worauf mehre ſchwere Röcke ſitzen, und eine Hängetaſche an der Seite. Oft bedeckt die Spitzenhaube ein mit Seide gefütterter Strohhut.

Die Völker Aſiens.

Aſien, ohne Zweifel die Wiege und der Urſitz der Menſchheit, iſt in ſeinem Klima, Boden

und Producten ebenſo verſchieden wie ſeine Bewohner in Farbe, Geſichtsbildung, Statur, Lebensweiſe, Cultur u. ſ. w. Am bewohnteſten iſt das chineſiſche Waſſerland in Südoſten, am ſchwächſten bevölkert Sibirien; die kräftigſten Bewohner zeigt das Hochland, ſchwächlichere, verweichlichte Bewohner dagegen haben die Flußländer, namentlich die reichen, üppigen Südländer Aſiens. Im Ganzen dürften übrigens auf den 889,000 □Meilen Flächenraum Aſiens etwa 500 Millionen Menſchen leben. Man kann die meiſten Bewohner Aſiens zu zwei Gruppen, nämlich zur kaukaſiſchen und altaſiatiſchen oder mongoliſchen, vereinigen. Jene geht vom Weſten bis zum Ob, Bolor und Brahmaputra und umfaßt neben vielen kleinen Horden vier Hauptſtämme: die Araber, Perſer (Armenier), türkiſchen Völker (Tataren) und Hindu; dieſe dagegen begreift die Hoch- und Oſtvölker Aſiens in ſich, und zwar in folgenden ſechs Hauptſtämmen: Mongolen, Bucharen, Mandſchuren, Japaneſen, Chineſen und Hinterindiern. Zu dieſen großen Familien, die ſich vielfach vermiſchten, kommen noch als eigenthümliche Familien die nordöſtlichen Sibiriens, nämlich die Samojeden, der Jeniſeiſtamm, die Jukaghiren, Kamtſchadalen, Kurilen und Tſchuden, und im Südoſt die Malaien auf Malakka, den Nachbarinſeln und Formoſa, auf einigen indiſchen Inſeln und den Molukken aber die Papuas. Im Süden und Südweſt ſpricht man Mundarten des Sanſkrit (Vorderindien), oder mediſch (Perſer), oder ſemitiſch (Syrer, Araber); vom ſchwarzen Meere bis zu den japaniſchen Inſeln wird tatariſch (türkiſch, mongoliſch, tunguſiſch) und tibetaniſch geſprochen, im Südoſten aber chineſiſch und birmaniſch. Von allen Religionen iſt in Aſien der Islam am meiſten verbreitet (in Weſtaſien und zum Theil in Nord- und Südaſien), der Volkszahl nach bekennen ſich aber die meiſten Bewohner Aſiens zum Buddhaismus (in Hoch- und Oſtaſien). Der Brahmaismus erſtreckt ſich über Indien und die Confucius- und Sintolehre über Südoſtaſien. Die Bekenner aller dieſer Religionen haben ſich den Chriſten und Juden immer mehr oder weniger feindſelig entgegengeſtellt und ſie bald ganz unterdrückt, bald wenigſtens eingeſchränkt. Ein großer Theil Aſiens ſteht unter europäiſcher Herrſchaft. So gehört z. B. ganz Nordaſien zu Rußland, und ein Theil Vorderaſiens zur Türkei. Die Bewohner dieſer beiden Theile haben wir ſchon bei der Beſchreibung der betreffenden europäiſchen Völker kennen gelernt. Vorderindien und einige Inſeln beherrſchen die Briten, und außerdem haben auch die Holländer, Portugieſen, Spanier, Franzoſen und Dänen zerſtreute Beſitzungen in Aſien. Die übrigen Länder ſind theils Staaten mit despotiſcher Regierung, theils werden ſie von Nomadenvölkern bewohnt, die eine patriarchaliſche Verfaſſung haben.

Die Kurden.

Die Kurden bewohnen das nach ihnen genannte Kurdiſtan, mehre Provinzen des weſtlichen und nördlichen Perſien und leben auch zerſtreut in Meſopotamien, Syrien und den öſtlichen Gegenden von Kleinaſien. Ihre Sprache, die der perſiſchen verwandt iſt, findet man mit vielem Semitiſchen vermiſcht, das ſie von den Syrern und Chaldäern angenommen haben. Das Volk theilt ſich in zwei Claſſen von verſchiedener Lebensweiſe und verſchiedenen Sitten. Die eine dieſer Claſſen wird Guran, im Perſiſchen Rajah, im Türkiſchen Konylu genannt, beſteht aus Ackerbauern und bildet den untergeordneten Stand; die zweite Claſſe iſt die der Aſſireta oder Sipah und bildet den Kriegerſtand. Die Letztern bauen ſelten oder nie den Boden, und die Guran werden niemals Krieger. Jene betrachten dieſe als für ſich geſchaffen. Auch ihr Dialekt iſt verſchieden. Die Aſſireta ſind in viele Stämme getheilt, von denen nur wenige eine feſte Wohnung haben; die meiſten wandern und ſchlagen ihre Lager nach Bedürfniß ihrer Heerden auf.

Die Kurden ſind ein kräftiges, kriegeriſches, aber auch wildes und ſelbſt grauſames Räubervolk, das ſich zum rechtgläubigen Islam bekennt und darum ein geſchworener Religionsfeind der Perſer iſt. Andere Kurden bilden eine beſondere Sekte, die der Jeſiden, welche von den mohammedaniſchen Kurden Teufelsanbeter genannt werden. Mit ihren Nachbarn leben ſie faſt beſtändig im Kriege. Sie ſind die entſchloſſenſten und verwegenſten Nomaden Weſtaſiens, ſitzen ſtets zu Pferde und gelten als vollendete Reiter. Ein Säbel, ein paar Piſtolen, oft auch Flinten oder lange Carabiner ſind ihre Waffen, und ihre Pferde ſind klein, mager, aber von außerordentlicher Schnelligkeit und Ausdauer. Sie halten ſich in kleinen, aus zwölf bis zwanzig Reitern beſtehenden Haufen zuſammen, erſpähen die Wege, welche die Karavanen nehmen, fallen die Nachzügler an, oder auch ſelbſt die Hauptmaſſe der Karavane, wenn dieſe ihnen nicht zu ſtark erſcheint, und metzeln dabei Alles nieder, da hingegen Araber und Turkomanen ſich ein Gewiſſen daraus machen würden, die in ihre Hände gefallenen Reiſenden zu ermorden. Nur wenn man Bekanntſchaft mit den Häuptlingen macht, die man aber tüchtig bezahlen muß, kann man zuweilen der Gefahr entgehen. Ihre Tracht iſt theils die türkiſche, mit Turban, theils haben ſie über den weiten Beinkleidern einen langen, braunen Rock, mit rothem Tuche um den Leib, und auf dem Kopfe eine ſpitze, rothe Mütze, welche an den Seiten in Zipfeln herabhängt. Manche tragen auch perſiſche Kleidung. Die Weiber tragen turbanartige Mützen, von denen hinten ein Schleier herabhängt, und lange Röcke, von denen hinten lange Bänder herabfallen. (Taf. 65 *Fig. 13* u. Taf. 111 *Fig. 7* Kurden, *Fig. 8* Tanz kurdiſcher Weiber.)

Die Perſer.

Die Perſer zerfallen in Anſäſſige und in Nomaden. Die größere Zahl wohnt in Städten und Dörfern, die Aermern in elenden Lehmhütten, die Wohlhabenden in Häuſern von

Backſteinen, die Reichern in Paläſten, welche meiſt von Gärten umgeben und deren Zimmer oft durch Springbrunnen geziert und abgekühlt werden. Die heutigen Bewohner Perſiens ſind die Abkömmlinge vieler Völkerſchaften, welche nacheinander dies Land beſaßen. Die Hauptmaſſe des Volkes bilden die Tadſchiks, und ſie ſind zugleich die Ureinwohner. Sie ſind von mittlerer Größe, gut gewachſen, hager, aber mit ſtarken Knochen und Muskeln. Das Geſicht iſt regelmäßig, die Naſe gebogen, der Mund klein, die Haare und der ſorgſam gepflegte Bart ſind ſchwarz. Das Haupthaar ſcheeren ſie nur etwa handbreit von der Stirn über den Hinterkopf hinab. Die übrigen Haare läßt man ziemlich lang wachſen. An ihrer Kleidung lieben ſie dunkle Farben. Ihre langen, weiten Beinkleider ſind von Seide oder Baumwolle, das Hemde iſt meiſt von Seide, die enge Weſte von Baumwollenzeuge, der Rock iſt lang und wird mit einem breiten Shawl umgürtet. Vornehme tragen darüber noch einen oft ſehr koſtbaren, mit Pelz verbrämten Ueberrock. Arme Leute ziehen über die Beinkleider eine Jacke und im Winter Schafpelze. Alle Stände tragen Mützen aus Schaffellen, etwa 1 Fuß hoch, und Reiche und Vornehme umwinden dieſe mit einem Shawl. Nur beim Reiten trägt man Stiefeln, ſonſt Schuhe oder Pantoffeln, die gewöhnlich gelb oder roth, bei Vornehmen grün ſind. Obgleich die Religion häufiges Baden gebietet, ſind ſie doch keine Freunde von Reinlichkeit, und die Kleider werden nur ſelten gewechſelt. Die Kleidung des weiblichen Geſchlechts iſt einfach, aber reich. Ihre Beinkleider ſind ſehr weit, von dickem Sammet und bis an die Ferſen herabgehend. Darüber tragen ſie ein Hemde von Seide, Mouſſelin oder Gaze, das bis auf die Hälfte des Leibes offen iſt, doch auch zugemacht werden kann. Ueber daſſelbe tragen ſie gewöhnlich einen reichverzierten Gürtel. Im Winter hüllen ſie ſich dazu noch in einen Shawl ein. An den Füßen tragen ſie pantoffelähnliche Schuhe. Beim Ausgehen hüllen ſich die Frauenzimmer in einen Schleier oder Mantel, der ſie bis auf die Füße bedeckt, aber in der Gegend vor dem Geſicht ein feines Netz oder zwei Löcher für die Augen hat. Die Enden ihrer Haarzöpfe ſchmücken ſie mit Blumen, Perlen u. ſ. w. Die Stirnbänder, Diademe oder Hauben, welche von den Frauen getragen werden, ſind von mannichfaltiger Form und mehr oder weniger koſtbar. Am häufigſten wird jedoch ein Shawl zur Kopfbedeckung gebraucht, der vorn und hinten herabhängt. Die Mädchen werden ſo lange in den Schulen im Leſen, Schreiben und Sticken unterrichtet, bis ihr Alter nach dortiger Sitte es nicht mehr erlaubt, ohne Schleier auszugehen. Von dieſer Zeit an kommen ſie in die Harems oder Frauengemächer, wo ſie nur mit Frauen umgehen können und dürfen. Die Frauen niederer Claſſe, die nicht in Harems eingeſperrt werden, genießen daher eine weit größere Freiheit.

Die Nahrungsmittel der Perſer ſind zwar einfach, doch ziemlich mannichfaltig. Das Brot backen ſie aus Weizenmehl. Man hält täglich zwei Hauptmahlzeiten, die eine früh gegen 11 Uhr, wo nur Milchſpeiſen, Baumfrüchte, Backwerk, die andere bei Sonnenuntergang, wo ſtärkere Speiſen, Pilau, Fleiſch und Zugemüſe genoſſen werden. Man ſitzt dabei auf Teppichen an der Erde, mit untergeſchlagenen Beinen (Taf. 101 *Fig. 4* perſiſche Mahlzeit). Wein und Branntwein ſind verboten, werden jedoch öfters im Geheimen genoſſen. Kaffee, Thee und Scherbet ſind die gewöhnlichen Getränke. Tabakrauchen iſt allgemein üblich. Von Höflichkeitsbezeugungen und Ceremonien ſind die Perſer große Freunde. Auch bei ihnen iſt das Schachſpiel allgemein verbreitet. Vorleſer und Märchenerzähler, Muſik und Tanz unterhalten die Perſer ebenfalls. Ein kriegeriſches Spiel iſt das Keikadſchinſpiel (Taf. 101 *Fig. 5*). Die Jagd, beſonders die Antilopenjagd, bildet eine Hauptbeluſtigung der Vornehmen. Auch das Baden gehört zum Unterhaltungsmittel derſelben. Die Bäder haben daher nicht nur Aus- und Ankleidezimmer, ſondern auch Unterhaltungsſäle, und ſind überhaupt ſehr zweckmäßig, aber oft auch ſehr koſtbar eingerichtet.

Man kann die Perſer in vier Claſſen theilen: 1) die Hofbedienung, Staatsbeamte und das Militair; 2) die Bewohner der Städte: Kaufleute, Gewerbtreibende u. ſ. w.; 3) die Dorfbewohner, und 4) die Nomadenſtämme. Wie die erſte Claſſe nachſichtslos, ja tyranniſch von ihrem Herrſcher, dem Shah, behandelt wird und er keinen Widerſpruch duldet, ſo benimmt ſich dieſe gegen ihre Untergebenen ebenſo, und ſo geht die Tyrannei von Stufe zu Stufe abwärts fort. Kein Unterthan iſt daher einen Augenblick ſeines Lebens und Vermögens ſicher. Die Ackerbauer und Pächter ſind dabei am übelſten daran. Die wandernden Stämme, die Ilauts (Ilats, Ils), bilden die Hauptmaſſe des Heeres, ſind tapfer, halten aber keine Mannszucht und ſind dabei ſehr raubſüchtig. Sie dienen dem Shah als Miethstruppen für Sold und um Beute zu machen. Im Frühlinge kommen ſie aus ihren Zufluchtsörtern, verſammeln ſich an dem ihnen beſtimmten Orte, verpflichten ſich nur für einen Feldzug, und kehren im Winter zu ihren Stämmen zurück. Sie ſind meiſt turkiſchen, luriſchen, kurdiſchen und arabiſchen Stammes.

Die Tadſchiks und die höhern Stände bedienen ſich der neuperſiſchen Sprache, welche in die Hof- (Deri) und die Volksſprache (Woland) zerfällt. Letztere hat eigene, erſtere arabiſche Schriftzeichen.

Die Perſer unterſcheiden ſich von vielen andern Anhängern Mohammed's dadurch, daß ſie den Schwiegervater Mohammed's, Ali, für den Verwalter Gottes halten. Sie gehören der Sekte der Schiiten an, welche Todfeinde der Sunniten, zu denen die Türken gehören, ſind. Nur wenige ſind noch Feueranbeter, und dieſe heißen Parſis (Parſen, Perſer). Das Oberhaupt der Anhänger des Ali wird Scheikh

Islam, d. h. der Alte des wahren Glaubens, genannt. Unter ihm ſtehen die Muftis, unter dieſen die Kaſis (Richter), die Mollas (auch Richter), die Imams (Prediger und Gebetausrufer) und die Derwiſche (Mönche). Zu den Leibesſtrafen, beſonders der Vornehmern, gehört das Augenausreißen. Die gewöhnliche Todesſtrafe iſt das Kopfabſchlagen. Bei geringern Vergehen wird die Baſtonnade (Schläge auf die Fußſohlen), Taf. 101 *Fig. 6*, und der Pranger angewendet. Das eigenthümliche Holz, das in letzterm Falle um den Hals und den rechten Arm gelegt wird, zeigt die Abbildung *Fig. 7*. Auch Geldſtrafen ſind nicht ungewöhnlich. Die Muſik der Perſer beſteht aus langen, geraden Hörnern von verſchiedener Größe und aus Pauken, die oft mit den bloßen Händen geſchlagen werden (*Fig. 3* perſiſche Muſik).

Hat ein Perſer mehre rechtmäßige Weiber (über vier darf er als Moslem nicht haben), ſo ſoll, einem freilich oft übertretenen Geſetze zufolge, die zuerſt geheirathete den Vorzug haben. Bei dem Einzuge der Braut, welche, ganz in einen rothen Schleier gehüllt, auf einem Roſſe, das der Bräutigam geſchickt, ihm entgegengeführt wird, werden oft derſelben die Geſchenke des Bräutigams in offenen, mit rothſeidenen Decken belegten Kaſten vorangetragen. Der eine Führer des Bräutigams trägt ein Licht, der andere eine Fackel, und hinter ihm geht ein Paukenſchläger (*Fig. 1* Ceremonie bei den Heirathen). Wenn vornehme Frauen verreiſen, ſo geſchieht dies in verſchloſſenen Sänften, welche von Maulthieren getragen werden und an der Seite ein Gitter haben (*Fig. 2*).

Liegt ein Perſer im Sterben, ſo zündet man ein Feuer auf dem Hauſe an, damit jeder Vorübergehende für den Sterbenden bete. Nach dem letzten Athemzuge wird der Leichnam ſogleich ſorgfältig abgewaſchen. Hierauf legt man den Todten auf einem Paradebette aus, und es verſammeln ſich nun die Angehörigen und Freunde, um ihn zu beweinen, wobei die nächſten Anverwandten ihre Kleider zerreißen und das Haupt mit Aſche beſtreuen. Dann wird der Todte in ein mit Stellen aus dem Koran beſchriebenes Tuch gehüllt und in den mit Spezereien, Kalk und Salz angefüllten Sarg gelegt, der dann in eine mit einer Treppe verſehene Höhle geſtellt wird (Taf. 371 *Fig. 8* Leichenfeier bei den Perſern).

Die Tracht eines perſiſchen Shahs iſt Taf. 65 *Fig. 2*, die perſiſcher Khane und Hofofficiere *Fig. 1* u. *3—6*, die einer perſiſchen Dame *Fig. 7* und die eines Perſers und einer Perſerin aus dem Volke *Fig. 8* u. *9* abgebildet, ſowie Taf. 111 *Fig. 9* ein vornehmer Perſer mit Dienerſchaft.

Die Araber.

Die Araber (Süd-Semiten), welche ſeit undenklichen Zeiten Arabien bewohnen, ſind entweder Hirten oder Ackerbauer oder Städtebewohner (Mauren). Vorzugsweiſe nennt man jedoch die ſeßhaften Araber in Afrika Mauren. Der Hirtenaraber heißt in der Landesſprache Ebn el Arab, d. h. Arabs Sohn oder auch Bedauvi, woraus die Europäer Beduine machten. Der Ackerbautreibende heißt Fehla (in der Mehrheit: Fehlahin), und ein Stadtbewohner Haddri. Die Städtebewohner ſind mit den Türken verſchmolzen und haben ihre Sitten angenommen, ohne die vorzüglich eigenthümlichen Züge der Wüſtenbewohner abgelegt zu haben. Die Fehlahin ſind von größerm, ſtärkerm Körperbau, haben nicht das ſcharfe, feurige Auge, gröbern Bart und beſchränktern Verſtand als die Beduinen, welche wir erſt ſpäter näher beſchreiben wollen und die ſich übrigens auch in Afrika aufhalten. Gerade dieſe letztern ſind es, welche in der neuern Geſchichte Nordafrikas oft erwähnt werden. Die Fehlahin tragen lange, grobe, baumwollene Hemden, welche durch einen handbreiten, ledernen Gürtel zuſammengehalten werden und über welche eine Art von Mantel von Ziegen- und Kameelhaar geworfen wird, zur Winterzeit aber ein Schafpelz. Den Kopf bedeckt ein Stück geſtreiftes Tuch mit Franſen (Taf. 25 *Fig. 11* Kopfputz eines Fehla). Hals und Füße werden bloß getragen. Die reichern Scheikhs tragen zuweilen bei Feierlichkeiten einen ſeidenen Mantel über das Hemde oder auch einen Tuchrock. Die Frauen kleiden ſich wie die Beduinen. Die Fehlahin wohnen zum Theil in den vielen großen und ſchönen Trümmern aus den Zeiten der alten Griechen und Römer, oder in Erdhütten und Berghöhlen. Die Hausgeräthe ſind ſehr einfach. Ihr Vermögen wird nach ihren Rindviehgeſpannen oder nach der Zahl der Acker berechnet, und danach richten ſich ihre hohen Steuern. Neben dieſen Steuern müſſen ſie noch alle durchmarſchirenden Soldaten beherbergen, was um ſo koſtſpieliger iſt, weil es ſtets Reiter ſind. Dazu kommen endlich auch noch außerordentliche Abgaben und räuberiſche Einfälle der Beduinenhorden, ſodaß dieſe Leute gewöhnlich im größten Elende ſchmachten. Oft müſſen ſie wegen dieſer Einfälle ganze Dörfer verlaſſen, was zuweilen auch aus Waſſermangel geſchieht. Gegen Fremde ſind dieſe armen Fehlahin ſehr zuvorkommend und gaſtfreundlich und verlangen nie etwas für die Herberge. Außerdem muß der Scheikh in jedem Dorfe eine freie Gaſtſtube halten, in welcher jeder Gaſt eine Nacht frei ſich beköſtigen laſſen und ſchlafen darf. Weizengrütze und ſaure Milch ſind die Hauptnahrungsmittel der Fehlahin.

In den größern Städten findet man bei allen Familien, deren Umſtände es erlauben, Sklaven, welche meiſt Negerſklaven ſind. Doch iſt die Sklaverei, wie in faſt allen mohammedaniſchen Ländern, nicht hart.

Nie war übrigens Arabien ein Staat, nicht einmal zur Zeit der mächtigſten Khalifen, und jetzt mögen wol mehre hundert unabhängige Stämme und kleinere Staaten, wenn man ſie ſo nennen will, nebeneinanderſtehen. Die inſelartige Lage des Landes hat von jeher fremde Eroberer abgehalten; die Macht der Perſer war ſehr gering unter ihnen, und ſelbſt die

Macht der Römer ſcheiterte an den Wüſten Arabiens. Jeder Stamm hat ſein Oberhaupt, gewöhnlich Scherif genannt. Geringere Oberhäupter heißen Schechs oder Scheikhs, auch Emir.

Wir wollen nun noch die ſeßhaften Araber (die Städtebewohner) und die Beduinen oder Wüſtenbewohner näher betrachten. Mekka iſt der Mittelpunkt der arabiſchen, wie der geſammten mohammedaniſchen Welt; hier iſt ein Zuſammenfluß aller Stämme, aber auch vieler anderer Völker, daher auch ein großes Gemiſch in der Bevölkerung. Alle männlichen Eingeborenen von Mekka und Dſchidda ſind im Geſicht tättowirt, indem ſie drei lange Einſchnitte über beide Wangen und zwar an den rechten Schläfen von ihren Aeltern ſchon am vierzigſten Tage nach ihrer Geburt erhalten. Die Beduinen beobachten dieſen Gebrauch nicht, aber die Mekkaer ſind ſtolz auf dieſe Auszeichnung, welche die andern Einwohner des Hedſchas in fremden Ländern von dem Anſpruche auf die Ehre, Eingeborene der heiligen Stadt zu ſein, ausſchließt. Selten werden auch die Mädchen tätuirt. Die Farbe der Mekkaer iſt ein gelbliches, ſchwaches Braun, heller oder dunkler nach der Abkunft der Mutter, die ſehr oft eine abyſſiniſche Sklavin iſt. Ihre Geſichtsbildung kommt der der Beduinen ſehr nahe; und dies gilt vorzüglich von den Scherifs oder den Mitgliedern der älteſten und edelſten Familien, welche unmittelbar vom Propheten abzuſtammen vorgeben. Dieſe haben Geſicht, Augen und Adlernaſe der Beduinen; das Geſicht iſt ſehr ſchön, aber fleiſchiger als bei den Beduinen. Die untere Claſſe der Mekkaer iſt im Allgemeinen ſtark, mit muskulöſen Gliedern; die höhern Stände ſind dagegen magere, fleiſchloſe Geſtalten, und ſo ſind auch die Einwohner, welche ihre Abkunft von Jemen oder Indien herleiten. Die Kleidung der höhern Claſſen beſteht im Winter aus einem Tuch-Beniſch oder Ueberrock und einem Dſchubbe oder Unterrock, ebenfalls von Tuch und ſo, wie ſie in allen Gegenden des osmaniſchen Reichs getragen werden. Ein glänzend ſeidener, langer Rock, gebunden mit einem dünnen Kaſchmirgürtel, ein weißer Mouſſelinturban und gelbe Pantoffeln machen die übrige Bekleidung aus. Im Sommer wird ein Beniſch von indiſchen Seidenſtoffen getragen. Die höchſten Claſſen, welche türkiſche Kleidung tragen, haben unter dem Turban rothe Kappen aus der Berberei. Die der andern Claſſen ſind von reich mit Seide geſtickter Leinwand, die Arbeit der Frauen und ein gewöhnliches Geſchenk an ihre Liebhaber. Die langen Röcke wohlgekleideter Leute des Mittelſtandes ſind gewöhnlich von weißem indiſchen Mouſſelin, ohne Futter; ſie heißen Beden und unterſcheiden ſich von dem gemeinen levantiſchen Anteri, der ſehr kurz, ohne Aermel und daher viel kühler iſt. Ueber den Beden wird ein Dſchubbe von leichtem Tuche oder indiſchem Seidenzeug getragen, den die Männer bei großer Hitze über die Schultern hängen. Die Unterhemden ſind von indiſcher Seide oder ägyptiſcher oder arabiſcher Leinwand. Die niedern Claſſen tragen im Sommer nur ein Hemd und um daſſelbe ſtatt der Hoſen ein Stück Nankin, im Winter einen geſtreiften Beden von indiſchem Zitz, ohne Gürtel. Die mittlern und untern Claſſen tragen Sandalen, welche am beſten aus Jemen kommen. Im Sommer tragen Viele blos Mützen, ohne Turban. Letzterer beſteht gewöhnlich aus Cambric oder Muſſelin, welchen jede Claſſe auf eine eigene Weiſe um den Kopf ſchlägt. Die Ulemas oder Gelehrten laſſen das Ende in einem ſchmalen Streife bis auf die Mitte der Wangen herabfallen. In einigen Gegenden tragen die Vornehmen rothe Hüte in Form der runden Hüte der Europäer. Die Weiber in Mekka und Dſchidda kleiden ſich in indiſche Seidenröcke und ſehr lange, bis an die Knöchel reichende, blaugeſtreifte Beinkleider, die unten mit Silberfäden geſtickt ſind; darüber tragen ſie einen weiten Rock, Habra genannt, von ſchwarzem Seidenzeug, der auch in Syrien und Aegypten gebräuchlich iſt, oder einen blau- und weißgeſtreiften Mellay. Das Geſicht wird durch einen weißen oder blauen Borks verborgen; auf dem vom Mellay bedeckten Kopfe tragen ſie eine Mütze, um die ein Stück farbiges Neſſeltuch knapp in Falten gewunden iſt. Eine Reihe Goldmünzen ziert rings herum den Kopfputz. Viele tragen goldene Hals- und Armbänder und um die Knöchel ſilberne Ringe. Die Hauptbeſchäftigung der Mekkaer iſt der Handel.

Die **Beduinen** (Bedowi oder Bedauvi bedeutet im Arabiſchen ſo viel wie Landſtreicher oder Bewohner der Wüſte) ſtammen aus Arabien und ſind über den ſüdweſtlichen Theil Aſiens und das nördliche Afrika verbreitet. Sie haben ſich ſeit den urälteſten Zeiten faſt ganz unverändert erhalten und ſind daher auch ſtolz auf die Reinheit ihres Blutes und die treubewahrte Freiheit. Die Lehren des Islam haben wenig in ihren Sitten geändert. Alle ſind ſehr laue Bekenner dieſes Glaubens, und Die, welche das Innere der Wüſte bewohnen, kennen kaum den Namen Mohammed's. Sie führen meiſt ein herumſchweifendes Leben, ſind in viele Stämme getheilt, die jeder von einem Emir geführt werden und wieder in Familien zerfallen, mit einem Scheikh an ihrer Spitze, und haben keine beſtimmten Geſetze, ſondern folgen nur ihren Sitten und Gewohnheiten. Ihre Kameele, ihre Pferde, von edelſter Raçe, und ihr wichtigſtes Beſitzthum, ihr Vieh, machen ihren ganzen Reichthum aus, und Viehzucht, nebſt Jagd und Raub, gibt ihnen allein den Lebensunterhalt. Die Farbe der Beduinen iſt braun, doch gibt es unter den Frauen viele, welche weniger der Sonne ausgeſetzt ſind und an Weiße den Europäern gleichen. Von Statur ſind ſie gewöhnlich mager und nicht groß. Das Haar iſt kraus, der Bart kurz und rabenſchwarz, die Augen ſprühen Feuer und ſind klein. Ihre Gewandtheit, ihre Schwung- und Körperkraft iſt oft außerordentlich. Reiten können ſie vortrefflich. Freiheitsliebe und Gaſtfreiheit paart

ſich bei ihnen mit Tapferkeit, Raubſucht und Rache. Karavanen und einzelne Reiſende werden von ihnen ohne Schonung geplündert. Wie im Fluge ſtürzen ſie von verſchiedenen Seiten auf die Karavanen, morden aber dabei ſelten, und entfliehen bei ſtarkem Widerſtande. Jeder Fremde dagegen, ſei er Chriſt oder Mohammedaner, wird, wenn er in ihr Lager kommt, das aus einem Kreiſe von Zelten beſteht, mit der größten Gaſtfreundſchaft aufgenommen, man theilt Alles, ohne Lohn, mit ihm und vertheidigt ihn mit Gut und Blut. Sogar kaum geplünderte Reiſende wurden hernach von ihren Räubern freundlich aufgenommen und beſchenkt. Ihre Waffen ſind Säbel, Dolche und vorzüglich eine 10—13 Fuß lange Lanze, die eine lange, dreiſchneidige Spitze hat. Zuweilen haben ſie auch einen Wurfſpieß, eine Keule, auch wol Piſtolen und Büchſen. Die Emire haben wenig Gewalt über ihre Untergebenen; denn die ſeit den älteſten Zeiten unter ihnen noch übliche Blutrache kann ſich auch auf ſie erſtrecken. Von Handwerkern findet man zweierlei bei ihnen, nämlich Weber und Hufſchmiede; denn die wenigen Hausgeräthſchaften, welche ſie brauchen, machen ſie ſich ſelbſt. Die einzelnen Stämme ſind ſchwer anzugeben. In der arabiſchen Wüſte leben: Miſeny, arm und unbekannt in der peträiſchen Halbinſel; Wuld-Ali in Mittel- und Nordarabien; Beni-Khaled, Beni-Kiab, Beni-Lam und Monteſik. In der meſopotamiſchen Wüſte: Tai. In der ſyriſchen: Mavali, Beni-Szaher, Pahely, Anäſſe u. a. m. Außerdem leben noch zahlreiche Stämme in Nordafrika.

Taf. 25 *Fig. 11* u. *12* Araber in und um Gaza; *Fig 13* vornehmer Araber, mit dem oben beſchriebenen rothen Hute, weißem, blaugeſtreiftem Unterkleide, Nankinmantel, rothen Strümpfen und gelben Schuhen; *Fig. 14* arabiſcher Kaufmann, mit weißem Unterkleide, mit weißer, rothgeſtreifter Leibbinde und Turban, weißem, blaugeſtreiftem Ueberkleide, rothen Strümpfen und gelben Schuhen, und *Fig. 15* arabiſches Mädchen niedern Standes, mit weißem, rothgeſtreiftem Kleide, das Arm und Bruſt bloß läßt, einem Pantherfelle um die Hüften, einer weißen, mit rothem Bande verzierten Mütze, die Haare in langen Zöpfen herabhängend und an den Füßen Sandalen; ferner *Fig. 1* k Kopfputz der Araber der Wüſte, und *Fig. 1* l der Fehlahin. Taf. 341 *Fig. 1* Verſammlung nomadiſirender Araber um ihren Scheikh; *Fig. 2* lagernde Beduinenfamilie; *Fig. 3* arabiſches Concert; *Fig. 4* Tanz arabiſcher Tänzerinnen (Almehs); und Taf. 371 *Fig. 7* Begrüßung der arabiſchen Männer.

Die Beludſchen.

Die Beludſchen oder Beluchen ſind die Bewohner Beludſchiſtans, einer großen, ſonſt zu Oſtperſien gezählten, erſt ſeit 1810 näher bekannten ſüdperſiſchen Landſchaft. Sie ſind ſchlank, wohlgebildet und thätig, aber von verhältnißmäßig geringer Körperkraft. Ihre Farbe iſt dunkel, ihr Haar ſchwarz. Alle haben großen Hang zum Rauben, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll, fürchten keine Gefahr und ſind tapfer im Gefecht. Ihre Lebensweiſe iſt mit Ausnahme der Städtebewohner, welche Schiffahrt und Handel treiben, ein patriarchaliſches Hirtenleben. Ihre Wohnungen ſind Zelte und Hütten. Sie bewohnen das Land mit den Brahus, einem Nomadenvolke zuſammen, ſtehen aber unter einem gemeinſchaftlichen Khan, dem ſie Tribut zahlen und im Kriege ein Truppencontingent ſtellen müſſen (Taf. 65 *Fig. 10* ein Beludſche in Kriegsrüſtung).

Die Afghanen.

Die Afghanen ſind ein mächtiges Volk weſtlich vom Indus. Bei den Perſern heißen ſie Afgan oder Ag'uan, ſich ſelbſt aber nennen ſie Puſchten (in der Mehrheit Puſchtaneh) und in Indien heißen ſie Pitan und Patan, bei den Arabern Solimani. Die Afghanen ſind zum großen Theile ein Hirtenvolk und nur ein kleiner Theil iſt anſäſſig und treibt Ackerbau. Sie ſind in eine große Menge von Stämmen getheilt, welche, obwol ſie nur Eine Sprache reden und Eine Nation bilden, nach Gewohnheiten, Sitten und Lebensweiſe doch weſentlich abweichen. Die Berdurani ſind die Stämme im nordöſtlichen Theile von Afghaniſtan zwiſchen dem Hochgebirge des Hindu-Khaſch, dem Indus, der Salzkette und dem Solimangebirge. Die Damani bewohnen die Landſchaft Daman, die Solimani den Soliman-Kuh, die Durani leben in den Steppen des Tafellandes von Oſt-Iran, zwiſchen den beiden Städten Kandahar und Herat, bewohnen auch die zuerſt genannte Stadt und betrachten ſich als den edelſten Stamm ihres Volkes. Die Gildſchi endlich machen nach den Durani den Hauptſtamm der Afghanen aus und haben öſtlich von den Durani das Land zwiſchen Kandahar, Kabul, dem Paropamiſus und Hindu-Khaſch beſetzt. *Fig. 12* iſt ein Afghane vom Stamme der Durani abgebildet. Er hat ein rothes, bunt durchwirktes Unterkleid an, weite Beinkleider und dazu einen blauen Mantel umgehangen. Die Mütze iſt gelb. Lange Flinte und Schwert ſind ſeine Waffen. Die Kleidung des Gildſchiſtammes iſt bis auf eine ſcharlachrothe Leibbinde ganz weiß und beſteht aus einem langen Rocke, weiten Beinkleidern und Turban. Manche Stämme tragen auch enge Beinkleider, ein kurzes Hemd und ſpitzige Mützen. Taf. 341 *Fig. 5* iſt auch die Reiſeweiſe der vornehmen Claſſe, und *Fig. 6* die der niedern Volksclaſſe in Afghaniſtan und Lahore (Oſtindien) abgebildet. Die Afghanen bekennen ſich zum ſunnitiſchen Islam. Die Provinzen des Reichs ſind unter die Vornehmen erblich vertheilt, welche unumſchränkt herrſchen. Sie ſind übrigens ein wohlgebauter, harter Menſchenſchlag, ſtolz und übermüthig und von langer Zeit her nur an Räubereien und Krieg gewöhnt, aller feinern Bildung entfremdet.

Die Hindus.

Die Hindus (etwa 114 Millionen) ſind die Ureinwohner Oſtindiens. Sie ſind von mittler Größe, ſchlankem, regelmäßigem, aber nicht kräftigem Körperbau, haben eine bräunlichgelbe oder olivenfarbige, glänzende und ſehr weiche Haut, die aber einen Anſtrich von Schmuz hat, und die Augen ſind mehr ſanft als feuerſprühend, die Brauen ſchön gewölbt, die Haare weich, ſchwarz und glänzend. Die Frauen ſind zarter als die Männer gebaut, beide haben aber kleine Hände und Füße. Sie ſind mäßig, verſtändig und geſchickt, von Gemüth in der Regel ſanft, aber auch feig, ſchlau, hinterliſtig und gegen die Schwächern und Untergebenen ſehr anmaßend.

Die Hindus theilen ſich in fünf Hauptkaſten, von denen die vier erſten als edel, die fünfte als unedel betrachtet werden. Alle zerfallen wieder in Unterabtheilungen. Die Brahminen bilden die höchſte und edelſte Kaſte. Sie werden von allen Uebrigen als höhere Weſen angeſehen, die mit der höchſten Ehrerbietung behandelt werden müſſen. Sie dürfen weder mit Jemand aus einer andern Claſſe unter einem Dache ſein, noch Etwas genießen, das nicht von Brahminen zubereitet iſt. Sie beſtehen meiſt aus Prieſtern, Staatsbeamten und Gelehrten, doch treiben manche auch Künſte und Handel, Feld- und Gartenarbeit. Sie dürfen keinen Wein trinken, kein Fleiſch eſſen und keinen Betel kauen.

Dieſer Kaſte folgen die Tſchetries, Râdſchas oder Kſchatrias, zu welchen die Regenten, Fürſten und Krieger gehören.

Die dritte Kaſte, die Waiſchis, Waiſchias oder Waſſier, treibt Viehzucht, Feld- und Gartenbau und Handel. Sie ſind gebildet, ſittlich und gewerbthätig. Sie glauben an Seelenwanderung, und tödten daher kein Thier, ſogar kein kleines Inſekt, ja ſie kaufen Thiere, welche geſchlachtet werden ſollen, um ihnen das Leben zu erhalten, und laſſen alte und kranke Thiere auf ihre Koſten verpflegen.

Die letzte der edeln Kaſten bilden die Schuders oder Sudras, welche theils Künſte und Gewerbe treiben, theils Mönche, Wahrſager, Zauberer und Gaukler ſind. Die unterſte Abtheilung dieſer Kaſte beſteht aus den Gerbern, die zugleich Schuhmacher, aus den Fleiſchern, die zugleich Henker ſind, ſowie aus den Bajaderen oder öffentlichen Tänzerinnen.

Außerdem gibt es noch verſchiedene Mittelclaſſen, welche durch Vermiſchung der reinen Kaſten entſtanden ſind und zwar nicht geachtet werden, aber doch noch viel höher ſtehen als die fünfte Claſſe. Dieſe bilden die unglücklichen Parias. Die Parias ſind ſchon von ihrer Geburt an verdammt, ihr Leben im bitterſten Elende zuzubringen. Sie ſind allgemein verachtet, ja verabſcheut. Die niedrigſten Geſchäfte, welche jeder Andere zu vollbringen ſich ſcheut, müſſen ſie verrichten. Sie nehmen weder die vorgeſchriebenen Reinigungen vor, noch enthalten ſie ſich der verbotenen Speiſen, wohnen in Löchern oder Hütten, und es iſt ihnen nicht einmal erlaubt, die Wohnung eines Hindu anders als durch eine beſondere Thüre zu betreten, ſie dürfen einen ſolchen nicht anfaſſen, müſſen weit von ihm entfernt ſtehen und die Hand vor dem Mund halten, wenn ſie mit ihm ſprechen. Sie ſind Hirten oder Knechte bei den Hindus, und Soldaten, Laſtträger, Köche u. ſ. w. bei den Europäern. Die Pulias bilden eine beſondere Abtheilung der Parias auf der Weſtküſte der Halbinſel, dieſſeit des Ganges.

Reis iſt das Hauptnahrungsmittel der Hindus, außerdem werden auch andere Getreidearten genoſſen. Fleiſchkoſt iſt, wie geſagt, nicht jeder Kaſte erlaubt. Während des Eſſens ſitzt man am Boden niedergekauert, und vor und nach dem Eſſen wäſcht man ſich. Gewöhnlich trinken ſie Waſſer, doch auch geiſtige Getränke. Löffel, Meſſer und Gabeln, Schüſſeln und Teller haben ſie nicht; die Stelle jener vertreten die Hände, die Stelle dieſer die Baumblätter. Das Hausgeräthe iſt ſehr einfach. Betten hat man auch nicht, ſondern man liegt auf dem Boden auf Decken.

Die Kleidung iſt meiſt einfach. Die untern Claſſen ſchlingen gewöhnlich um die Hüften, zwiſchen die Beine hindurch, ein Stück Zeuch, den übrigen Theil des Körpers dabei bloßlaſſend, oder ein leichtes Gewand darübertragend. Sandalen und Schuhe bilden die Fußbekleidung, und in manchen Gegenden tragen beide Geſchlechter weite Beinkleider. Die Kopfbedeckung beſteht bei beiden Geſchlechtern aus einem feinen Tuche, das turbanartig um den Kopf geſchlagen wird.

Faſt alle Männer haben geſchorene Köpfe, einige Kaſten laſſen jedoch einen Haarbüſchel am Wirbel und die Brahminen einen ſolchen am Hinterkopfe ſtehen. Frauenzimmer tragen ihre Haare nach ihrem eigenen Gutdünken. Nur Witwen müſſen in ihrer Trauer ihre Haare abſcheeren laſſen, ebenſo Verbrecherinnen. Die meiſten Männer tragen Knebelbärte. Die Frauen tättowiren ſich gewöhnlich; allgemeine Sitte iſt es aber, ſich eine ſchwarze Linie um die Augen zu malen und die Handflächen und Fußſohlen roth zu färben. Die Brahminen tragen als Zeichen ihres Ranges eine baumwollene Schnur, welche aus 27 kleinen Schnuren zuſammengefügt iſt und über Bruſt, Schulter und Rücken hängt. Taf. 371 *Fig. 1—3* indiſche Frauen und Mädchen; *Fig. 4* Sklavin eines Harems aus Santorin; *Fig. 5* indiſche Frauen im Harem.

Das Schachſpiel, das in Oſtindien erfunden worden ſein ſoll, iſt das gewöhnlichſte Spiel der Hindus. Dieſem ähnlich iſt das Spiel der vier Könige, welches von vier Perſonen geſpielt wird. Die Jagd iſt ebenfalls eine ihrer Hauptvergnügungen. Außerdem ſuchen ſie ſich zu unterhalten durch das Anhören von Erzählern und Bänkelſängern, oder ſie ſehen den außerordentlichen gymnaſtiſchen Künſten der Gaukler und den Tänzen der Bajaderen zu. Auch Schauſpiele und Pantomimen gibt es in

Indien. Muſikinſtrumente hat man viele, aber bei weitem nicht ſo vollkommen als die unſern.

Die Indier haben eine heilige, die Sanskritſprache und eine Volksſprache. Die erſtere iſt eine todte Sprache, die nur von wenigen Gelehrten verſtanden wird und dem Volke völlig unbekannt bleibt. In dieſer Sprache ſind ihre meiſten für claſſiſch geachteten Werke geſchrieben. Die mongoliſch-hindoſtaniſche iſt die gewöhnlichſte Mundart der Volksſprache, vorzüglich im ganzen nördlichen Theile. Die Hofſprache iſt die perſiſche. Das Karnatiſche, Telingaſche, Tamuliſche, Malabariſche oder Malaiiſche und das Mahrattiſche ſind die fünf Hauptſprachen in Dekan. Von den Indiern ſollen wir das Decimalſyſtem und die Algebra haben. Aſtronomie wird in Oſtindien ſeit den älteſten Zeiten getrieben, aber obwol ſie darin weiter vorgeſchritten ſind als viele andere Völker, haben ſie doch zum Theil noch ſehr mangelhafte und falſche Begriffe vom Planetenſyſtem. Ihnen ſteht z. B. die Erde im Mittelpunkte, Sonne, Mond und Sterne bewegen ſich um dieſelbe, die Planeten werden in ihren Bahnen durch Luftſtrömungen getrieben, und die Sterne umlaufen, durch einen großen Wirbel bewegt, in ungeheuerer Geſchwindigkeit die Erde in 24 Stunden.

Die Hindus opfern den Göttern Stiere und Pferde, am liebſten von weißer Farbe. Menſchenopfer ſind zwar nicht geduldet, ſollen aber doch noch im Geheimen vorkommen.

Hungersnoth, die bei der oft vorkommenden Dürre nicht ſelten ſich zeigt, zwingt oft die Aeltern ihre Kinder zu tödten oder, was häufiger geſchieht, für Nahrungsmittel oder Geld zu verkaufen. Doch ſoll auch ſelbſt zu Zeiten des Ueberfluſſes dieſer Menſchenhandel getrieben werden. Der Selbſtmord iſt in Indien etwas ſehr gewöhnliches, und die Brahminen ſuchen ihn noch zu veranlaſſen und zu befördern. Eine ſehr alte Sitte iſt es, daß die Frauen ſich nach dem Tode ihres Mannes mit dem Leichnam lebendig verbrennen laſſen, und hat der Mann mehre Frauen, ſo ſtritten ſich nicht ſelten einige von ihnen, welcher die Ehre zu Theil werden ſolle. In der Regel ſind dieſe Frauen ſchon bejahrt und haben eine traurige Ausſicht für die Zukunft, wenn ſie leben bleiben, indem ſie den Verwandten zur Laſt fallen, und dieſe daher, ſowie die Brahminen, ſuchen ſie häufig noch zu dieſem Opfertode zu bereden. Die Engländer haben dieſe grauſame Sitte abzuſchaffen geſucht; doch ſoll ſie keineswegs ganz ausgerottet ſein (Taf. 319 *Fig. 2* Verbrennung einer Hinduwitwe mit der Leiche ihres Gatten). Mit Kranken und Sterbenden geht man in Indien ſehr hart um. Die Begräbnißfeierlichkeiten ſind je nach den Kaſten verſchieden. Die Todten werden entweder verbrannt oder in einen heiligen Strom, beſonders in den Ganges, geworfen, oder auch, namentlich bei den geringern Kaſten, begraben. Da man die Todten für unrein hält, ſo ſchafft man ſie ſobald als möglich fort und zwar nicht durch die gewöhnliche Hausthüre, ſondern durch eine beſondere Thür, durch welche man ſie von Parias in ſitzender Stellung bringen läßt. Es iſt dieſelbe Thür, durch welche die Parias in das Haus, aber mit niedergeſchlagenen Augen treten dürfen; durch die gewöhnliche Hausthüre einzutreten iſt ihnen unterſagt. Alle Hindus betrachten die Ehe als einen heiligen Stand, zu dem jeder Menſch verpflichtet iſt. Mehre Frauen zu nehmen iſt zwar erlaubt, aber nur Vornehme und Reiche machen von dieſer Erlaubniß Gebrauch. Es gibt zweierlei von Eheſtiftungen, eine durch den Pariam, die andere durch den Kaningadanam. Pariam nennt man die Summe von 35—40 Thalern, welche der Vater des Bräutigams vor der Hochzeit, als den Kaufpreis für die Tochter, dem Brautvater zahlt. Kaningadanam, d. h. Geſchenk einer Jungfrau, wird die Handlung genannt, wenn ein reicher Sünder entweder einem armen Brahminen eine hinreichende Summe gibt, um ſich verheirathen zu können, oder einem armen Verwandten, der nicht im Stande iſt den Pariam zu zahlen, ſeine Tochter unentgeltlich als Gattin überläßt, wofür aber der Empfänger die ſämmtlichen Sünden des freigebigen Wohlthäters übernehmen muß, und daher ſind ſolche Eheverträge ſelten. Der Abſchließung eines jeden Ehevertrags gehen eine Menge zum Theil abergläubiſche Förmlichkeiten voraus, wobei Sterndeuter und Wahrſager eine nicht geringe Rolle ſpielen. Am Vermählungstage verſammeln ſich die eingeladenen Verwandten und Freunde im Hauſe des Bräutigams und ziehen von da in das Brauthaus. Vornweg ziehen die Laſtträger, die in beſondern Körben die für die Braut beſtimmten Hochzeitsgeſchenke tragen. In einem der Körbe befindet ſich das Pariekure oder die Leibbinde, die auch bei den ärmſten Leuten von Seide ſein muß, und nur zum Schmucke der Braut am Hochzeitstage beſtimmt iſt. An Stelle des Pariams geben Vornehme einen koſtbaren Juwel oder einen reichen Schmuck, der auf das Pariekure gelegt wird. Der Korb mit dieſen letztgenannten Gegenſtänden wird, ſobald man im Hauſe der Braut angekommen iſt, in Gegenwart der ganzen Verſammlung aufgedeckt, das Pariam dann vom Vater des Bräutigams dem Brautvater mit den Worten überreicht: „Das Geld iſt dein, und die Tochter iſt mein!“ worauf dieſer antwortet: „Das Geld iſt mein, und die Tochter iſt dein.“ Hierauf beſtätigt der Brahmin unter frommen Glückwünſchen die geſchloſſene Verbindung. Die Stelle unſerer Trauringe vertritt der Tali, eine kleine, goldene Figur, oft ein in Gold gefaßter Tigerzahn, welche bei der Trauung von dem Brahminen geweiht und dann dem Bräutigam übergeben wird, der ſie der Braut, nach der Uebergabe des Parias, um den Hals hängt. Reiche und Vornehme haben wol auch noch mancherlei andere Ceremonien bei ihren Hochzeiten; auch laſſen ſie ſich nicht ſelten mehre Tage hindurch in Begleitung ihrer Verwandten, Freunde, Bedienten, umgeben von zahlreichen Spiel-

leuten und Tänzerinnen, auf einem Palankin, in dem ſie einander gegenüberſitzen, durch die Hauptſtraßen tragen, was mit Einſchluß der Geſchenke an die Brahminen, die bei ſolchen Gelegenheiten faſt zehn Meilen im Umkreiſe herbeiſtrömen, dem Vater des Bräutigams, der allein die Hochzeit auszurichten hat, einen Aufwand von vielen Tauſenden verurſacht (Taf. 319 *Fig. 4* ein ſolcher Umzug vornehmer oſtindiſcher Brautleute). Die Abbildung *Fig. 3* ſtellt die Ceremonie bei den Heirathen der Tzingarus, eines indiſchen Zigeunerſtammes, dar. Der Zigeuner nimmt ſeine Braut an der Hand, in die andere einen Topf, letztern wirft er hoch in die Luft, und in wie viele Stücke der Topf zerbricht, ſo viele Jahre iſt die Ehe gültig. Doch ſchon früher, ganz nach Belieben, löſt der Zigeuner die Ehe, wenn ihm die Braut nicht zuſagt, ſowie anderntheils das junge Weib die Treue nicht eben ängſtlich beobachtet.

Die religiöſen Feſte der Hindu ſind ſehr zahlreich; man zählt deren gegen hundert, und beinahe jeder Gott hat ſein eigenes. An ſolchen Feſttagen werden die Pagoden (Tempel) mit Guirlanden, Mouſſelintüchern und koſtbaren Stoffen verziert. Eins der wichtigſten Feſte iſt das Tirunal oder Wagenfeſt (Taf. 371 *Fig. 6*), welches jährlich zum Andenken der Weihe jeder großen Pagode zehn Tage lang gefeiert wird. Aus der Nähe und Ferne kommen bei dieſer Gelegenheit, je nachdem die Pagode mehr oder weniger berühmt iſt, Wallfahrer herbei. Zahlreiche Muſikbanden ziehen am Vorabend des Feſtes lärmend durch die Straßen und Gegenden, durch welche an den folgenden Tagen die Proceſſion ihren Weg nehmen wird. Am erſten Tage findet die Proceſſion nur im Innern der Pagode ſtatt, vom zweiten bis ſechsten Tage wird das Bild der Gottheit, welcher die Pagode geweiht iſt, in feierlichem Aufzuge und mit Muſik durch die Straßen getragen, am ſiebenten aber in das oberſte Fenſter des Tempelthurmes geſtellt, worauf Alles herbeiſtrömt, um in die Hände der Brahminen reiche Opfer für die Gottheit zu legen. Am achten und neunten Tage tragen die Brahminen ſelbſt das Götterbild innerhalb des Tempels herum; worauf dann endlich am zehnten Tage dieſes Feſt mit der Hauptproceſſion beſchloſſen wird. Das Hämmern auf ein ſehr dickes kupfernes Becken (Tantam), Kanonenſchüſſe und Pulverſchläge laden dazu ein. Den Anfang des Zuges bilden zahlreiche Muſikanten mit lärmenden Inſtrumenten, von denen ein Theil auf dem Rücken fortrutſchend mit den aufrechtgehenden gleichen Schritt und Takt hält, was für beſonders verdienſtlich gilt. Hierauf folgen viele tauſend Andächtige, in zwei Reihen, mit bunten Fahnen, Sonnenſchirmen, Standarten und einem 3 Fuß langen Stocke, an deſſen einem Ende eine Oellampe befeſtigt iſt; denn dieſe Proceſſionen nehmen gewöhnlich mit einbrechender Dunkelheit ihren Anfang. Nun kommt, oft von 30—40 Mann getragen, die Bilderblende, Ter genannt, in Geſtalt eines Tempelchens mit Säulen, worin das mit koſtbaren Kleinoden geſchmückte Götzenbild ſich befindet. Oft wird dieſes tragbare Kapellchen auf einen ungeheuern, auf vier Rädern ruhenden, mannichfach verzierten und mit einem bunten Baldachin und vielen Flaggen verſehenen Wagen, der von einer großen Menge Menſchen gezogen wird, geſetzt. Um das Götzenbild und deſſen Wagen führen die Dewadaſchis ihre heiligen Tänze auf. Hinter dem Wagen gehen mit Putz überladene Jünglinge, und den Schluß des Zuges bilden die bürgerlichen Oberhäupter, ſowie überhaupt die Beamten, aber auch die Reichen und Vornehmen. Von Zeit zu Zeit hält die Proceſſion bei kleinen, zu dieſem Zwecke aufgerichteten Kapellen, in welche das vom Wagen gehobene Götterbild auf kurze Zeit geſtellt wird, ſtill. Sogleich ſchweben, zur beſondern Erbauung der Andächtigen, eine Menge kleiner Marionetten an ſeidenen Schnüren aus dem obern Theile dieſer Kapellen herab, der Gottheit gleichſam ihre Aufwartung machend und um ihr Bild herumtanzend und herumſpringend. Bei dieſem feierlichen Umzuge geht der fromme Wahnſinn des Volkes oft ſo weit, daß einzelne Perſonen, entweder um ihre Sünden abzubüßen oder ſich durch dieſe Selbſtopferung die künftige Seligkeit um ſo gewiſſer zu erwerben, ſich in das Fahrgleis des ungeheuern Wagens legen, um ſich von ihm zermalmen zu laſſen. Die Klagetöne der Sterbenden, wenn ſie ja dergleichen ausſtoßen, werden von der rauſchenden Muſik und dem Geräuſche der daherziehenden Volksmenge erſtickt. Bei den Hindus kommen übrigens vielartige Opfer vor und verſchiedene Ceremonien dabei. Sie ſind theils ſolche, welche täglich den Göttern dargebracht werden, um Schutz und Gnade von ihnen zu erlangen, theils ſind ſie von einer feierlichen, geheimnißvollen Art, welche nur zu gewiſſen Zeiten ſtattfinden. Die Opfer beſtehen in allerlei Lebensmitteln, Blumen, Specereien und Geld. Alles iſt den Brahminen angenehm; denn es gehört zu ihrem Unterhalte. Blut wird in der Regel bei den Opfern nicht vergoſſen; doch gibt es einzelne Fälle, wo auch lebende Thiere geopfert werden; ja, es ſollen ſogar Menſchen zuweilen geopfert worden ſein. Selbſt jetzt zeigt ſich noch etwas Aehnliches in dem Opfer Tukam, wo der Parwati (Bhawani) nicht nur mehre Hähne geopfert werden, ſondern man ſogar einen Menſchen (einen ſogenannten Büßenden) erkauft, ihm die Rückenhaut mit einem oder zwei eiſernen Haken durchbohrt, welche an einer Art Wippgalgen hängen, ihn in dieſer beſchwerlichen und ſchmerzhaften Lage an der Stange in die Höhe hebt und ihn ſodann jubelnd und zur Göttin betend umherdreht (Taf. 319 *Fig. 1*). Nach Sonnerat's Berichten gehört dieſes feierliche Opfer jedoch der Mariatale, der Göttin der Kinderblattern. Es wird, ſagt er, dabei das Feſt Quedil (im Monat Chitteré, d. i. April) gefeiert, und die Perſonen, welche ſich der Göttin ganz vorzüglich verpflichtet glauben, oder von ihr beſondere Wohlthaten zu erbitten haben, laſſen ſich an einen doppel=

ten Haken, der durch das Rückenfleiſch geht, an einem langen Hebel aufhängen. In der einen Hand eine Citrone, in der andern einen Säbel oder Schild muß ein ſolcher Fanatiker mit fröhlichem Geſichte die Rolle eines Streitenden ſpielen. Hierbei wird er von einem Andern mehrmals an der Stange auf- und ab- oder umhergedreht. Er würde aber nicht nur den ganzen Werth dieſer grauſamen Gaukelei, ſondern ſelbſt der Ehre ſeiner Kaſte verluſtig gehen, ſobald er durch Klagen und Seufzen einiges Misbehagen merken ließe. Da übrigens die Göttin Mariatale nur zu der geringern Ordnung gehört, ſo wird dieſes Feſt nur von den unterſten Volksclaſſen, hauptſächlich von den Parias gefeiert.

Taf. 4 *Fig. 1* gibt uns noch ein Bild eines oſtindiſchen Kriegerzugs, indem es den Auszug des Rajah von Kutſch (engliſch-oſtindiſche Beſitzungen) an der Spitze ſeiner Vaſallen vorſtellt, und *Fig. 2* zeigt uns eine Volksſcene in der engliſch-oſtindiſchen Beſitzung Kattiawar, nämlich eine Karavane mit ihrer Bedeckung nach einem Tempel pilgernd.

Die Hinterindier.

Die Bevölkerung in Hinterindien beſteht im Süden aus Malaien, im Nordweſt aus Kaukaſiern, der übrige und größte Theil ſind Mongolen. Der größte Theil dieſer Mongolen ſind Verehrer des Buddha, und mit den Chineſen haben ſie nichts gemein als die einſylbige Sprache. Die Malaien ſind Verehrer des Islam. Der Gewerbfleiß der Bewohner erſtreckt ſich hauptſächlich auf Gold- und Silberarbeiten und auf Schiffsbau; nur die Cochinchineſen, die Nachbarn Chinas, haben durch Europäer im Schiffsbau und in der Kriegskunſt Fortſchritte gemacht, daher ſie auch, nächſt den Birmanen, am meiſten den Handel betreiben; mehr jedoch noch beleben ihn die Europäer und Chineſen. Ihre Staaten ſind despotiſch.

Die Usbeken.

Usbeken (Taf. 65 *Fig. 11*) ſind ein nomadiſches Reitervolk, das Buchara (Bokhara) oder Usbekiſtan im Süden der Bucharei bewohnt, ſich aber auch über andere Theile des Landes verbreitet hat. Sonſt wohnten ſie in Innerasien ſüdlich vom Himmelsgebirge, drangen aber am Ende des 15. Jahrh. in die Bucharei. Sie ſtammen von den Türken und ſind ſtark von Körper, ſchön und groß, und das Geſicht hat faſt nur in der Farbe etwas Mongolenartiges. Ihre Augen ſind durchdringend und groß.

Die Usbeken ſind gaſtfrei, aber dabei ſehr geizig; daher ſie zu Hauſe ſehr mäßig leben, aber unerſättlich ſind, wo es ihnen nichts koſtet. Im Allgemeinen beſitzen ſie kriegeriſchen Sinn, allein ſie taugen nur für kurze Unternehmungen. Ihrer Fechtart fehlt es an Geiſt und Muth; ihr erſter Angriff entſcheidet die Schlacht, misglückt dieſer, ſo ergreift der Anführer ſogleich die Flucht; ſind ſie dagegen Sieger, ſo verfolgen ſie den Feind ohne Raſt, hauen die ſich Widerſetzenden ohne Gnade nieder, oder führen die Wehrloſen als Sklaven fort. Säbel, Pfeil, Bogen, Lanze und Meſſer ſind ihre Hauptwaffen. Ihre immer wattirte Kleidung iſt oft ſehr koſtbar.

Die Chineſen.

Die Chineſen ſind von mittler Statur und ihre Gliedmaßen, vorzüglich Fuß und Hand, ſind klein. Die Farbe der Haut iſt braungelb, etwa wie Pomeranzenſchalen, doch iſt der Bewohner nördlicher Provinzen von hellerer Hautfarbe; ebenſo ſind die Mandarins, Reichen und die in ihren Harems eingeſchloſſenen Frauenzimmer heller gefärbt als die niedern Stände, z. B. die immer der Luft ausgeſetzten Kulis oder Laſtträger. Das Geſicht iſt breit, flach, mit hervorſtehenden Backenknochen, die Naſe hat weitgeſperrte Naſenlöcher und die Augen ſtehen weit voneinander und ſind ſchiefliegend. Die Haare ſind dunkelſchwarz und der Bart iſt ſpärlich. Das weibliche Geſchlecht zeichnet ſich durch ſehr kleine Füße aus, die aber dabei ſehr breit ſind, faſt Pferdefüßen gleichen und ihre Form nicht von Natur, ſondern durch Kunſt erhalten, indem ſie in harte Schuhe eingezwängt werden, welche das weibliche Geſchlecht von Kindheit an trägt. Die Gegend um die Knöchel wird dabei ungewöhnlich dick und das Gehen ſehr beſchwerlich. Die Chineſen tragen ein weites Gewand, nach der Form unſerer weiten Schlafröcke, den ganzen Körper bedeckend, durch Knöpfe befeſtigt, mit weiten Aermeln, die gegen die Hand hin ſchmal zulaufen. Dieſes Oberkleid iſt von Baumwolle oder Seide, und im Sommer ohne Futter, im Winter mit Baumwolle oder Pelz gefüttert. Im Sommer werden, je nachdem es mehr oder weniger kühl iſt, auch wol mehre ſolcher Oberkleider übereinandergetragen. Die herrſchende oder vielmehr vorſchriftmäßige Farbe in der männlichen Kleidung iſt blau, dann violet und ſchwarz; hohe Staatsbeamte kleiden ſich an feierlichen Tagen auch wol in Atlas mit rothem Grunde, aber Niemand, außer dem Kaiſer und den Prinzen von Geblüt, darf gelb gekleidet gehen; das ſchöne Geſchlecht kleidet ſich aber grau oder roth, beſonders roſenroth. Ein Gürtel um die Mitte des Leibes dient zugleich zum Tragen der Waffen, des Tabacksbeutels, Meſſers und der Gabel, ſowie im Sommer auch bei Männern des Fächers u. ſ. w. Der Landmann trägt nur ein weites Wamms. Unter dem Oberkleide trägt man lange baumwollene, leinene oder ſeidene Unterkleider, unter dieſen endlich weite Beinkleider von Nanking oder Seide, die das ganze Bein bedecken. Die Stiefeln ſind von Seide, Nanking, bei Vornehmen auch von Sammet. Auch die Schuhe, die mehr Pantoffeln gleichen, ſind von Nanking u. ſ. w., die Sohlen beider nur von dicker Pappe. Die Mütze der Reichen iſt rundlich kurz, kegelförmig, von kirſchfarbenem Atlas mit rother Quaſte und häufig mit koſtbarem Pelzwerk verbrämt. Die der Staatsbeamten ziert ein Knopf von einem Steine, deſſen Farbe und Werth nach

dem Range des Staatsbeamten verſchieden iſt. Der gemeine Chineſe geht entweder ohne Kopfbedeckung, oder er trägt einen kurzkegelförmigen, weitkrempigen Hut, fein aus Bambusrohr geflochten, den im Sommer oft auch Vornehme tragen. Die Kleider des weiblichen Geſchlechts ſind kürzer. Der Kopf iſt beim Manne bis auf einen Strang am Wirbel geſchoren. Die Frauenzimmer tragen ihr volles Haar, ſtecken zwei große Nadeln hindurch und verzieren es außerdem noch mit anderm Schmucke von Gold u. ſ. w. Es iſt hinten in einen Knoten zuſammengeſteckt, an der Stirn in die Höhe geſtrichen. Die Augenbrauen werden ſchwarz gefärbt, auf die Unterlippe und auf das Kinn wird ein runder, rother Fleck gemalt, und das Geſicht wird ſtark roth und weiß geſchminkt (Taf. 55 *Fig. 1* Kaiſer von China im Kaiſerornate, *Fig. 2* Kaiſerin, *Fig. 3* chineſiſche Mandarinen, *Fig. 4* chineſiſche Hofdamen, *Fig. 5* Bonzen, *Fig. 6* Chineſen aus dem Volke, *Fig. 7* Koreaner aus dem Volke). Der Bewohner von Korea (Koreaner) hat kurze, weite, braune Beinkleider, lange Strümpfe, einen kurzen Nankingrock und ſchwarzen Spitzhut.

Die armen Chineſen nähren ſich vorzüglich von gekochtem Reis oder Hirſe mit Zwiebeln und Knoblauch, mit ranzigem Oele fett gemacht. Gerichte, die übrigens öffentlich gleich gekocht verkauft werden (Taf. 81 *Fig. 3* Reishändler). Reines Oel lieben die Chineſen nicht. Thee iſt das allgemeine Getränk der Vornehmen wie der Geringen. Vornehme genießen koſtbarere und ſeltenere Speiſen. Die Speiſen kommen zerlegt auf den Tiſch. Statt der Gabeln bedient man ſich zweier ſpitziger, etwa 12 Zoll langer Stäbchen, die beide in einer Hand gehalten werden, indem man ſie mit dem Daumen und drei andern Fingern faßt. Den Wein trinken die Chineſen rein, aber nicht aus Gläſern, ſondern aus Taſſen. An Ceremonien fehlt es bei Gaſtmählern nicht, aber unſere Munterkeit und Geſelligkeit vermißt man dabei. Mehr als Zwei bis Vier ſitzen nie an einem Tiſche. Die Tiſche werden ſo in zwei Reihen geordnet, daß in der Mitte ein Raum für die Schauſpieler bleibt. Sehr gewöhnlich, obgleich ſtreng verboten, iſt das Opiumrauchen. Sie haben dazu beſondere kleine Pfeifen, deren Kopf eine Höhlung hat, in der höchſtens eine Zuckererbſe Platz hat, und daneben feinen Taback, den ſie in Kugeln drehen, um ſchnell eine derſelben in die Pfeife zu ſtecken, wenn Jemand dazu kommt. Die Wohnungen ſind einfach, mit der Vorderſeite gewöhnlich nach Mittag gekehrt. Die Häuſer, ſelbſt die der Landleute, ſind gewöhnlich von Backſteinen, aber meiſt nur von einem Stock. In den Häuſern der Vornehmen findet man ein zweites Stock für die Zimmer der Frauen. Die Dächer ſind zeltartig, über das Haus hinausragend, auf Säulen ruhend, welche zuweilen eine Colonnade bilden. Die Dachziegel ſind oft bunt und glaſirt, oder doch mit Firniß überzogen. Die Sprache der Chineſen klingt nicht angenehm. Die des gemeinen Volkes zerfällt in viele Dialekte. Die gelehrte und eigentliche Schriftſprache, die zugleich die der höhern Stände iſt, wird Kuan-hua oder Mandarinenſprache genannt. In der Schriftſprache hat jede Sylbe ein eigenes Zeichen, und die Sylben werden zu zwei bis drei zu Wörtern verbunden. Solche Wurzelwörter ſoll es wenige über 300 geben, jedes einzelne hat aber über 50 Bedeutungen. Die Sprache, welche man redet, hat nur wenige kurze oder einſylbige Wörter, von denen man viele nur durch die Betonung zu unterſcheiden vermag. Die Chineſen drucken und leſen nicht von der linken zur rechten Seite oder umgekehrt, ſondern von oben nach unten. Die Schrift wird ſtets gedruckt, nie geſchrieben.

Von erſter Kindheit an wird den Chineſen Ehrfurcht und Liebe gegen die Aeltern eingeflößt. Auf das ſtrengſte, ſogar mit dem Tode wird ein Vergehen gegen die Aeltern beſtraft. Die Chineſen ſind arbeitſam, geduldig, unternehmend und geſchickt im Nachahmen. Im Ganzen ſind ſie höflich, als Handelsleute aber verſchlagen und liſtig. Der größte Theil der Chineſen treibt Ackerbau, doch ſind ihre Werkzeuge dazu noch ſehr unvollkommen. Außerdem treiben ſie Fiſcherei und Jagd, Seidenzucht, Gewerbe und Handel, weniger aber Künſte und Wiſſenſchaften; ſo weit ſie nämlich ſonſt in dieſen vorgeſchritten waren, ſo halten ſie ſich jetzt von dieſen Fortſchreiten entfernt, ſodaß zwar manche Erfindungen viel eher ihr Eigenthum waren, als ſie bei uns erfunden wurden, ſo z. B. die Erfindung des Porzellans und Schießpulvers, viele dagegen bei uns längſt bekannte ihnen unbekannt geblieben ſind. So ſieht es auch bei ihnen in Hinſicht der Wiſſenſchaften, z. B. mit der Kenntniß des Himmels und der Zeitrechnung, noch gar ſchlecht aus. Woher dies kommt, werden wir ſpäter ſehen. Die Hauptreligion der Chineſen iſt die des Kon-fu-tſe (Confucius), der in China 1500 Tempel haben ſoll.

Der Kaiſer von China wird als Vater ſeines Volkes betrachtet und führt daher auch den Titel „großer Vater“. Er iſt, nach dem Glauben der Chineſen, nicht von irdiſcher Abſtammung, ſondern ein Sohn des Himmels, Herrſcher des himmliſchen Reiches und einziger Regierer der Welt. Sowie er Vater des Reichs iſt, ſind die Statthalter Väter der Provinzen. Oeffentlich erſcheint der Kaiſer nur ſelten. Bei ſeiner Regierung des Landes unterſtützt ihn ein hoher, aus Mandſchuren und Chineſen erwählter Rath, der die ſechs Miniſterien (für die Ernennungen, Finanzen, Gebräuche, den Krieg, die Juſtiz und öffentlichen Arbeiten) leitet. Unter den Miniſterien ſtehen die einzelnen Departements. In den Provinzen iſt die höchſte Gewalt in den Händen der Vicekönige. Der Kaiſer genießt bei ſeiner völligen Willkür einer ſolchen ſklaviſchen Verehrung, daß man ſogar vor die von ihm ausgefertigten Mandate und Briefe niederknien und neun mal mit dem Kopfe die Erde berühren muß. Der hieraus entſpringende Stolz offenbart ſich noch beſonders in den Schreiben

an die Souveraine in Europa, worin der Kaiſer ſich das Anſehen gibt, als wären ſie, weil ſie ihnen Geſandtſchaften ſenden, gänzlich von ihnen abhängig. Die Macht des Kaiſers iſt völlig unumſchränkt, und die Idee eines Vaters macht jeden Widerſtand noch ſtrafbarer. Zwar ſind Geſchichtſchreiber, eine Art Cenſoren ſeiner Thaten, über ihn geſetzt, welche aufzeichnen was er thut, ſpricht und ihm begegnet, ihm auch abrathen ſollen, wenn er etwas Ungeſetzliches thun will; allein mehrmals mußten dieſe ihre Wahrheitsliebe mit dem Leben bezahlen. Das Volk befindet ſich unter dem härteſten Drucke, und die Aufklärung wird hintertrieben, was um ſo leichter geſchieht, da durch Verſchließung des Landes vor Fremden die Verbindung mit dieſen erſchwert iſt. Möglich iſt es, daß durch die jetzt erleichterte Verbindung der Europäer mit den Chineſen, nach dem ſo glücklichen Siege, den die Engländer erfochten, eine Aenderung in China bevorſteht, indem nun manche Schwächen des Reiches offen dargelegt und neue Zugänge zu ihnen erzwungen oder erhandelt werden und ſo die Berührung der fremden Völker mit den Chineſen möglich wird. Die chineſiſche Cultur, welche ſeit mehr als Jahrtauſenden nicht fortgeſchritten, wird den fremden Einfluß gewiß lebhaft empfinden und den Engländern nicht mehr imponiren können. Wie die Cultur der Chineſen in ihrem ſo herrlichen Wachsthum plötzlich ſtockte, läßt ſich nicht beſtimmt hiſtoriſch nachweiſen. Eine alte Erzählung ſagt: Im Innern Aſiens in einem großen Gebirge habe ein altes Muſtervolk gewohnt, an Erfahrungen wie an Kenntniſſen überreich. Als dieſes Volk zwiſchen ſeinen Bergen nichts Neues mehr habe lernen können, ſei es in Maſſe ausgewandert nach Nord und Süd, nach Oſt und Weſt. Die Aelteſten und Weiſeſten, die ſich aus begreiflicher Vorliebe zuſammenhielten, dachten nicht weit zu wandern und machten ſchon in China Raſt. Da kamen die Eingeborenen in Haufen herbei, um von ihnen zu lernen; die weiſen Männer lehrten Alles, und theilten Wiſſenſchaft und Kunſt mit vollen Händen aus, bis ſie nichts mehr wußten. Nun zogen die Eingeborenen fort, und den Alten blieb nichts übrig als ſich hinzulegen und zu ſterben. Weil ſie aber keine Nachkommen erzeugt hatten, ſo war auch Niemand da, der die Wiſſenſchaften und Künſte hätte weiter fortbilden können, und ſo kam zu den Kenntniſſen, welche die Alten mitgebracht hatten, nie etwas Neues.

Die Chineſen erzählen den Grund ihres ſtationären Weſens auf eine andere Weiſe. Nach ihren Chroniſten herrſchten über China im Anfange Götter, Trin-Hoan-Schi genannt, durch eine unermeßliche Reihe von Jahren. Es iſt begreiflich, daß dieſe Götter-Regenten ihre Unterthanen in mancherlei Nützlichem und Angenehmem unterrichten konnten. Erregt nun aber in Europa eine Regierung, die ihr erſtes Jubiläum feiert, oft ſchon Gähnen und Unzufriedenheit, ſo kann man es den Chineſen nicht verdenken, daß eine Dynaſtie, die mehre Millionen Jahre geherrſcht hatte, ihnen endlich langweilig werden mußte. Sie entſchloſſen ſich alſo kurz und entthronten die ewigen Regenten, die, zur Rache, alle ausgearbeiteten und unvollendeten Reformprojecte mit ſich nahmen, ſodaß die Chineſen nothgedrungen daſtehen bleiben mußten, wo ſie eben waren.

Die Geſchichte, die ſolche Sagen verwirft, weiß von Fortſchritten, welche die Chineſen ſeit langen Jahrhunderten gemacht hätten, ebenfalls nichts zu melden. Sie kannten ſogar Vieles, deſſen richtiger Gebrauch ihnen erſt von den Europäern gelehrt werden mußte. Flavio Gioja aus Amalfi kam mit ſeinem Compaß um faſt vier Jahrtauſende ſpäter als die Chineſen. Schon 2600 Jahre vor Chriſti Geburt beſaß der „gelbe Kaiſer“ einen Wagen, an deſſen Spitze ſich eine Figur befand, die immer nach Süden zeigte, welchen Weg das Fuhrwerk auch einſchlagen mochte. Dennoch krochen die Chineſen mit ihren ſchwerfälligen Junken fort und fort an den Küſten hin, bis die Europäer ihnen endlich zeigten, wie man auf offenem Meere durch Hülfe der Magnetnadel ſeine Wege finden könne. Das Pulver erfanden ſie zur Zeit von Chriſti Geburt; die Kanone, die Flinte würden ihnen ohne die Europäer unbekannt ſein. Sie druckten um fünf Jahrhunderte früher als wir, und drucken noch jetzt, wie unſere erſten Holzſchneider, auf unbeweglichen, feſten Tafeln, denen man die Buchſtaben einſchneidet. Ihre Aerzte baſiren ihre ganze Kunſt auf die wunderbare Uebereinſtimmung der Zahl Fünf in den fünf Punkten, wo ſie den Puls fühlen, den fünf Eingeweiden, den fünf Planeten und den fünf Elementen; ihre Aſtronomen wiſſen genau, daß die Sterne nur darum auf- und untergehen, um den Fall und das Emporkommen von Dynaſtien zu verkünden, und auf ähnlichen Höhepunkten ſtehen die übrigen Wiſſenſchaften.

Dies ſind nur einzelne Züge der chineſiſchen Cultur, denen jedoch unzählige andere hinzugefügt werden könnten. Sitzt dieſe verkrüppelte Blüte nun auf einem geſunden Stamme; kann das ein kräftiges, moraliſches Volk ſein, welches ſeit Jahrhunderten nicht einen Mann erzeugt hat, durch den die Grenzen des Wiſſens weiter geſteckt worden wären? Böotien erzeugte nach langer Ruhe einen Pindar; China hat die Kraft zu lange nicht geübt, um noch rüſtig ſein zu können. China lebt, aber es iſt nur noch ein Scheinleben.

Nach dieſer allgemeinen Schilderung des chineſiſchen Volkes wollen wir nun einige Sitten und Gebräuche hervorheben und einer genauen Betrachtung unterwerfen.

Kein Volk legt ſo viel Werth auf das Ceremoniell und die Pflichten der Höflichkeit, als das chineſiſche. Die gewöhnliche Art, einander zu begrüßen, beſteht bei den Männern darin, daß ſie die Hände auf der Bruſt zuſammenſchlagen, ſie auf eigenthümliche Weiſe bewegen, den Kopf etwas, aber nur wenig neigen, und dabei ſprechen „Zin-Zin“, was ein höflicher

Ausruf iſt, ohne beſtimmte Bedeutung. Begegnet man Jemandem, der größere Ehrerbietung in Anſpruch zu nehmen berechtigt iſt, ſo ſchlägt man erſt die Hände zuſammen, hebt ſie in die Höhe, läßt ſie dann faſt bis zur Erde niederſinken, und beugt ſogleich das Haupt ſehr tief. Sehen ſich zwei Bekannte nach langer Trennung zum erſten male wieder, ſo fallen beide zwei bis drei mal auf die Knie und beugen ſich bis zur Erde. Kommen zwei Quang oder Mandarinen von gleichem Range auf der Straße zuſammen, ſo grüßen ſie, ohne aufzuſtehen oder aus dem Tragſeſſel zu ſteigen, durch Zuſammenſchlagen der Hände und Niederſinkenlaſſen und Erheben derſelben gegen den Kopf, was ſo lange wiederholt wird, bis man ſich nicht mehr ſehen kann. Iſt aber der Eine von niederm Range, ſo muß er mit ſeinem Tragſeſſel ſtillhalten, oder iſt er zu Pferde, von dieſem abſteigen und eine tiefe Verbeugung machen. Aus dieſem Grunde ſuchen die niedern Beamten ein Zuſammentreffen mit den Höhern zu vermeiden. Ein Hauptpunkt der chineſiſchen Höflichkeit beſteht in der gegenſeitigen Abſtattung von Beſuchen (Taf. 94 *Fig.* 2 Mandarin, Beſuche abſtattend). Vor allen Dingen gehört dazu, daß man dem Thürſteher eine „Tye-ze“, d. i. eine Art Viſitenkarte in großartigem Format, überreicht. Sie beſteht in einem Bogen rothen Papiers, der mit goldenen Blumen verziert und wie eine ſpaniſche Wand zuſammengelegt iſt. Es ſteht darauf der Name des Beſuchenden, an den ſich einige ehrerbietige Ausdrücke knüpfen, die nach dem Range oder Stande Desjenigen, dem man den Beſuch abſtattet, verſchieden ſind. Bei Trauerfällen wird weißes Papier genommen. Manchmal begnügt ſich ein Mandarin damit, nur die Tye-ze anzunehmen, indem er dem Fremden ſagen läßt, daß er ſich nicht erſt bemühen möge von ſeinem Tragſeſſel abzuſteigen, was natürlich nur von einem Höflichkeitsbeſuche gilt. Die Ehrerbietung, welche dem chineſiſchen Kaiſer erzeigt wird, iſt ſeiner unumſchränkten Gewalt gemäß und kommt faſt einer Anbetung gleich. Niemand darf anders als auf den Knien mit ihm reden, auch ſein älteſter Bruder nicht. Nur die Großen, die ſeine tägliche Geſellſchaft ausmachen, dürfen vor ihm ſtehen und haben blos ein Knie zu beugen, wenn ſie mit ihm reden. Dergleichen Ehrenbezeugungen gebühren ſogar den Dingen, welche der Kaiſer im Gebrauche hat, z. B. dem Throne, den Kleidern u. ſ. w. Ein eigenthümliches Recht des Kaiſers iſt, nicht den Erſtgeborenen ſeiner Söhne oder Anverwandten zu ſeinem Nachfolger, ſondern Denjenigen, den er für den Tüchtigſten hält, zu erwählen; und ſollte er keinen der Seinigen für fähig halten, ſo hindert ihn nichts, den Würdigſten ſeiner Unterthanen zum Thronerben zu ernennen; daher wird auch auf die Erziehung der Prinzen die größte Sorgfalt gewendet. Dem Kaiſer ſteht auch zu, alle öffentlichen Beamten vom höchſten bis zum niedrigſten unmittelbar oder mittelbar zu ernennen und wieder abzuſetzen, Ehrenſtellen und Ehrentitel zu verleihen, ſelbſt die Todten zu adeln, und ſie, in ſeiner Eigenſchaft als hoher Prieſter, in die Zahl der Heiligen zu verſetzen, die göttlicher Verehrung würdig ſind und denen Tempel errichtet werden. Keine Verfügung irgend einer Behörde tritt in Kraft, bevor ſie nicht vom Kaiſer genehmigt iſt; ſeine Verordnungen und Befehle ſind aber unveränderlich und unwiderruflich. Unter die Hauptkennzeichen der kaiſerlichen Gewalt gehören übrigens die Siegel, die allen öffentlichen Urkunden und Verfügungen der Staatsbehörden beigefügt werden. Dieſe Siegel haben etwa 8 Zoll im Gevierte und ſind von ſehr feinem Jaspis (Juſche). Dieſer Stein wird von den Chineſen ſehr in Ehren gehalten, und Niemand, außer der Kaiſer und ſeine Behörden, darf ſich deſſelben zu einem Petſchafte bedienen. Niemand kann eine Stelle in der chineſiſchen Reichsverwaltung bekommen, der ſich nicht durch gelehrte Studien dazu vorbereitet und befähigt hat. Iſt die Fähigkeit durch die abgehaltene Prüfung gehörig nachgewieſen und tritt der im Examen Beſtandene in den Staatsdienſt, ſo wird ihm der Titel Quang, d. i. Vorgeſetzter, beigelegt, was die Portugieſen durch Mandarin (von mandar, Befehlshaber) überſetzt haben. Die Quang oder Mandarinen ſind in neun Claſſen eingetheilt, die in einer großen Unterwürfigkeit gegeneinander ſtehen. Außer den obenerwähnten Knöpfen auf ihren Mützen haben die verſchiedenen Claſſen als Unterſcheidungszeichen ein auf der Bruſt getragenes Stück Stoff, Pud-ſü genannt, das koſtbar gearbeitet iſt und in der Mitte einen Denkſpruch enthält, welcher ſich auf das Amt bezieht. Dazu kommt noch bei einigen Civilmandarinen ein Drache mit vier Klauen, bei andern ein Adler, bei wieder andern eine Sonne u. ſ. w. Auf gleiche Weiſe tragen die Mandarinen vom Kriegsheere Leoparden, Tiger, Löwen u. ſ. w. Auf dem Pud-ſü des Kaiſers befindet ſich deſſen Wappen, ein Drache mit fünf Klauen an jeder Pranke, im blauen Felde.

Aus dem Privatleben der Chineſen haben zwar die Geſetze die Schwelgerei und Pracht verbannt; bei öffentlichen Gelegenheiten aber iſt dieſelbe nicht allein erlaubt, ſondern ſogar geboten. Je nach dem Range iſt das Ceremoniell und die Ehrerbietung, die dem Mandarin vom Straßenpublicum gezollt werden muß, verſchieden. Keiner begibt ſich in Amtsgeſchäften auf die Straße, ohne alle ſeine Unterbeamten in ſeiner Begleitung zu haben, und vergißt Einer aus dem Volke dem Mandarin die rechte Ehre zu erweiſen, oder weicht er nicht ſchnell genug aus, ſo wird er mit Bambusrohrſchlägen aus dem Wege getrieben (Taf. 94 *Fig.* 2). Geht gar ein Zong-tu oder Vicekönig aus, ſo beſteht ſein Gefolge wenigſtens aus 100 Mann: Beamten, Soldaten, Polizeidienern, Muſikanten, Hausbedienten u. ſ. w., alle aufs koſtbarſte gekleidet. Militairiſche Mandarinen ſind bei öffentlichen Gelegenheiten und auf Reiſen immer zu Pferde, mit koſtbarem Reitzeuge, Gebiß und Steigbügel von

Gold und Silber. Nichts aber gleicht der Pracht und dem Glanze, wenn ihr Kaiſer öffentliche Audienzen gibt, oder Abgeſandte von den ihm unterworfenen oder tributpflichtigen Völkern und Fürſten empfängt (Taf. 55 *Fig. 1*).

Der erſte Abſchnitt des chineſiſchen Geſetzbuches, das zum Beſten der Unterthanen mit den deutlichſten Schriftzügen, welche die Sprache hat, abgefaßt iſt, führt den Titel „Allgemeine Geſetze“, und beginnt mit einer ſummariſchen Aufzählung der üblichen Strafen. Die gelindeſte iſt eine mäßige Züchtigung mit einem dünnen Bambus, eine Strafe, die nach den Begriffen der Chineſen kaum für eine Strafe, ſondern blos für eine gelinde, durchaus nicht entehrende Zurechtweiſung anzuſehen iſt. Schimpflicher iſt das Tragen des Tſcha, d. i. einer großen hölzernen Tafel, auf welcher das Vergehen des Verurtheilten mit großen Charakteren geſchrieben iſt, und die er nach Verhältniß Wochen und Monate mit ſich herumſchleppen muß. Die Strafe mit Bambusſchlägen erſtreckt ſich ſogar bis auf die höchſten Miniſter und erwachſenen Söhne des Kaiſers. Nur der Kaiſer ſelbſt iſt natürlich davon ausgenommen. Die härteſte Strafe iſt die Todesſtrafe; dann folgt die ewige Verbannung 6—900 Meilen weit von der Hauptſtadt, nebſt 100 Ruthenſtreichen. In manchen Fällen beſteht die Strafe auch in Bambusſchlägen auf die Fußſohlen (Baſtonnade, Taf. 79 *Fig. 3*).

Die ganze Kriegsmacht des chineſiſchen Kaiſers ſteht unter dem Ping-pu oder dem Kriegsminiſterium, das, wenn der Kaiſer ſeine Befehle gegeben hat, die allein entſcheidende Behörde über die Ausführung wichtiger Kriegsunternehmungen iſt. Die Heeresführung aber leitet das Jong-tſching-fu oder General-Feldmarſchallamt, deſſen oberſter Präſident einer von den angeſehenſten Großen des Reichs iſt und unter deſſen unmittelbarem Befehle die ganze Armee ſteht. Dieſe iſt in fünf große Heereshaufen getheilt, jeder mit einem Feldmarſchall und zwei Generaladjutanten, welche ſämmtlich in der Hauptſtadt des Reichs reſidiren. Nach der Nationalität der Truppen gerechnet, ſtehen auf der erſten Stufe das aus Mandſchu (Mandſchuren) beſtehende Heer, welches 678 Compagnien zu 100 Mann zählt; die zweite Abtheilung begreift die Mongolen, die bei der Eroberung Chinas durch die Mandſchu mit dieſen ins Land gekommen ſind (211 Compagnien); die dritte machen die ſogenannten mandſchuiſirten Chineſen oder Utſcheng-Tſchocha aus, welche zu Ende der letzten chineſiſchen Dynaſtie Ming zu den Mandſchu übergegangen und ihnen zur Beſitzergreifung des chineſiſchen Throns behülflich geweſen (270 Compagnien). Dieſe drei Truppengattungen bilden die eigentliche mandſchuiſche Armee und den Kern des chineſiſchen Heeres, der aus etwa 116,000 Mann, meiſt Reiterei, beſteht und eine Feldartillerie von 400 Stück beſitzt. Eine letzte Abtheilung der chineſiſchen Armee beſteht aus geborenen Chineſen, ſie heißt Lu-ki, d. h. Truppen von der grünen Farbe, theilt ſich in Feldtruppen und Stadt- und Landmiliz, und dient, außer bei großen Kriegen, faſt nur als Sicherheitspolizei. Die ganze Kriegsmacht beträgt etatmäßig 1,347,000 Mann; ſo gewaltig dies aber klingt, ſo iſt dieſe große Macht doch wenig zu fürchten, denn der Chineſe iſt ein ſchlechter Soldat, und ſelbſt die Mandſchus und mongoliſchen Truppen ſind das nicht mehr, was ſie früher waren. Die Waffen ſind Pfeil und Bogen, Säbel und Musketen. In Montur gehen die chineſiſchen Truppen nur dann, wenn ſie im Dienſte ſind; außerhalb des Dienſtes gehen ſie bürgerlich und treiben auch ein bürgerliches Gewerbe. Chineſiſche Infanteriſten erblicken wir Taf. 81 *Fig. 3*. Ihre Montur gleicht ziemlich der gewöhnlichen chineſiſchen Kleidung, nur der Spencer (Kurma) weicht ab und muß von derſelben Farbe ſein wie die Fahne, zu welcher der Soldat gehört. Nur ganz eigenthümlich iſt die Uniform der ſogenannten Tigergarde. Sie beſteht aus einem Jäckchen, langen Beinkleidern und einer Mütze von gelbem Tuche, mit dunkelbraunen Streifen. Die Mütze mit zwei Zipfeln, die wie Ohren ausſehen, hüllt den ganzen Kopf ein, und der Kragen fällt bis auf die Schultern. Ein buntgemaltes, aus Bambus geflochtenes Schild und ein Säbel ſind ihre Bewaffnung. Die Sättel der Reiterei, die auf ihren kleinen Pferden ſchnell und ungeſtüm angreift, ſind ſehr weich und vorn wie hinten ſo erhöhet, daß der Reiter nicht leicht aus dem Sitze geworfen werden kann.

Die Chineſen zeigen großen Fleiß und Ausdauer bei ihrer Arbeit, und im rationellen Betriebe der Landwirthſchaft zeichnen ſie ſich ganz beſonders aus. Ihr Land liegt niemals brache, und einerlei Acker bringt jährlich in der Regel drei Ernten: zuerſt Reis, dann Wicken und zuletzt Weizen oder anderes Getreide, auch wol Bohnen. Auf die Düngung der Felder wird die größte Sorgfalt verwendet. Beſonders richtet der Chineſe ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den Reisbau, der nicht allein in den Ebenen, ſondern auch in einer beſondern Varietät auf den Gebirgsabhängen betrieben wird, und zu welchem Behufe die ſinnreichſten Bewäſſerungs- und Berieſelungsanſtalten getroffen ſind. Luſt- und Blumengärten findet man dagegen ſelten; der Boden iſt den Chineſen zu koſtbar, als daß ſie ihn zur Befriedigung des Luxus verwenden ſollten, in einem Lande, das ſo reich bevölkert iſt. Auf die Obſtzucht legt ſich der Chineſe auch wenig; dagegen betreibt er deſto eifriger den Bau des Zuckerrohrs, Maulbeer- und Theeſtrauchs. Auch Küchengewächſe werden viele gebaut. Die blühendſten Theepflanzungen Chinas ſind in der Provinz Fo-Kieen und im angrenzenden Theile der Provinz Kiang-Su. Theils als Umzäunung der Felder, theils und hauptſächlich in beſondern Anlagen und Gärten wird in China der Thee angepflanzt. Die Ernte beginnt im dritten Jahre, und ein einziger Strauch liefert oft 3—4 Pfund Theeblätter. Jährlich werden drei Ernten gehalten, und jedes mal die Blätter ausgeleſen und nach den verſchiedenen Sorten zuſammengelegt. Die

Blätter werden mit dem Nagel abgeknippen, wobei die Verletzung der Zweige und Knospen ſorgfältig vermieden wird. Um den ſchwarzen Thee zu bereiten, werden die mit den Stielen gepflückten Blätter zwei Stunden lang in großen Bambuskörben, auf einem Bambusgerüſte, der Sonne ausgeſetzt und von Zeit zu Zeit umgewendet; dann kommen ſie ins Arbeitshaus, wo ſie eine halbe Stunde lang zum Abkühlen auf einer Hürde ausgebreitet und dann in Körbe auf ein Gerüſte gebracht werden. Hierauf werden die Blätter etwa 10 Minuten lang mit flacher Hand geknetet, dann wieder auf eine Hürde eine halbe Stunde lang gebracht, und dies wiederholt man ſo oft, bis ſie weich geworden und nun in einem gußeiſernen Becken geröſtet werden können. Das Becken ſteht auf einem runden, gemauerten Ofen, wo es bis zum Rothglühen gebracht wird. Das Röſten beſorgt der Vorſteher der Werkſtätte; zu ſeiner Linken hält ein Mann einen Korb mit den zum Röſten beſtimmten Blättern, und zur Rechten ſtehen zwei andere, um in kleinen Körben die geröſteten Blätter aufzunehmen. Die geröſteten Blätter werden nun auf einem Tiſche ausgebreitet, um welchem Männer, Frauen und Kinder ſtehen und die Blätter in Geſtalt einer Kugel zuſammenrollen. Um ſie von ihrer Feuchtigkeit zu befreien, werden ſie auf einem Ofen endlich in einem Korbe ſo lange der Hitze ausgeſetzt, bis ſie halb trocken ſind; dann kommen ſie wieder in Körben auf eine Hürde, wo man ſie an der Luft vollends austrocknen läßt. Die zum grünen Thee beſtimmten Blätter werden ohne ihre Stiele abgeleſen und dann gleich zu 2—3 Pfund in den bis zum Rothglühen erhitzten Keſſel geworfen, nach allen Seiten umgewendet, anfangs mit den bloßen Händen, dann mit kleinen Bambusſtäben. Nach etwa 3 Minuten ſind ſie ſo biegſam geworden, daß man ſie aufrollen kann; ſie werden nun vom Feuer genommen, in flache Körbe geworfen, in dieſen an der Luft geſchwenkt, um ſie abzukühlen, durch Kneten mit den Händen erweicht und in Ballen von kegelförmiger Geſtalt gebracht. Dieſe Ballen werden 8—10 Minuten lang der Sonne ausgeſetzt oder in einer Trockenſtube langſam erwärmt. Haben die Blätter durch wiederholtes Kneten den größten Theil ihrer Feuchtigkeit verloren, ſo kommen ſie wieder in den glühendheißen Keſſel, wo ſie wieder fleißig umgewendet werden. Darauf ſchüttet man ſie in einen Korb und ſtampft ſie zu 15—20 Pfund in einen 4 Fuß langen, 2 Fuß breiten Sack von dichter Leinwand, in welchem ſie dicht zuſammengepreßt werden, dann wird der Sack zugebunden und mit den Füßen ſo zuſammengetreten, daß er hart wie Stein wird. Nach Verlauf eines Tages werden die Blätter wieder herausgenommen, in Körbe gethan und ſo lange ans Feuer geſtellt, bis ſie hinlänglich gekräuſelt und ſchneckenförmig aufgerollt ſind. Nun verpackt man ſie in Kiſten oder Bambuskörbe, läßt ſie 2—6 Monate ſtehen, nimmt dann die Blätter heraus, breitet ſie in großen Körben aus, und läßt ſie hier auf Hürden ſo lange ſtehen, bis ſie hinlänglich weich geworden ſind, um aufgerollt werden zu können. Dann kommen ſie wieder zu 6—7 Pfund in ein heißes Becken, und nun rollt man ſie abwechſelnd mit beiden Händen zuſammen und wirft ſie dann durch drei Siebe, welche übereinanderſtehen und deren Oeffnungen verſchiedene Weite haben, um ſie nach ihrer verſchiedenen Größe zu ſortiren. Zu weiterer Sortirung hat man noch beſondere Vorrichtungen. Nach dieſer Sortirung bringt man den Thee nochmals in ein erhitztes Becken, rollt und ſortirt von neuem und fügt endlich bei der Röſtung auf 7 Pfund Blätter einen halben Kaffeelöffel voll eines aus drei Theilen ſchwefelſauern Kalks und einen Theil Indigo beſtehenden Pulvers hinzu, und rollt mit dieſer Miſchung den Thee wenigſtens eine Stunde lang, um ihn gleichfarbig zu machen (Taf. 81 *Fig. 1* das Pflanzen und Zubereiten des Thees).

Auf Viehzucht, die Hauptſtütze des Ackerbaues, verwenden ſie großen Fleiß, und außer den gewöhnlichen Hausthieren haben ſie auch Kameele. Jagd, Vogel- und Fiſchfang wird von ihnen häufig betrieben. Die Zucht der Seidenwürmer iſt ſehr alt; denn ſie ſteigt bis vor das von Sagen und Fabeln umhüllte Zeitalter des Kaiſers Hoang-ti hinauf, von dem die älteſten chineſiſchen Schriftſteller berichten, das Land ſei erſt kurz vorher wohnbar gemacht worden und der Menſch habe ſich noch in Thierfelle gekleidet; weil aber dieſe bei der Vermehrung der Bevölkerung nicht mehr hingereicht hätten, ſo wäre die Seide von einer Gemahlin des Kaiſers erfunden worden. So viel ſteht davon feſt, daß die Seidenzucht in China ihren Urſprung hat. Die Provinzen, welche im Seidenbau und der Seidenmanufactur die größte Berühmtheit erlangt haben, ſind Tſche-Kiang, Kiang-Su und Ugan-hoeï; hier werden Seidenzeuge verfertigt, von deren Feinheit, Weiche und großem Glanze wir uns keinen Begriff machen können, und die auch durch ihre große Mannichfaltigkeit ſich auszeichnen (*Fig. 2* Sortiren der Seidenraupencocons in China). Ebenſo ausgezeichnet iſt auch die Baumwollenmanufactur, von deren Erzeugniſſen wir nur den auch bei uns bekannten Nanking erwähnen wollen. In der Fabrikation des Porzellans, das in China Ze-ki heißt, haben es die Chineſen zu einer Vollkommenheit gebracht, die in Europa erſt ſeit wenigen Jahren erreicht, dann aber allerdings bald übertroffen worden iſt. Außerdem haben es die Chineſen auch in Lack- oder Firnißarbeiten, in der Färberei und Stickerei, in der Verfertigung ſchwarzer Farbe, in der Papierfabrikation, beſonders aber in feinen Schnitzwerken in Holz und Elfenbein ungewöhnlich weit gebracht, und übertreffen in vielen dieſer Dinge die Europäer vollkommen.

In Hinſicht der Wiſſenſchaften heben wir nur hervor, daß es früher kaiſerliche Schulen der Arzneikunſt gab, jetzt aber die berühmteſten Aerzte die ſind, deren Vorfahren Aerzte waren.

und die ihre Wiſſenſchaft vom Vater auf den Sohn vererbt haben. Die Arzneien, welche von den Aerzten ſelbſt zubereitet werden — Apotheker gibt es in China nicht —, ſind meiſt ſehr einfacher Art, und der Gebrauch von kaltem Waſſer, ſowie das Brennen mit glühenden Nadeln oder Feuerknöpfen (Mora) ſind ſehr beliebte Mittel. Aderlaſſe, Brechmittel, Klyſtiere und Purganzen ſind bei ihnen nicht üblich, und die ſtrengſte Diät iſt die Hauptcur. An reiſenden Quackſalbern (Taf. 94 *Fig.* 3), welche allerlei Experimente vor den Zuſchauern machen, namentlich auch Gaukeleien mit giftigen Schlangen, fehlt es ebenfalls nicht.

Unter den Feſten, welche die Chineſen feiern, ſind das Neujahrs- und das Laternenfeſt die wichtigſten. Unter dem Anfange des Neujahrs verſteht man das Ende des zwölften und etwa die zwanzig erſten Tage des erſten Monats im folgenden Jahre. Während dieſer Zeit hören alle Geſchäfte, ſogar der Poſtenlauf, auf, und alle Verwaltungsgeſchäfte des Staates ruhen, was man die Verſchließung der Siegel nennt, weil dann der Koffer, in welchem die Amtsſiegel einer jeden Behörde aufbewahrt werden, mit vielen Ceremonien verſchloſſen wird. Dieſe Feier dauert einen Monat lang, und während derſelben drängt ſich Feſt an Feſt. Beſonders die letzten Tage des Jahres werden mit großem Gepränge gefeiert, und man bringt Glückwünſche und Geſchenke dar. Das Laternenfeſt fällt in die Mitte des erſten Monats. In dieſer Zeit iſt ganz China erleuchtet. Das Feſt beginnt eigentlich ſchon am dreizehnten Tage Abends und dauert bis zum ſiebzehnten. Mit der allgemeinen, durch prachtvolle Laternen bewirkten Erleuchtung der Straßen und des Innern der Gebäude ſind Feuerwerke verknüpft, durch welche die Chineſen auch ihre große Geſchicklichkeit in der Feuerwerkerkunſt beurkunden. Am fünften Tage des fünften Monats findet ein großes Feſt ſtatt, das zu Waſſer gefeiert wird und in Spielen, Schmauſereien und Waſſergefechten auf Drachenbooten beſteht.

Von den Luſtbarkeiten verdienen hier noch die Komödien, Marionettentheater und Taſchenſpieler Erwähnung. Ein ſtehendes Theater hat China nicht, mit Ausnahme Pekings, wo ſechs Theater in einer und derſelben Straße erbaut ſind, und einige andere große Städte ausgenommen; ſelbſt der Hof iſt mit herumziehenden Geſellſchaften zufrieden (Taf. 79 *Fig.* 2 chineſiſches Theater). Die Stücke ſind gewöhnlich aus der chineſiſchen Geſchichte genommen und werden faſt gänzlich wie Recitative abgeſungen. An Regelmäßigkeit, Einheit des Orts und der Zeit iſt nicht zu denken. Die weiblichen Rollen werden von Caſtraten geſpielt. Geiſter, Thiere, gräßliche Scenen von körperlichen Strafen u. ſ. w. fehlen in den Stücken gewöhnlich nicht. Man führt auch Pantomimen auf; die Taſchenſpieler machen ſehr überraſchende Künſte, und die Künſte der Seiltänzer, Gaukler (*Fig.* 1) und Luftſpringer ſollen die ſelbſt der geſchickteſten Europäer übertreffen. Der Marionettenſpieler läßt unter einem Vorhange von blauem und weißem Zeuge, der bis an die Knöchel reicht, ſehr kleine Marionetten eine Art Komödie ſpielen. Der kleine Kaſten auf dem Kopfe ſtellt das Theater vor. Doch hat man auch andere Marionettentheater, wo der Spieler neben dem Kaſten, auf welchem die Figuren ſind, ſteht, und dieſe durch Fäden bewegt werden (Taf. 94 *Fig.* 1). Ein Mann bläſt dazu mit einer Bambusflöte und ſchlägt mit dem einen Fuße eine Pauke, mit dem andern die Becken. Auch die Bonzen (Taf. 55 *Fig.* 5), eine Art Bettelmönche, Prieſter des Foismus, müſſen oft zu Taſchenſpielerkünſten ihre Zuflucht nehmen, um dürftiges Almoſen zu erhalten. Sie gehen von Thüre zu Thüre und ſingen eine Art eintönigen Geſang, den ſie mit ſchwachen Schlägen auf ein hohles, birnenförmiges Stück Holz begleiten.

Schließlich werfen wir noch einen Blick auf die oben ſchon erwähnten Tübeter und Koreaner.

Die *Tübeter* oder *Thibeter* (Thibetaner) ſind die Bewohner des hohen, kalten Tafellandes Inneraſiens, das im Süden vom Himalaja und im Norden von den Gebirgsketten des Kuen-lün begrenzt iſt, und vom Indus und Jaru-zangbo-tſchu bewäſſert wird. Sie ſelbſt nennen ſich Bod-gſchhi and Bod-ba und ihr Land Bod. Außer genanntem Lande bewohnen die Tübeter die ſüdlichen Thäler des ſüdöſtlichen Himalaja in der Landſchaft Bhotan oder Butan; auch wohnen ſie unter dem Namen Bhotijas u. ſ. w. im nepaleſiſchen und dem unter den Briten ſtehenden Himalaja, ſowie oft unter ganz andern Namen in den weſtlichen und ſüdlichen Provinzen von China. Sie haben breite, flache Geſichter, platte Naſe und enggeſchlitzte Augen; doch zeigen ſich außer dieſen mongoliſchen auch kaukaſiſche Züge, die beſonders an ſemitiſche Phyſiognomien erinnern. Sie ſind von Statur wohlgebildet, ſtark und ziemlich groß, leiden aber in Folge der Gebirgsbeſchaffenheit des Landes häufig am Kropfe. Wo ſie nicht durch andere Völker verdorben, ſchildert man ſie als friedliebend, mild, ehrlich und offen. Das Land iſt wenig ergiebig, daher die Bevölkerung ſehr ſchwach. Außer dem Ackerbau bildet die Viehzucht ein Hauptgewerbe der Tübeter. Sie treiben Pferde- und Rinderzucht, namentlich aber Schaf- und Ziegenzucht, und ihre Ziegen ſind die bekannten Kaſchmirziegen, aus deren Wolle die theuern Kaſchmirſhawls gewebt werden. Die Induſtrie der Tübeter beſchränkt ſich hauptſächlich auf Wollen- und Seidenweberei, Gold- und Silberſchmidwaaren, Holzſchnitzwerke, Bildhauerei und Drechslerwaaren. Von letztern ſind namentlich hölzerne Schalen ſehr beliebt. Ihre Häuſer bauen ſie maſſiv von rohen Bruchſteinen, ſehr groß und oft mehre Stockwerke hoch, ſodaß zuweilen mehre hundert Menſchen darin Platz haben können. Die Kleidung beſteht aus einem Rocke, der im Sommer von Wollenzeug, im Winter von Schaf- oder Fuchspelz, oder auch dickfilziger Wolle iſt. Eine

Pelzmütze, die mit den Zähnen wilder Schweine oder Schildpattſtücken, bei den Reichen außerdem mit Perlen verziert iſt, bedeckt das Haupt. Die Wohlhabenden tragen auch wol ſeidene Kleider und ſchönes Pelzwerk, und die Frauen ein Wamms mit kurzen Aermeln und eine Schürze von Etamin oder Seide; den Hals aber bedecken ſie mit einem kleinen Tuche. Männer und Frauen ſchmücken ſich auch mit Ringen, Armbändern und Halsſchmuck aus Korallen. Die Füße bedecken bei beiden Geſchlechtern oft ſehr koſtbare Stiefeln. Obgleich ſie hiernach viel auf den Putz verwenden, ſollen ſie doch ſehr unreinlich ſein und ſich nur ſelten waſchen.

Ihre Sprache iſt ſehr rauh, reich an Verbindung harter Conſonanten, und wird in mehren Dialekten geſprochen. (Taf. 55 *Fig. 9* ein Tübeter.)

Die Koreaner bewohnen die Halbinſel von Korea, die im Chineſiſchen gewöhnlich Kao-li, im Japaniſchen Koo-raï genannt wird. Sie ſtammen von einer längſt untergegangenen mittelaſiatiſchen Nation, den Sian-pis, die das Ghiringebirge in der Mongolei, nordweſtlich von Peking, bewohnten. Ihre wohlklingende Sprache iſt jetzt mit vielen chineſiſchen und japaniſchen Wörtern vermiſcht. Der Koreaner iſt größer als der Chineſe und Japaner, von Körperbau ſtärker, nerviger, kräftiger, ebenmäßiger gebildet, und dabei iſt er rüſtig und behend. Das Geſicht iſt mongoliſch, nähert ſich aber dem kaukaſiſchen. Der Koreaner iſt ernſt, gelaſſen, freimüthig, ſein Gang verräth Sicherheit, ſeine Körperhaltung mehr Selbſtändigkeit und Energie als bei Japanern und Chineſen, aber in Verfeinerung der Sitten ſteht er ihnen nach. Dabei iſt er unreinlich und ziemlich unmäßig im Eſſen und Trinken. Geſang und Tanz lieben ſie ſehr. Von ſchlechten Eigenſchaften ſchreibt man ihnen Hang zum Lügen, Betrügen und Stehlen zu. Dabei ſollen ſie abergläubiſch und weibiſch ſein. Zur Kleidung gehören geſtickte und bunte Roben, auch kurze Aermeljacken, und theils hohe, viereckige Pelzmützen, theils runde, breitkrempige Hüte, ſowie Stiefeln von Leder, Baumwolle oder Seide. Die Vornehmen lieben purpurfarbene Seide, auch Gold- und Silberſtickereien an ihren Kleidern. Die Kleider der Frauen ſind mit Borden und Schnüren geziert.

Der König von Korea iſt ſowol der chineſiſchen als der japaniſchen Regierung zinspflichtig, aber doch unumſchränkter Herr in ſeinem Lande. Das Volk treibt Ackerbau, Hanf-, Baumwoll- und Tabacksbau, Seiden- und Viehzucht. Reis iſt das Hauptnahrungsmittel, und das Tabackrauchen iſt bei beiden Geſchlechtern ſogar von Kindheit an allgemein. Die Häuſer der Vornehmen ſind prächtig, die des gemeinen Mannes klein, in den Städten von Ziegeln, auf dem Lande von Fachwerk; die Bauart iſt der chineſiſchen ſehr ähnlich. (*Fig. 7* ein Koreaner aus dem Volke.)

Die Siamer.

Die Siamer oder Siameſen haben große Geſichter mit breiter, an den Seiten durch die Haare bedeckter Stirn, großen, breiten, hervorſtehenden Backenknochen und ſo plattem Hinterkopf, daß er vom Wirbel bis zum Genick faſt eine Linie bildet. Die Gliedmaßen ſind groß, die Muskeln ſchlaff. Die Hautfarbe iſt ſchwärzlichbraun, die Zähne werden ſchwarz gebeizt, die Nägel, beſonders der am Zeigefinger, ſehr lang getragen, und die Lippen ſind durch vieles Kauen des Betels ſehr roth. Die Kleidung iſt einfach. Der Oberkörper iſt ganz bloß oder nur mit einem Tuche bedeckt. Um Hüften und Schenkel wird ebenfalls ein Tuch gehüllt. Nur die Vornehmern tragen Kleider, und zwar von rother Farbe. Die Männer färben ihre Füße bis an die Waden blau. Der Kopf iſt gewöhnlich unbedeckt; auf Reiſen dient ein Hut, aus Schilf oder Palmenblättern geflochten, zum Schutze, und nur der König und die vornehmen Beamten tragen eine pyramidenförmige Mütze mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Die Prieſter bedecken ihren Körper ſorgfältig. Die Siamer ſind reinlich, baden ſich oft und ſalben ſich mit wohlriechenden Waſſern und Oelen. Auch Mäßigkeit im Eſſen und Trinken zeichnet ſie aus. Die Hauptnahrung beſteht in Reis. Früchte, Eier, Geflügel und Fiſche werden auch oft genoſſen, ſeltener das Fleiſch von Säugthieren. Man tödtet nur die wilden und gefährlichen Thiere; denn ſie glauben an eine Seelenwanderung, d. h. ſie meinen, daß die Seelen der Verſtorbenen in die gutartigen Thiere fahren. Zum Getränke haben ſie Waſſer und Büffelmilch, die Vornehmen auch Arak und Wein. Ihre Achtung für die Verſtorbenen iſt groß, ebenſo die Liebe zu ihren Kindern. Die Leichen der Vornehmen werden verbrannt, die der Armen aber ins Waſſer gelegt. Nicht ſelten knetet man die Aſche der Geſtorbenen zu Teig und macht unter vielen Ceremonien ein Bild des Buddha daraus, welches zuweilen vergoldet und in einen Tempel gebracht, oder von den Hinterbliebenen als Hausgötze aufbewahrt wird. Uebrigens haben es die Siamer in der Verſtellung und Lüge weit gebracht, und ebenſo wie ſie gegen Höhere kriechend ſind, betragen ſie ſich gegen Niedere hart und ſtolz. Diebſtähle ſind, wahrſcheinlich wegen der ſehr ſtrengen Geſetze, ſelten. Die Siamer haben eine eigene Sprache, die von der Linken zur Rechten geſchrieben und geleſen wird. Die Paliſprache iſt die Religionsſprache und nur den Prieſtern bekannt. In den Gewerben, Künſten und Wiſſenſchaften ſind die Siamer noch weit zurück. Buddha, den ſie neben vielen andern Gottheiten und Schutzgeiſtern verehren, nennen ſie Sommona-Kadom. Der Herrſcher iſt Despot und die Unterthanen ſeine Sklaven, über deren Leben und Eigenthum er frei verfügen kann.

Die Japaner.

Die Japaner ſind im Allgemeinen von Mittelgröße und braungelber Farbe, die oft ins Bleifarbene übergeht. Nur die vornehmen Frauen, welche der freien Luft und der Sonne weniger

ausgeſetzt ſind, findet man ſo weiß wie die Europäerinnen. Die Augen ſind tiefliegend, enggeſchlitzt, aber ſchön ſchwarz, und beim weiblichen Geſchlechte ſehr freundlich und Verkünder inwohnender Gemüthlichkeit. Die Augenbrauen ſtehen ſehr hoch, und von den Augenwinkeln laufen viele Runzeln gegen die Schläfe aus. Die Naſe iſt kurz, ohne jedoch abgeſtumpft zu ſein, der Kopf meiſt groß, der Hals dagegen kurz, und die ſchwarzen, dicken Haare ſind glänzend, da ſie geölt werden. Bis auf die Haare am Hinterkopfe und Scheitel, welche ſie auf dem Wirbel in einen Buſch vereinigen, ſcheeren ſich die Männer das Haupt kahl. Ihr Bart iſt ſehr ſchwach. Die Frauen laſſen ihre Haare lang wachſen, binden ſie auf dem Kopfe zuſammen und ſtecken viele lange Nadeln hindurch. Unter den Frauen gibt es übrigens wahre Schönheiten, aber alle ſind von Statur klein. Was den Charakter der Japaner betrifft, ſo iſt ihnen ein geſunder Verſtand nicht abzuſprechen; ſie ſind hinterliſtig, unterwürfig gegen ihre Vorgeſetzten, und ſowol gegen einander als gegen Fremde ſehr höflich, wozu ſie ſchon in der früheſten Jugend angehalten werden. Stolz, Hochmuth, Rachſucht, Entſchloſſenheit und Geringſchätzung des eigenen Lebens, daher ſie ſich nicht vor dem Tode fürchten, ſind die vorzüglich hervortretenden Charakterzüge der Japaneſen. Sie grüßen entweder durch eine Kniebeugung, oder wollen ſie recht unterwürfig grüßen oder Jemand eine recht große Ehre anthun, ſo knieen ſie nieder und neigen das Geſicht zur Erde. Jedoch iſt dieſe Art zu grüßen nur im Zimmer gebräuchlich. Sie ſind ſehr rachſüchtig, aber auch in der Freundſchaft ſehr treu, und auf Ehre halten ſie außerordentlich. Mäßig im Eſſen und Trinken, reinlich, arbeitſam und ſparſam, ehrlich und treu ſind ſie auch, erheben ſich aber über alle andern Völker ebenſo ſtolz wie die Chineſen. Bei ihren Arbeiten findet man ſie gewöhnlich ſingend, wie ſie überhaupt faſt immer munter und luſtig ſind. Wenige Völker lieben einen ſo großen Prunk wie ſie. Ihre Kleidung iſt keiner Mode unterworfen, ſeit Jahrhunderten iſt ſie dieſelbe geblieben. Ihr langer, weiter, ſeidener oder wollener Rock mit weiten Aermeln gleicht den türkiſchen Schlafröcken. Er iſt bei den Männern einfarbig, bei den Weibern großblumig und anſchließender. Die Männer tragen 3—4, die Weiber aus Eitelkeit oder zum Schutz wider die Kälte 10, ja 30—50 ſolcher Röcke übereinander; denn ſie ſind ſehr leicht. Ein Gürtel hält ſie zuſammen. Darüber tragen ſie wol auch noch eine Art Mantel. Beinkleider ſind nur bei der Staatskleidung im Gebrauch. An den Füßen trägt man Sandalen mit und ohne Strümpfe. Schwarz iſt die gewöhnliche Farbe der Kleider; weiß iſt die der Trauer bei ihnen. Die Hüte ſind aus Stroh, Holz oder Leder, bemalt und lackirt. Der Kopf derſelben iſt ſehr klein, deſto größer aber die Krempe.

Berg-, Acker- und Gartenbau, Fiſcherei und Seidenzucht wird in Japan weit mehr betrieben als Jagd und Viehzucht. Ihre Seidenzeuge ſind die vorzüglichſten, welche im Handel vorkommen. Auch in Lackirarbeiten ſind ſie ſehr geſchickt, ſowie in Metallwaaren, und das Porzellan iſt beſſer und dauerhafter als bei den Chineſen. In der Heilkunde ſind ſie ebenfalls weiter als die Chineſen, ihre Schiffahrt iſt aber noch ſehr mangelhaft; doch kennen ſie den Gebrauch des Compaſſes, und der Kreis iſt in 12 Theile (Winde) getheilt. In der Aſtronomie ſind ſie auch noch weit zurück, ihre Land- und Seekarten ſind aber nicht übel und vielleicht Copien europäiſcher. Der auswärtige Handel ruht ganz in den Händen der Chineſen und Holländer, doch iſt er nicht mehr von ſo großem Belange, da nur wenige Schiffe nach Japan kommen dürfen. Vor der Ausrottung des Chriſtenthums gab es in Japan viele Religionen und Religionsſekten, jetzt nur noch vier, nach Andern ſieben herrſchende Religionen. Einige verehren die Himmelskörper, Andere haben noch die alte Religion des Landes: die Sinto-Religion, deren Haupt Kin-Reh, bei den Europäern Dairi heißt und zugleich das geiſtliche Oberhaupt aller Japaner iſt. Der Kubo oder Ziogoen iſt im Beſitze der weltlichen Macht und wird von dem Dairi, der wenigſtens ſcheinbar über ihm ſteht, wenig beſchränkt. Ueber die Hälfte des Reichs nehmen die Staats- oder Kronengüter ein; außerdem bekommt der Kubo beträchtliche Geſchenke von den erblichen Fürſten des Landes. Da nun hierzu noch Steuern kommen, ſo iſt der Kubo einer der reichſten Beherrſcher der Erde. Das Heer wird größtentheils von den Erbfürſten gehalten. Die Geſetze der Japaner beruhen entweder auf Verordnungen der Kaiſer, oder ſind aus alten Gewohnheiten hervorgegangen. Das Geſetzbuch iſt ſehr kurz; Richter gibt es wenige, und die Strafgeſetze ſind ſehr hart, werden aber gerecht gegen die Höhern wie gegen die Niedern angewendet. Die wachſame Polizei ſucht die öffentliche Ordnung ſtreng aufrecht zu erhalten. Alle Straßen in den Städten haben eigene Beamte, welche für gute Ordnung ſorgen und wieder ihre Vorgeſetzten haben.

Die Japaner bewohnen übrigens die Inſeln Nipon, Sikok, Kiu-ſiu und Lieu-Kieu oder Riukiu. Ihr Name iſt chineſiſchen Urſprungs und kommt von Schi-pan, was Sonnenaufgang bedeutet, und von den erſten Europäern, die es im ſüdlichen China hörten, wo ſchi wie ja oder jat ausgeſprochen wird, in Japan verwandelt wurde. Die Japaner ſprechen dieſes Wort Ni-fon oder Ni-pon aus, daher die Europäer die größte Inſel Nifon nannten, obgleich der Name eigentlich allen zukommt. Die Japaner zeigen in ihrer Sprache nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den benachbarten kuriliſchen und mandſchu-tunguſiſchen Völkerſchaften. Die Aehnlichkeit, welche ſich in ihrer Sprache mit der chineſiſchen und koreaiſchen zeigt, ſtammt unſtreitig aus ſpätern Zeiten her, als Japans Urbevölkerung durch chineſiſche Colonien civiliſirt wurde und die Buddha-Religion über Korea empfing; daß aber eine japaniſche Urbevölkerung

ſeit den älteſten Zeiten Japan bewohnte, iſt ſehr wahrſcheinlich, nicht aber daß Japan vom feſten Lande Aſiens ſeine Bevölkerung bekommen habe. Taf. 55 erblicken wir *Fig. 10* eine japaniſche Dame, *Fig. 11* einen vornehmen Japaner, der im Begriff iſt, ſeine feinen Handſchuhe anzuziehen, *Fig. 12* einen ſolchen im Gallakleide, *Fig. 13* eine japaniſche Fiſcherfamilie und *Fig. 14* Sonnenſchirm- und Zeichenträger. *Fig. 8* iſt ein Bewohner der Inſel Lieu-Kieu abgebildet. Derſelbe hat einen blauen, bis an die Knie gehenden Rock an, mit rothem Gürtel, an dem Pfeife und Tabacksbeutel hängen, an den bloßen Füßen Sandalen und in der Hand einen Federwedel.

Die Völker Afrikas.

Seine Sonnenlage, Geſtalt und Bodenform macht Afrika zum heißeſten aller Erdtheile, und obgleich der vierte Theil in der gemäßigten Zone liegt, ſo hat doch auch dieſer, den Nordabhang des Atlas ausgenommen, durch den Einfluß des Ganzen das heiße Klima des übrigen Afrika. Nur durch den faſt ganz Afrika beherrſchenden Paſſat wird die Oſtküſte kühler als die Weſtküſte. Im Innern wechſeln heiße Tage mit kühlen Nächten, oft ſogar mit Nachtfröſten ab, ein für den Körper höchſt verderblicher Wechſel; noch ſchädlicher iſt aber der der heißen und naſſen Jahreszeit, vorzüglich an den Weſt- und Oſtküſten, freilich auch deſto heilſamer wirkend auf die Natur. Sobald nämlich der Regen nachläßt, dem die furchtbarſte Hitze vorherging, zeigt ſich die Natur in einer unbeſchreiblichen Ueppigkeit. Alles hat neues Leben gewonnen, es iſt die Wonnezeit des heißen Afrika. Doch nicht lange währet dieſe fruchtbare Jahreszeit, die Hitze nimmt zu, die Flüſſe trocknen aus, die Pflanzen ſterben bis auf wenige Saftgewächſe ab, bis endlich wieder jene Zeit des reichen Segens beginnt. Die größte Fruchtbarkeit zeigt ſich übrigens an den Küſten Afrikas, wo die großen Flüſſe und die Hitze gemeinſchaftlich wirken. Afrika iſt nicht ſehr bevölkert. Im Süden von Sudan (Nigritien) wohnt der dunkle Negerſtamm, im Norden deſſelben als Urſtamm der hellfarbige Berber, den aber ſpätere Einwanderer und Eroberer, als Mauren, Juden und Araber, in die Gebirge und Oaſen zurückdrängten. Im Süden Afrikas wohnen die Hottentotten und Buſchmänner, im Nordoſt die Habeſchbewohner und ringsherum an den Küſten haben ſich Europäer angeſiedelt.

Die Mauren.

Der Name Mauren entſtand im 8. Jahrh., als die Araber aus Afrika ins ſüdliche Europa einfielen, indem man ſie mit den alten Mauren in Mauritanien verwechſelte und nicht allein alle ſeßhaften, d. h. nicht nomadiſirenden Araber, ſondern in Indien ſogar alle Mohammedaner Mauren oder Mohren nannte, ſo wenig ſie auch mit den eigentlichen Mohren (Negern) gemein haben. Vorzugsweiſe nennt man aber die ſeßhaften Araber im Moghrib' (Abendlande, Afrika) Mauren, von denen man weiß, daß ſie als Nomaden einwanderten und erſt im Laufe der Zeit feſte Wohnſitze unter den Berbern, der Urbevölkerung des Moghrib', nahmen, mit der, ſowie mit andern Völkern ſie ſich vermiſchten, dennoch aber ſich die Herrſchaft ſicherten. Dieſe eigentlichen Mauren hat Gräberg de Hemſö in verſchiedenen Ländern Afrikas längere Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er ſchildert ſie als ziemlich ſchlank, wohlgebildet, von mittler Größe und nur durch die weite Kleidung dicker erſcheinend als ſie wirklich ſind; doch ſollen im ſpätern Alter Männer wie Frauen in Folge ihrer unthätigen Lebensweiſe und der wenigen Bewegung, die ſie ſich machen, ziemlich dick werden. Ihre Augen und Zähne ſind ſchön; ihre Hautfarbe iſt aber ſehr verſchieden wegen ihres Umgangs mit Frauen verſchiedener Farbe, namentlich den Schwarzen des Sudan, und je mehr die Farbe ſich dem Schwarzen nähert, deſto ſchöner und von entſchiedenerm Charakter ſind die Männer. Die Frauen, in der Jugend wohlgebildet und hübſch, färben ſich Augenlider und Wimpern mit Antimon und Antimonbleiglanz, und bemalen mit dem Henna Finger und Zehen, Geſicht und andere Theile. Die Kleidung der Mauren beſteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln und aus ſehr weiten Beinkleidern von weißer Leinwand, worüber ſie den Kaftan mit kurzen Aermeln tragen, die am Pulſe zugeknöpft ſind, gewöhnlich von hellgelber Farbe, oder himmelblau, wozu Viele eine mehrfarbige Leibbinde fügen. Darüber zeigt ſich der Hhaik oder Mantel von röthlicher Baumwolle oder Seide, der nach Art einer römiſchen Toga getragen wird. Zuweilen wird noch ein anderes Kleidungsſtück von blauem Tuche, mit Kapuze, hinzugefügt, das man Burnus nennt, oder eine leichtere Unterweſte, Sulham genannt, gewöhnlich von weißem Kaſimir. Die Kopfbedeckung beſteht aus einer rothen Mütze, welcher von Solchen, die einmal nach Mekka gepilgert ſind, ein Turban von weißem Mouſſelin hinzugefügt wird. Den Fuß bekleiden gelbléderne Schuhe oder Halbſtiefeln. Den Hhaik tragen auch die Frauen, ja er iſt oft ihr einziges Kleidungsſtück und oft ſo fein, daß er faſt durchſichtig iſt. Die mehr Bemittelten aber tragen auf dem bloßen Leibe ein weites und ſchönes Hemde von feiner Leinwand, auf dem Buſen mit Gold geſtickt, und darüber einen geräumigen Kaftan, gewöhnlich von Tuch, oder auch von golddurchwirktem Sammet. Das Haupt umwinden Streifen eines ſeidenen oder golddurchwirkten Schleiers (A'baur), der auf dem Nacken feſtgebunden wird, wo ſeine Schleifen mit den Haarflechten auf den Gürtel fallen. Zuweilen fügt man dazu ein mit Goldmünzen und Perlen verziertes Band (A'zaba oder Sſifa), welches die Stirn nach Art eines Diadems umgibt. Am obern Theile des Ohres tragen ſie einen kleinern Ring (Amara), und am Ohrläppchen einen größern, gewichtigern (Kherſt, Khorſa), beide mit koſtbaren Steinen geſchmückt. Um

den Hals hängen Ketten von Gold- und Silbermünzen mit Juwelen, die man Tezra nennt, und die Pulſe umſchließen dicke, goldene oder ſilberne Armbänder (Deblis, Mukis), die aber auch am Beine getragen werden, und der untere heißt dann Khelkal, der um das Knie Ruccus. Ueber dem Kaftan tragen ſie ein leichtes, leinenes Oberkleid (Mon-oria), das mittels eines Gürtels von karmoiſinrothem Sammet mit Gold geſtickt und mit goldener oder ſilberner Schnalle, oder einfach mit einer verſchlungenen Binde um den Leib befeſtigt wird. Sie tragen rothe Pantoffeln, aber ebenſo wie die Männer keine Strümpfe. Die niedere Claſſe und die Armen tragen als einziges Kleidungsſtück eine Art Sack von grober Leinwand, Dſchelabia genannt, oben mit einem Loche für den Kopf, und mit Löchern an der Seite, um die Arme durchzuſtecken. (Taf. 372 *Fig. 2* vornehmer Maure, *Fig. 3* mauriſcher Kaufmann, *Fig. 4* Araberhäuptling aus Algerien, *Fig. 5* jüdiſches Mädchen in Algier, *Fig. 6* Negerſklavin daſelbſt.)

Das Baden iſt auch bei den Mauren, wie bei allen Mohammedanern, gleichſam eine religiöſe Handlung, die nie unterlaſſen werden darf, und die öffentlichen Bäder ſind auch bei ihnen zugleich Verſammlungsörter zur geſelligen Unterhaltung (*Fig. 1* mauriſche Bäder in Algier). Die gewöhnlichſte und beſte Speiſe der Mauren iſt der Sucſu oder Cuscuſu, der aus einem feinen Teige von Korianderſamen, Fleiſchbrühe, Butter, Eiern, Safran, ſpaniſchem Pfeffer u. ſ. w. beſteht und mit den Fingern aus einer großen Schüſſel gegeſſen wird. Kaffee wird ſelten getrunken, aber mehrmals des Tages Thee. Statt des Tabacks rauchen ſie häufiger eine Art Hanf (Hhaschiſcha) oder den Samen einer Pflanze Namens Kif.

Von dem Charakter der Mauren ſagt der obengenannte Schriftſteller: „Wir, die wir zwölf Jahre mit den Mauren mehrer atlantiſchen Länder gelebt und verkehrt und deren Charakter aufmerkſam erforſcht haben, können gewiſſenhaft erklären, daß alles Gemeinſte und Verächtlichſte, was es im menſchlichen Herzen gibt, den allgemeinen Charakter dieſer Afrikaner bildet. Sie ſind und werden noch viele Jahre dieſelben Barbaren ſein, welche ſie zu Salluſt's und Procopius' Zeiten waren: unbeſtändig, treulos, lügneriſch, grauſam, unfähig durch Furcht oder durch Wohlthaten im Zaume gehalten zu werden. Ihre vorherrſchenden Leidenſchaften ſind ſinnliche Liebe, Rachſucht, Ehrgeiz und Habſucht. Von einem grauſamen, wilden, herriſchen, mitleidloſen Charakter, iſt ihnen jede Idee von Wohlwollen und Mitleid fremd. Gegen ihre Untergebenen ſtolz, hart und anmaßend, ſind ſie gegen ihre Obern kriechend und demüthig und gegen Mächtige vom unedelſten knechtiſchen Benehmen. Die Habſucht iſt unglaublich und würde mehr wie einmal das Sprüchwort wahr machen, daß Einer von ihnen ſein Auge hingeben würde, um an deſſen Stelle eine Goldmünze zu ſetzen. Sie ſcharren Reichthümer zuſammen, ſtellen ſich aber arm dabei. Dazu ſind ſie fanatiſch, gleißneriſch und grauſam, verabſcheuen alle Fremden, verfolgen die Chriſten und unterdrücken auf die ungerechteſte Weiſe die Juden; beſonders aber haſſen ſie die Türken, weil ſie dieſelben für Ketzer und Propagandiſten, und die römiſchen Katholiken, weil ſie dieſe für Götzendiener halten. Bei körperlichen Züchtigungen, bei Schmerzen und Leiden überhaupt zeigen ſie die kalte Unempfindlichkeit der Wilden." Wir haben aus dem Sündenregiſter der Mauren nur das wichtigſte ausgewählt; denn Gräberg de Hemſö erzählt noch viel mehr von ihnen. Die Frauen leben ganz abgeſchloſſen, und ſie wie ihre Männer glauben: Gott habe das Weib nur zum Sinnengenuß und zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts geſchaffen. Die Frauen ſind daher damit zufrieden, in ihrem Harem eingeſchloſſen zu werden, und ſie würden es als Beleidigung betrachten, wenn ihr Gatte ſie fremden Blicken vorſtellte.

Die Beduinen haben wir ſchon in Aſien kennen gelernt, und bemerken daher nur, daß wir Taf. 367 *Fig. 4* u. *5* auch arabiſche Karavanen ſowie *Fig. 1—3* ägyptiſche Fellahs und Beduinen mit ihren Zelten abgebildet haben, und zwar während eines durch zwei Beduinen ausgeführten kriegeriſchen Tanzes.

Die Abyſſinier.

Die Abyſſinier (Habbeſch, Habeſſinier) bewohnen das oſtafrikaniſche Hochland und ſind ein ſemitiſcher Stamm, der ſich ſelbſt am liebſten Ajazjan, aber auch oft Itjopjawan (Aethiopier) nennt, weil er ſich unter den eigentlichen Aethiopiern niedergelaſſen. Sie ſtammen von den Kuſchiten in Arabien ab, daher ſie, wie ihr Stammvolk, in der Bibel Kuſch heißen. Noch vor Moſe müſſen ſie den ſchmalen Meeresarm des arabiſchen Buſens überſchritten und ſich des nachmaligen Königreichs Tigre bemächtigt haben. Das Wort Habbeſch bedeutet eigentlich ſo viel wie „gemiſchtes Volk", und im gegenwärtigen Zuſtande erſcheinen die Bewohner des oſtafrikaniſchen Hochlandes wirklich als ein ſolches. Die Mehrzahl der Bevölkerung iſt ein ſchön geformter Menſchenſchlag der kaukaſiſchen Race, mit der Geſichtsbildung der Nomaden Arabiens. Das Geſicht iſt oval, die Naſe fein zugeſchärft, der Mund wohl proportionirt, mit regelmäßigen, nicht im geringſten aufgeworfenen Lippen, lebhaften Augen und ſchön geſtellten Zähnen; etwas gelocktes, aber auch glattes Haupthaar und eine mittlere Körpergröße charakteriſirt ſie außerdem. Der größere Theil der Bewohner der Hochgebirge von Simen und der Gefilde um den Zanaſee, ſowie die Felaſcha oder Juden, die heidniſchen Gamant und die Agows gehören, trotz der Verſchiedenheit ihrer Sprachen und Dialekte, zu dieſem Volksſtamme. Eine zweite Abtheilung der Bewohner Abyſſiniens hat eine minder zugeſchärfte und durchgehends etwas gekrümmte Naſe, dicke Lippen, längliche und nicht ſehr feurige Augen, ſowie ein ſehr ſtar

ſeit den älteſten Zeiten Japan bewohnte, iſt ſehr wahrſcheinlich, nicht aber daß Japan vom feſten Lande Aſiens ſeine Bevölkerung bekommen habe. Taf. 55 erblicken wir *Fig. 10* eine japaniſche Dame, *Fig. 11* einen vornehmen Japaner, der im Begriff iſt, ſeine feinen Handſchuhe anzuziehen, *Fig. 12* einen ſolchen im Gallakleide, *Fig. 13* eine japaniſche Fiſcherfamilie und *Fig. 14* Sonnenſchirm- und Zeichenträger. *Fig. 8* iſt ein Bewohner der Inſel Lieu-Kieu abgebildet. Derſelbe hat einen blauen, bis an die Knie gehenden Rock an, mit rothem Gürtel, an dem Pfeife und Tabacksbeutel hängen, an den bloßen Füßen Sandalen und in der Hand einen Federwedel.

Die Völker Afrikas.

Seine Sonnenlage, Geſtalt und Bodenform macht Afrika zum heißeſten aller Erdtheile, und obgleich der vierte Theil in der gemäßigten Zone liegt, ſo hat doch auch dieſer, den Nordabhang des Atlas ausgenommen, durch den Einfluß des Ganzen das heiße Klima des übrigen Afrika. Nur durch den faſt ganz Afrika beherrſchenden Paſſat wird die Oſtküſte kühler als die Weſtküſte. Im Innern wechſeln heiße Tage mit kühlen Nächten, oft ſogar mit Nachtfröſten ab, ein für den Körper höchſt verderblicher Wechſel; noch ſchädlicher iſt aber der der heißen und naſſen Jahreszeit, vorzüglich an den Weſt- und Oſtküſten, freilich auch deſto heilſamer wirkend auf die Natur. Sobald nämlich der Regen nachläßt, dem die furchtbarſte Hitze vorherging, zeigt ſich die Natur in einer unbeſchreiblichen Ueppigkeit. Alles hat neues Leben gewonnen, es iſt die Wonnezeit des heißen Afrika. Doch nicht lange währet dieſe fruchtbare Jahreszeit, die Hitze nimmt zu, die Flüſſe trocknen aus, die Pflanzen ſterben bis auf wenige Saftgewächſe ab, bis endlich wieder jene Zeit des reichen Segens beginnt. Die größte Fruchtbarkeit zeigt ſich übrigens an den Küſten Afrikas, wo die großen Flüſſe und die Hitze gemeinſchaftlich wirken. Afrika iſt nicht ſehr bevölkert. Im Süden von Sudan (Nigritien) wohnt der dunkle Negerſtamm, im Norden deſſelben als Urſtamm der hellfarbige Berber, den aber ſpätere Einwanderer und Eroberer, als Mauren, Juden und Araber, in die Gebirge und Oaſen zurückdrängten. Im Süden Afrikas wohnen die Hottentotten und Buſchmänner, im Nordoſt die Habeſchbewohner und ringsherum an den Küſten haben ſich Europäer angeſiedelt.

Die Mauren.

Der Name Mauren entſtand im 8. Jahrh., als die Araber aus Afrika ins ſüdliche Europa einfielen, indem man ſie mit den alten Mauren in Mauritanien verwechſelte und nicht allein alle ſeßhaften, d. h. nicht nomadiſirenden Araber, ſondern in Indien ſogar alle Mohammedaner Mauren oder Mohren nannte, ſo wenig ſie mit den eigentlichen Mohren (Negern) haben. Vorzugsweiſe nennt man aber die ſeßhaften Araber im Moghrib' (Abendlande, Afrika) Mauren, von denen man weiß, daß ſie als Nomaden einwanderten und erſt im Laufe der Zeit feſte Wohnſitze unter den Berbern, der Urbevölkerung des Moghrib', nahmen, mit der, ſowie mit andern Völkern ſie ſich vermiſchten, dennoch aber ſich die Herrſchaft ſicherten. Dieſe eigentlichen Mauren hat Gräberg de Hemſö in verſchiedenen Ländern Afrikas längere Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er ſchildert ſie als ziemlich ſchlank, wohlgebildet, von mittler Größe und nur durch die weite Kleidung dicker erſcheinend als ſie wirklich ſind; doch ſollen im ſpätern Alter Männer wie Frauen in Folge ihrer unthätigen Lebensweiſe und der wenigen Bewegung, die ſie ſich machen, ziemlich dick werden. Ihre Augen und Zähne ſind ſchön; ihre Hautfarbe iſt aber ſehr verſchieden wegen ihres Umgangs mit Frauen verſchiedener Farbe, namentlich den Schwarzen des Sudan, und je mehr die Farbe ſich dem Schwarzen nähert, deſto ſchöner und von entſchiedenerm Charakter ſind die Männer. Die Frauen, in der Jugend wohlgebildet und hübſch, färben ſich Augenlider und Wimpern mit Antimon und Antimonbleiglanz, und bemalen mit dem Henna Finger und Zehen, Geſicht und andere Theile. Die Kleidung der Mauren beſteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln und aus ſehr weiten Beinkleidern von weißer Leinwand, worüber ſie den Kaftan mit kurzen Aermeln tragen, die am Pulſe zugeknöpft ſind, gewöhnlich von hellgelber Farbe, oder himmelblau, wozu Viele eine mehrfarbige Leibbinde fügen. Darüber zeigt ſich der Hhaik oder Mantel von röthlicher Baumwolle oder Seide, der nach Art einer römiſchen Toga getragen wird. Zuweilen wird noch ein anderes Kleidungsſtück von blauem Tuche, mit Kapuze, hinzugefügt, das man Burnus nennt, oder eine leichtere Unterweſte, Sulham genannt, gewöhnlich von weißem Kaſimir. Die Kopfbedeckung beſteht aus einer rothen Mütze, welcher von Solchen, die einmal nach Mekka gepilgert ſind, ein Turban von weißem Mouſſelin hinzugefügt wird. Den Fuß bekleiden gelblederne Schuhe oder Halbſtiefeln. Den Hhaik tragen auch die Frauen, ja er iſt oft ihr einziges Kleidungsſtück und oft ſo fein, daß er faſt durchſichtig iſt. Die mehr Bemittelten aber tragen auf dem bloßen Leibe ein weites und ſchönes Hemde von feiner Leinwand, auf dem Buſen mit Gold geſtickt, und darüber einen geräumigen Kaftan, gewöhnlich von Tuch, oder auch von golddurchwirktem Sammet. Das Haupt umwinden Streifen eines ſeidenen oder golddurchwirkten Schleiers (A'baur), der auf dem Nacken feſtgebunden wird, wo ſeine Schleifen mit den Haarflechten auf den Gürtel fallen. Zuweilen fügt man dazu ein mit Goldmünzen und Perlen verziertes Band (A'zaba oder Sſifa), welches die Stirn nach Art eines Diadems umgibt. Am obern Theile des Ohres tragen ſie einen kleinern Ring (Amara), und am Ohrläppchen einen größern, gewichtigern (Kherſt, Khorſa), beide mit koſtbaren Steinen geſchmückt. Um

den Hals hängen Ketten von Gold- und Silbermünzen mit Juwelen, die man Tezra nennt, und die Pulſe umſchließen dicke, goldene oder ſilberne Armbänder (Deblis, Mukis), die aber auch am Beine getragen werden, und der untere heißt dann Khelkal, der um das Knie Ruccus. Ueber dem Kaftan tragen ſie ein leichtes, leinenes Oberkleid (Mon-oria), das mittels eines Gürtels von karmoiſinrothem Sammet mit Gold geſtickt und mit goldener oder ſilberner Schnalle, oder einfach mit einer verſchlungenen Binde um den Leib befeſtigt wird. Sie tragen rothe Pantoffeln, aber ebenſo wie die Männer keine Strümpfe. Die niedere Claſſe und die Armen tragen als einziges Kleidungsſtück eine Art Sack von grober Leinwand, Dſchelabia genannt, oben mit einem Loche für den Kopf, und mit Löchern an der Seite, um die Arme durchzuſtecken. (Taf. 372 *Fig. 2* vornehmer Maure, *Fig. 3* mauriſcher Kaufmann, *Fig. 4* Araberhäuptling aus Algerien, *Fig. 5* jüdiſches Mädchen in Algier, *Fig. 6* Negerſklavin daſelbſt.)

Das Baden iſt auch bei den Mauren, wie bei allen Mohammedanern, gleichſam eine religiöſe Handlung, die nie unterlaſſen werden darf, und die öffentlichen Bäder ſind auch bei ihnen zugleich Verſammlungsörter zur geſelligen Unterhaltung (*Fig. 1* mauriſche Bäder in Algier). Die gewöhnlichſte und beſte Speiſe der Mauren iſt der Sucſu oder Cuscuſu, der aus einem feinen Teige von Korianderſamen, Fleiſchbrühe, Butter, Eiern, Safran, ſpaniſchem Pfeffer u. ſ. w. beſteht und mit den Fingern aus einer großen Schüſſel gegeſſen wird. Kaffee wird ſelten getrunken, aber mehrmals des Tages Thee. Statt des Tabacks rauchen ſie häufiger eine Art Hanf (Hhashiſcha) oder den Samen einer Pflanze Namens Kif.

Von dem Charakter der Mauren ſagt der obengenannte Schriftſteller: „Wir, die wir zwölf Jahre mit den Mauren mehrer atlantiſchen Länder gelebt und verkehrt und deren Charakter aufmerkſam erforſcht haben, können gewiſſenhaft erklären, daß alles Gemeinſte und Verächtlichſte, was es im menſchlichen Herzen gibt, den allgemeinen Charakter dieſer Afrikaner bildet. Sie ſind und werden noch viele Jahre dieſelben Barbaren ſein, welche ſie zu Salluſt's und Procopius' Zeiten waren: unbeſtändig, treulos, lügneriſch, grauſam, unfähig durch Furcht oder durch Wohlthaten im Zaume gehalten zu werden. Ihre vorherrſchenden Leidenſchaften ſind ſinnliche Liebe, Rachſucht, Ehrgeiz und Habſucht. Von einem grauſamen, wilden, herriſchen, mitleidloſen Charakter, iſt ihnen jede Idee von Wohlwollen und Mitleid fremd. Gegen ihre Untergebenen ſtolz, hart und anmaßend, ſind ſie gegen ihre Obern kriechend und demüthig und gegen Mächtige vom unedelſten knechtiſchen Benehmen. Die Habſucht iſt unglaublich und würde mehr wie einmal das Sprüchwort wahr machen, daß Einer von ihnen ſein Auge hingeben würde, um an deſſen Stelle eine Goldmünze zu ſetzen. Sie ſcharren Reichthümer zuſammen, ſtellen ſich aber arm dabei. Dazu ſind ſie fanatiſch, gleißneriſch und grauſam, verabſcheuen alle Fremden, verfolgen die Chriſten und unterdrücken auf die ungerechteſte Weiſe die Juden; beſonders aber haſſen ſie die Türken, weil ſie dieſelben für Ketzer und Propagandiſten, und die römiſchen Katholiken, weil ſie dieſe für Götzendiener halten. Bei körperlichen Züchtigungen, bei Schmerzen und Leiden überhaupt zeigen ſie die kalte Unempfindlichkeit der Wilden." Wir haben aus dem Sündenregiſter der Mauren nur das wichtigſte ausgewählt; denn Gräberg de Hemſö erzählt noch viel mehr von ihnen. Die Frauen leben ganz abgeſchloſſen, und ſie wie ihre Männer glauben: Gott habe das Weib nur zum Sinnengenuß und zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts geſchaffen. Die Frauen ſind daher damit zufrieden, in ihrem Harem eingeſchloſſen zu werden, und ſie würden es als Beleidigung betrachten, wenn ihr Gatte ſie fremden Blicken vorſtellte.

Die Beduinen haben wir ſchon in Aſien kennen gelernt, und bemerken daher nur, daß wir Taf. 367 *Fig. 4* u. *5* auch arabiſche Karavanen ſowie *Fig. 1—3* ägyptiſche Fellahs und Beduinen mit ihren Zelten abgebildet haben, und zwar während eines durch zwei Beduinen ausgeführten kriegeriſchen Tanzes.

Die Abyſſinier.

Die Abyſſinier (Habbeſch, Habeſſinier) bewohnen das oſtafrikaniſche Hochland und ſind ein ſemitiſcher Stamm, der ſich ſelbſt am liebſten Ajazjan, aber auch oft Itjopjawan (Aethiopier) nennt, weil er ſich unter den eigentlichen Aethiopiern niedergelaſſen. Sie ſtammen von den Kuſchiten in Arabien ab, daher ſie, wie ihr Stammvolk, in der Bibel Kuſch heißen. Noch vor Moſe müſſen ſie den ſchmalen Meeresarm des arabiſchen Buſens überſchritten und ſich des nachmaligen Königreichs Tigre bemächtigt haben. Das Wort Habbeſch bedeutet eigentlich ſo viel wie „gemiſchtes Volk", und im gegenwärtigen Zuſtande erſcheinen die Bewohner des oſtafrikaniſchen Hochlandes wirklich als ein ſolches. Die Mehrzahl der Bevölkerung iſt ein ſchön geformter Menſchenſchlag der kaukaſiſchen Race, mit der Geſichtsbildung der Nomaden Arabiens. Das Geſicht iſt oval, die Naſe fein zugeſchärft, der Mund wohl proportionirt, mit regelmäßigen, nicht im geringſten aufgeworfenen Lippen, lebhaften Augen und ſchön geſtellten Zähnen; etwas gelocktes, aber auch glattes Haupthaar und eine mittlere Körpergröße charakteriſirt ſie außerdem. Der größere Theil der Bewohner der Hochgebirge von Simen und der Gefilde um den Zanaſee, ſowie die Felaſcha oder Juden, die heidniſchen Gamant und die Agows gehören, trotz der Verſchiedenheit ihrer Sprachen und Dialekte, zu dieſem Volksſtamme. Eine zweite Abtheilung der Bewohner Abyſſiniens hat eine minder zugeſchärfte und durchgehends etwas gekrümmte Naſe, dicke Lippen, längliche nicht ſehr feurige Augen, ſowie ein ſe

gekräuſeltes, dichtes, beinahe wolliges Haar. Zu ihnen gehört ein Theil der Bewohner der abyſſiniſchen Küſte, der Provinzen Hamaſen und der andern Diſtricte längs der nördlichen Grenze von Abyſſinien. Drittens nennt Rüppel, dem wir in unſerer Charakteriſtik der Abyſſinier folgen, die Galla, wozu auch die Schoho gehören. Die im Allgemeinen wenig anſprechenden Geſichtszüge dieſes Stammes findet man ziemlich häufig bei den Bewohnern der Provinz Tigre und unter der Soldateska der meiſten andern Diſtricte. Negerphyſiognomien gewahrt man nur bei den von Weſten her eingeführten Schangallaſklaven und deren Baſtardabkömmlingen. Mit Ausnahme dieſer, welche durchaus ſchwarz ſind, iſt die Hautfarbe der übrigen Bewohner Abyſſiniens ſehr verſchieden, vom hellen Braungelb bis zum dunklen Schwarzbraun.

Die Abyſſinier werden als ebenſo verdorben wie die Mauren geſchildert. Reiſende ſchildern den moraliſchen Zuſtand mit den ſchwärzeſten Farben: was Treu und Glauben und jede andere Tugend ſei, iſt ihnen unbekannt geworden; ihr ganzes Weſen beſteht aus allen Laſtern, deren das menſchliche Herz nur irgend fähig iſt, und davon ſind die chriſtlichen Bewohner keineswegs ausgenommen. Die Ehe kennen ſie nur dem Namen und der Form nach; beide Gatten laſſen ſich gehen, wie der ſinnliche Trieb ſie führt, und dies fängt bei den Vornehmen an und pflanzt ſich von da auf deren Umgebungen fort, und ſo wird Immoralität überall verbreitet. Sie iſt aber um ſo gefährlicher, als der äußere Schein ſtreng aufrecht erhalten wird. In Mitten dieſer allgemeinen Entſittlichung zeigen ſich doch einige Spuren guter Eigenſchaften, und dahin iſt vorzüglich die Gaſtfreundſchaft, der Schutz und die Sicherheit zu zählen, die ſie dem Fremdlinge gewähren. Von einer geordneten Regierungsweiſe iſt in Abyſſinien nicht die Rede. Das ganze Land iſt der Anarchie verfallen, worin der Mächtigere und Liſtigere ſo lange das Regiment führt, bis er von einem Andern überflügelt wird. Rüppel ſagt: Die Geſchichte der letzten ſechzig Jahre zeigt eine vollkommene politiſche Auflöſung des Landes und dreht ſich blos um die Häuptlinge, welche in den verſchiedenen Provinzen, als gleichſam voneinander unabhängige Staaten, ſich zu unumſchränkten Herrſchern aufwarfen, durch Liſt und Kühnheit ihre Nebenbuhler verdrängten, und dann meiſtens wieder ſelbſt durch die Treuloſigkeit ihrer Verbündeten geſtürzt wurden. So herrſchten denn immerwährend Bürgerkriege, deren Folge eine zunehmende allgemeine Verarmung iſt. Das Grundeigenthum hat faſt keinen Werth mehr, der Ackerbau wird faſt ganz vernachläſſigt, und die Viehzucht iſt ſehr im Abnehmen. Auch der Verkehr iſt wegen der großen Unſicherheit oft ganz unterbrochen. Die meiſten Wohnungen ſind kleine, ſchmutzige Strohhütten, umgeben von einer hohen Dornenumzäunung zum nächtlichen Schutze der Hausthiere. Nur wenige Häuſer haben eine gewöhnlich 4 Fuß hohe, kreisförmige Steinmauer als Baſis, ſowie ein ſolides, koniſches Strohdach, das in der Mitte auf einem Hauptpfeiler ruht und außerdem von einer kreisförmigen Reihe hölzerner Stützen getragen wird. Das Tageslicht kann nur durch die kleine Hausthür eindringen. In Baharnegaſch im Reiche Tigre haben die Häuſer flache Dächer, auch wohnen manche Abyſſinier noch, wie in alten Zeiten, in Höhlen, oder man errichtet Mauern in geraden Winkeln an den jäheſten Bergabhängen, und legt darüber ein Raſendach, ſodaß es mit dem Bergabhange völlig eins wird und das Ganze dadurch das Anſehen einer Höhle gewinnt. Städte gibt es ſehr wenig, und ſie beſtehen meiſtens nur aus Gruppen kegelförmiger Strohhütten. Die Kleidung der Abyſſinier iſt einfach und beſteht theils aus Fellen, theils aus Baumwollzeug. Kurze, gewöhnlich weite Beinkleider und ein Tuch um die Schulter geworfen, machen gewöhnlich den ganzen Anzug aus. Die Vornehmen haben jedoch ein Hemd von weißem indiſchen Zeuge, mit engen Aermeln und ſehr feinen bunten Seidenſtickereien; darüber werden mehre baumwollene Talare geworfen. Arm-, Hals- und Fußſpangen ſind von Silber. Rothe Pantoffeln werden von Aegypten eingeführt, ſchwarze aber im Lande verfertigt. Die Weiber verhüllen ſich bis ans Kinn, und die Aermel fallen bis auf die Fingerſpitzen herab. Die Waffen der Männer ſind hauptſächlich Schild und Lanze. Ein krummes Meſſer, das 16 Zoll lang und unten 2 Zoll breit iſt, ſteckt auf der rechten Seite in einem baumwollenen Gürtel. Uebrigens zeigen ſich auch hier, wie in allen andern Ländern, kleine Abweichungen an Kleidung und Wohnung (Taf. 395 *Fig. 1* abyſſiniſche Männer und Frauen, *Fig. 2* Reiſende).

Die Fezzaner und die Biſcharihn.

Die Fezzaner bewohnen die Oaſe Fezzan oder Feſſan, und ſind ſowol in Farbe wie in Geſichtsbildung verſchieden und daher wol ein Gemiſch mehrer Völker. Die Bewohner des Nordens ſind weiß wie die Araber; bei Morzuck aber tritt ein Farbenwechſel ein, und man bemerkt einen Uebergang von jener hellen Farbe zum Dunkel der Mulatten und von da bis zum Schwarzen der ſüdlich lebenden Fezzaner, die an den Tuarikzweig der Berbern erinnern. Hornemann hält die Bewohner der Landſchaft Schati für den eigentlichen oder Hauptſtamm der Fezzaner. Sie ſind von mittlern Wuchſe, dunkelbraun, mit ſchwarzem nicht langem Haar, ziemlich regelmäßigen Geſichtszügen und weniger eingedrückter Naſe als beim Neger. Die Geſtalt der Männer iſt im Allgemeinen nicht ſchön; die Frauen ſind auffallend häßlich, und beide Geſchlechter ſind ohne Kraft und Muth. Sie lieben Geſang und Muſik, und ſind zwar fröhlich, zuvorkommend und gaſtfrei geweſen, aber unter dem Drucke der Regierung ungaſtfreundlich, gierig, treulos und heimtückiſch geworden. Die Fezzaner haben die arabiſche Sprache angenom-

men, ſprechen ſie aber in rauhem und harten moghribſchen Dialekte. Sie ſind zwar Mahommedaner, miſchen aber allerlei heidniſche Vorſtellungen in ihre Religion. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt der Handel, und Morzuk, die Hauptſtadt des Landes, iſt der vornehmſte Sammelplatz und Marktort für die Karavanen, die von Kahira (Kairo), Benghaſi und Tripolis den Verkehr mit den Sudaländern unterhalten. Einige Gewerbe, Acker- und Gartenbau werden in Fezzan auch betrieben. Ihre Kleidung beſteht in einem groben, leinenen oder baumwollenen Hemde, eben ſolchen Beinkleidern und Sandalen von Kameelhaut. Gehen ſie aus, ſo werfen ſie auch wol eine wollene Decke, Abben oder Dſcherid genannt, um, und Freitags ſetzen ſie wol auch einen Turban auf und ziehen gelbe Pantoffeln an. Die Frauen haben vorn am Hemde Stickereien, und als vorzüglichſter Schmuck betrachten ſie ihren Kopfputz und die Ringe an Armen und Füßen. An letztern tragen ſie ſtets rothe Pantoffeln. Die Häuſer, aus Lehmſteinen gebaut, ſind niedrig und ſehr unbequem.

Die Biſcharihn (Biſherin, Biſcharijin) wohnen nördlich von Abyſſinien, öſtlich von den Barabra auf der Weſtſeite von Maſſaua bis Suez, auf den Gebirgen die das Rothe Meer begleiten. Sie ſcheinen die Nachkommen der im Mittelalter mächtigen, zu beiden Seiten des Rothen Meeres den Welthandel beherrſchenden Bega oder Bedſcha zu ſein, in noch früherer Zeit aber von der Inſel Meroë aus das ganze Nilthal bis Aſſuan beherrſcht zu haben und alſo von den echten Aethiopen, im engern Sinne, den Aethiopen des blühenden Meroë abzuſtammen. Die Biſcharihn theilen ſich in drei Abtheilungen; in die eigentlichen Biſcharihn, in die Hadharebe oder Adareb und die Ababdeh. Sie reden jedoch eine Sprache und ſind in der Geſichtsbildung, wie im ganzen Aeußern, den Barabras des Nilthals und zum Theil den Bewohnern von Abyſſinien ſehr ähnlich. Ihre Farbe iſt das dunkelſte Braun, faſt Schwarz, ohne daß das Geſicht den Negertypus zeigt. Das Volk iſt räuberiſch und kriegeriſch, und die zahlreichen einzelnen kleinern Stämme leben immer in Feindſchaft und Krieg miteinander.

Die Bewohner Aegyptens.

Die Haupttheile der Bevölkerung Aegyptens ſind Kopten, Araber und Türken, außerdem Juden u. ſ. w. Der kleinſte, aber herrſchende, bevorzugte Theil ſind die Türken, die Araber der größte, die Kopten der älteſte. Die Araber machen entweder die Ackerbauer (Fellahs) oder Handwerker, und die weiten Wüſtenräume durchziehen viele arabiſche Wanderſtämme oder Beduinen, die früher als Räuberhorden Aegypten unſicher machten, jetzt aber durch den Beherrſcher des Landes ſo gut wie entwaffnet ſind.

Von den Kopten mögen im ganzen Lande noch etwa 150,000 zerſtreut leben. Sie ſind von mittler Größe, dick, dunkelgelbbraun von Farbe, mit ſchwarzen Haaren, eingedrückter Naſe, aufgedunſenen Lippen, ſchwarzen vorſtehenden Augen und trübem Blicke, haben ihre eigene Sprache, ſprechen aber gewöhnlich die arabiſche, ſind verſtändig, klug, ernſthaft, ausdauernd und werden von den Türken als Schreiber, Steuereinnehmer, Tagelöhner u. ſ. w. benutzt. Kopten wohnen auch in Nubien, Abyſſinien, Cypern u. ſ. w. Ihre Religion iſt die griechiſch-chriſtliche, nach den Grundſätzen des Eutychius. Die Moslim-Aegypter machen die Mehrzahl der Einwohner Aegyptens aus. Sie ſind Abkömmlinge verſchiedener arabiſcher Stämme und Familien, welche ſich zu verſchiedenen Perioden in Aegypten niedergelaſſen haben; allein durch Vermiſchung mit den Kopten und andern Stämmen, ſowie durch die in Aegypten herrſchenden Sitten, hat ſich der arabiſche Charakter ſehr verwiſcht. Sie ſind von mittler Größe und meiſt wohlproportionirt, die Männer muskulös und ſtark, die Weiber ſchön geformt. Die Haut iſt ſehr hellgelb und weich, doch bei den Bewohnern Mitteläg̈yptens mehr braungelb, in den ſüdlichen Provinzen dunkelbronzefarbig oder braun und gegen Nubien hin ſogar faſt ſchwarz. Das Geſicht iſt meiſt ſchön, oval, mäßig groß, doch hervorſtehend, die ſchwarzen glänzenden Augen liegen tief in den Höhlen, die Naſe iſt gerade und etwas dick, der Mund wohlgebildet mit meiſt etwas vollen Lippen, die Zähne vorzüglich ſchön, der Bart gewöhnlich ſchwarz, kraus, aber etwas ſpärlich. Die Kleidung iſt die gewöhnliche der Mohammedaner. Die Männer, welche nicht der ärmſten Claſſe angehören, tragen lange Beinkleider und einen langen weiten Rock (Hemde) von Linnen oder Kattun, oder auch von wollenem Zeuge (meiſt blau oder braun), welcher vom Halſe an bis zur Mitte des Leibes offen iſt. Ueber dieſem tragen einige einen weißen oder rothen wollenen Gürtel. Der Turban beſteht in der Regel aus einem weißen, rothen, oder gelben Shawl, oder einem Stücke groben Kattun oder Mouſſelin, das ſie um eine weiße oder braune Filzmütze winden. Die Beinkleider ſind weit. Manche Aegypter ſind jedoch ſo arm, daß ſie weder dieſe noch einen Turban, ſondern nur einen blauen oder braunen Rock tragen. Bei kaltem Wetter bekleiden ſich viele mit einem Mantel. Die Schuhe ſind von rothem oder gelbem Leder oder Schaffelle. Alle Aegypter laſſen ſich die Kopfhaare abſcheeren, bis auf einen kleinen Schopf auf dem Wirbel. Frauen aus der niedern Volksclaſſe tragen lange Beinkleider und darüber ein weißes oder blaues Hemde mit langen weiten Aermeln, und den Kopf umwinden ſie mit einem ſchlechten Tuche; die mit ſchlechtem Metall u. ſ. w. gezierten Haare laſſen ſie in Flechten herabhängen. In den Ohrläppchen, auch wol in dem Naſenknorpel tragen ſie Ringe. Ein großer Schleier umhüllt ſie, und ſteht mit einem leinenen durch Bänder ſo in Verbindung, daß nur die Augen frei bleiben, das ganze übrige Geſicht hingegen verdeckt iſt. Nur von der Stirn erſcheint ein

kleiner Theil, der aber auch durch ſchwarze und blaue Schnörkel ſehr entſtellt iſt. Bei den Vornehmen gleicht der Schnitt der Kleider ziemlich dem der Männer; doch iſt Alles feiner und prachtvoller, und über dem Hemde tragen ſie ein leichtes Atlasgewand. Beim Ausgehen wird ein Mantel und ein langer ſchwarzer ſeidener Schleier übergeworfen; der Kopfputz iſt mannichfaltig.

In Speiſen und Getränken ſind die Aegypter mäßig, ſogar der Reiche und Vornehme theilt die Einfachheit in der Mahlzeit mit den Armen. Reinlichkeit des Körpers iſt eine Hauptſorge, namentlich den Weibern. Aberglaube, Hang zu ſinnlichen Vergnügungen herrſcht dagegen überall. Auch ſchildert man die Aegypter als geizig, heuchleriſch, verrätheriſch, diebiſch, feige und träge. Im Ganzen gleichen die Sitten und Gebräuche denen der Osmanen. (Taf. 367 *Fig. 1* u. *3* ägyptiſche Fellahs und Beduinen, *Fig. 2* Tänze und Zelte derſelben, *Fig. 4* u. *5* arabiſche Karavane in Aegypten. Taf. 25 *Fig. 1* m Kopfbedeckung eines koptiſchen Patriarchen, n eines koptiſchen Prieſters, o eines Aegypters, p eines ägyptiſchen Kameeltreibers und d des Volkes in Kairo. Taf. 372 *Fig. 7* vornehme Frau aus Kairo, und Taf. 367 *Fig. 6* eine Hochzeit von Kairo.)

Die Berbern.

Die Berbern, die ſich aber ſelbſt Amazirghen nennen, d. h. Edle, Freie, ſind die echten Nachkommen der älteſten Bewohner von Mauritanien, Numidien und Libyen, oder des Moghrib (Abendlandes), wie die Araber das nördliche Afrika nennen. Sie wohnen von dem hohen Weſtufer des Nils und der Oaſenkette, die auf der Abendſeite Aegypten begleiten, bis zur Küſte des Atlantiſchen Oceans, und vom Ufer des Mittelländiſchen Meeres und den Höhen des Atlasgebirges bis zum ſüdlichen Rande der großen Wüſte. Sie gehören dem ſemitiſchen Stamme an, ſind aber in viele Stämme mit verſchiedenen Dialekten eingetheilt: 1) Tamazirgt, a) eigentliche Berber oder Amazirghen, b) Schellöchen oder Schilluk. 2) Schowi, das ſind Berber in Algier und Tunis, heißen aber auch Kabylen und Zuaven. 3) Die Einwohner von Wadreag und Wurgelah oder Wagela, welche den Eregeiahdialekt ſprechen. 4) Die Beni-Mozab. Die Berberrotten der Mozabis, Biscaries, Wadreaganer und Wergelaner wohnen innerhalb der Grenze des alten Gätulia und ſind mit Beduinenarabern untermengt. 5) Die Tuariks, die Bewohner der großen Wüſte Sahara, welche den Tergiahdialekt ſprechen.

Die Neger.

Der äthiopiſche Menſchenſtamm (Negerrace) hat ſeinen Wohnſitz in Afrika und zwar in denjenigen Gegenden, welche ſich vom ſüdlichen Rande der Sahara bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung erſtrecken, alſo eigentlich in ganz Mittel- und Südafrika. Auch hier zeigen ſich mancherlei Schattirungen ſowol in äußerer Bildung als in Sitten. Die phyſiſchen Eigenſchaften, ſagt Pritchard, ſtehen bei den afrikaniſchen Völkern in einer augenſcheinlichen Beziehung zu ihrem moraliſchen und geſelligen Zuſtande und zu dem verſchiedenen Grade von Barbarei und Civiliſation, in welchem ſie leben. Die Stämme, bei welchem der Negertypus in einem ſehr hohen Grade ausgebildet iſt, ſtehen gleichmäßig auf der niedrigſten Stufe der menſchlichen Geſellſchaft; ſie ſind entweder grimmige Wilde, oder ſie ſtellen ſich uns als dumme, ſinnliche und träge Geſchöpfe dar, die ſich kaum über das Thierleben erheben, wie die Papeln, Bullons und andere rohe Horden auf der Küſte von Weſtguinea, und viele Stämme an der Sklavenküſte und der Bucht von Benin, Länder, wo der Sklavenhandel in der größten Ausdehnung betrieben worden und noch im Schwunge iſt, und wie gewöhnlich ſeinen verderblichen Einfluß ausgeübt hat. Auf der andern Seite aber, wo wir von einem Negerſtaate hören, deſſen Bewohner einen beträchtlichen Fortſchritt in ihrem geſelligen Zuſtande gemacht haben, finden wir beſtändig, daß ihr phyſiſcher Charakter beträchtlich von dem ſtark ausgeprägten Negertypus abweicht. Die Aſhantis, Sulimas und Dahomer können als Beiſpiele dafür dienen. Die Neger von Guba und Hauſſa, wo lange Zeit ein beträchtlicher Grad von Civiliſation herrſchte, ſind vielleicht die ſchönſte Race echter Neger auf dem Continente, wenn nicht die Dſcholoffer auszunehmen ſind. Dieſe waren ſeit der Zeit ihrer erſten Entdeckung durch die Portugieſen ein verhältnißmäßig civiliſirtes Volk. Der Glaube an Einen Gott hat unter den Negern nur wenig Raum gewonnen. Ein großer Theil derſelben verharrt innerhalb der roheſten Begriffe von religiöſen Dingen, ein anderer Theil beſteht aus Götzendienern, ein dritter iſt von den Mauren zum Mohammedismus bekehrt worden. Der Islam, obgleich ſehr verſtümmelt, hat ſich in ganz Mittelafrika eingebürgert; hier ſind die Fulaher und Mandinger die eifrigſten in der Religion, und jetzt die Glaubensboten, die der Verbreitung des Chriſtenthums von der Küſte aus ſehr große Hinderniſſe entgegenſtellen. Nur im ſüdlichen Afrika, unter dem Volksſtamme der Beſchuanen, auf deren Hochland der Islam nicht gedrungen, hat die chriſtliche Lehre feſten Fuß gefaßt.

Bei Betrachtung der vorzüglichſten Negerſtämme beginnen wir mit den im Weſten ſeßhaften auf dem Hohen-Sudan, wo die Fulaher und Mandinger die mächtigſten ſind.

Einen weiten Raum, über 45,000 Quadratmeilen bewohnen die Fulahs. Sie verbreiten ſich vom Atlantiſchen Ocean, unfern der Mündung des Senegal und von Senegambien im Weſten bis zu den Königreichen Bornu und Mandara im Oſten, und von der Wüſte Sahara im Norden bis zu den Gebirgen von Guinea oder Kong im Süden. Die Fulahs heißen auch Foules, Fulbies, Fellanys, Fal-

latahs, Fellatahs, Peuls u. ſ. w. Namen, welche eigentlich verſchiedenen Stämmen angehören, die aber durch gleiche Sprache ſich zu Einem Volke vereinigen. In Senegambien und dem Gebirgslande hinter Sierra Leone haben die Fulahs vier Hauptſtaaten gebildet: Futa-Toro, Futa-Bondu, Futa-Dſchallon und Fulahdu. Dieſe vier Hauptſtaaten werden von einem Wahloberhaupte regiert, das den Titel Almamy (El Imam) führt und als Vorſitzender einer oligarchiſchen Rathsverſammlung betrachtet werden kann. In andern Negerländern, wo dieſe Nomadenſtämme eingedrungen ſind, zahlen ſie den Landesherrn Tribut für das Land, welches ſie beſetzt halten. Die Fulahs weichen übrigens ſo von der eigentlichen Negerrace ab, daß viele Reiſende geneigt ſind, eine beſondere Race aus ihnen zu bilden. Ihre Hautfarbe hat man abwechſelnd bald bronze, bald kupferroth und röthlich, zuweilen ſogar weiß genannt. Mungo Park fand ſie in den weſtlichen Gegenden von Senegambien ſchön, und Crowther am Quorra meiſtens mit lohfarbener Haut, ſeidenem Haar und angenehmen Geſichtszügen. Ebenſo ſagte Oldendorp von einem Fulah: ſeine ſchwarzen Haare waren wie die der Europäer, ſeine Farbe weniger ſchwarz als die der Neger, die Naſe nicht ſo ſtumpf, die Lippen ſchwarz, nicht roth wie die der Neger. Nach Vater's Vermuthung gehören die Fulahs zu einer Mittelgattung zwiſchen den eigentlichen Negern und den afrikaniſchen Weißen. Die Fulahs ſind ein kriegeriſches Hirtenvolk, haben ſich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts politiſch organiſirt, und einen großen Theil des Sudan unter ihre Herrſchaft gebracht, auch Sackatu, die Hauptſtadt des Reichs, 1805 gegründet. Die Fulahs ſind ſtrenge Mohammedaner und von großem Eifer für das Proſelytenmachen beſeelt. Sie üben auf den moraliſchen und geſellſchaftlichen Zuſtand von Innerafrika einen mächtigen Einfluß, und vielleicht ſind ſie das Werkzeug für die künftige Geſittung von Afrika. Die Häuſer der Wohlhabenden ſind aus cylindriſchen Luftziegeln gebaut, ein Stock hoch, nur mit zwei Zimmern verſehen, mit plattem Dache und übertüncht mit ſehr weißem Eſtrich. Zum Abzuge des Rauches dient ein Loch im Dache. Die ärmern Claſſen wohnen in kleinen kegelförmigen Hütten, die von Baumſtämmen zuſammengeſetzt und mit Stroh bedeckt ſind (Taf. 372 im Hintergrunde zwiſchen *Fig. 8* u. *10*). Auch die Moſcheen ſind aus Luftziegeln gebaut. In Häuſern und Hütten herrſcht große Reinlichkeit, und auf Erbauung und Erhaltung guter Straßen und Wege wird ſehr geſehen. Ein Paar lange weite Beinkleider von Baumwolle, ein Hemd und ein kegelförmiger Strohhut machen die Kleidung der Fulahs aus. Das Zeug dazu wird von ihnen ſelbſt gewebt und ſchön blau gefärbt. Sie weben auch Tücher aus der langen Wolle ihrer Schafe. Nach Oldfield ſchmücken die Fellatahsfrauen ſich ſehr umſtändlich, ſodaß ihre Toilette mehre Stunden einnimmt. Ihre Zehen und Hände werden ſchön purpurfarbig gefärbt; auch färben ſie ihre Vorderzähne verſchieden, einen blau, einen andern purpur, wieder einen gelb und der vierte bleibt weiß. Die Augen werden mit Schwefelſpießglanz bemalt, und ihr Haar wird in vier ſenkrechte Bündel von 4—5 Z. Länge geflochten. Sie beſchmieren ſich mit einer rothen Farbe, welche die Farbe der Haut erhöhen und den Geruch der Ausdünſtung verbeſſern ſoll. Ihren Körper halten ſie reinlich, und ſie waſchen ſich zweimal des Tages im Fluſſe. Derſelbe Beobachter ſagt auch, daß die Fellatahs ſehr den Tanz und andere Beluſtigungen lieben und wie alle Neger, die er kennen gelernt, ihre Nächte bei Neu- und Vollmond damit zubringen.

Die Mandingos folgen nach Zahl und Macht den Fulahs im weſtlichen Theile von Mittelafrika, wo ſie das obere Gebiet des Senegal, der Gambia und des Dſcholiba-Quorra bewohnen, aber von hier aus ſich auch über alle Nachbarländer verbreitet haben, und daſelbſt, wenn auch nicht die Mehrzahl, doch den wohlhabendſten, gebildetſten und einflußreichſten Theil der Einwohner ausmachen. Sie ſind wirkliche Neger, ſchwarz mit einer Beimiſchung von Gelb, arbeitſame und induſtriöſe Ackerbauern, welche ihr Land in einem gut gebauten Zuſtande erhalten und einen guten Vorrath von Rindvieh, Schafen und Ziegen, aber, wie die Fulahs, keine Schweine ziehen. Sie haben ihre Schulen und lernen von ihren Prieſtern leſen und ſchreiben, und ſind eben ſo eifrige Mohammedaner wie die Fulahs. Sie ſind gebildeter als andere Negernationen, haben einen milden Charakter, ſind gefühlvoll und wohlwollend, und zwar wol in Folge ihrer Vorliebe für Handel und Wandel und ihrer Reiſen, auf denen ſie viele Zeit zubringen. Die Mandingos treiben auch Fiſcherei, und haben ihre Leder- und Eiſenmanufacturen. Sie bilden nicht Einen Staat, ſondern ſind in mehre Gemeinſchaften geſpalten, die nicht ſelten gegeneinander Krieg führen, und bald beſchränkt monarchiſch, bald republikaniſch regiert werden. Die wichtigſten dieſer Staaten ſind Bambuk, berühmt wegen ſeiner Goldbergwerke, Satadu und Konkadu.

Trotz ihrer Betriebſamkeit auf dem Felde wie im Handel lieben die Mandingos die Bequemlichkeit und Ruhe, treiben weder Jagd noch Vogelfang, und ihre Hauptergötzlichkeiten beſtehen im Schmauſen und einer Art Bretſpiel. Die Mandingoſprache ſpaltet ſich in mehre Dialekte und zwar 1) in den der Bambukis, Einwohner des Königreichs Bambuk; 2) in den der Kurankos, ein Stamm, welcher in ſeinen Sitten mehr den rohen Timmanis als den gebildeten Mandingos gleicht: die Männer dieſes Stammes kämmen ihr ſtark wolliges Haar in große Kugeln über beide Schläfe, feilen ihre Zähne ſpitzig zu und tatowiren Bruſt und Rücken; 3) der Dialekt der Bambarras, welche zum Theil noch Heiden ſind; 4) der der Dſchalonkas im höchſten Theile von Senegambien;

5) der Dialekt der Sokko oder Aſokko, welche ihre Wohnſitze öſtlich von Dſchallonkadu längs des Konggebirges in den Ländern hinter der Goldküſte haben; ſie ſcheinen civiliſirter zu ſein als andere umliegende Nationen, und ihre Religion iſt ein Gemiſch von Chriſtenthum und Mahommedanismus, wobei wahrſcheinlich auch Landesbegriffe und Gebräuche zum Grunde liegen; 6) der Dialekt der Serrawallis, die auch Serrakhalehs, Saracolets, oder Tilubunkoes heißen und das Land Galam oder Kadſchaaga bewohnen. Es iſt jedoch nicht ganz ſicher erwieſen, ob dieſes letztere Volk den Mandingos zuzuzählen iſt, wiewol man ihre Sprache in einem großen Theile des nördlichen Mandingolandes verſteht.

Die Dſcholoffer (Dſchalofs, Jolufs, Walofs, Wolofs) wohnen im Niederlande von Senegambien zwiſchen dem Senegal und der Gambia. Weniger zahlreich als die Fulaher und Mandingos haben ſie ſich doch immer als ein mächtiges, thätiges und kriegeriſches Volk hervorgethan. Sie ſind groß und ſchlank, haben regelmäßige Geſichtszüge, eine etwas abgerundete Naſe, nur wenig dicke Lippen, wolliges, krauſes Haar und ganz dunkelglänzend ſchwarze Haut. Man ſchildert ſie als die ſchönſten Neger dieſes Theils von Afrika und ihre Weiber als vorzüglich ſchön. Man nennt ſie übrigens hochmüthig, boshaft, rachſüchtig, lügneriſch und betrügeriſch, gefräßig, unmäßig im Branntweintrinken und träge und arbeitsſcheu. Als einzige gute Eigenſchaft führt man an, daß ſie gaſtfrei ſind. Ihre Zauberer und Wahrſager ſtehen bei ihnen ſehr in Ehren. Ihr einziger Reichthum beſteht in einem kleinen Viehſtande. Sonſt ſtanden ſie unter einem einzigen Fürſten; jetzt ſind ſie in viele kleine Staaten getheilt, die von übermüthigen Despoten regiert werden. Zu ihnen gehören auch die Serreren, welche in der Nähe des grünen Vorgebirges und auf den Grenzen der Dſcholoffländer als Hirtenvolk leben und ganz nackt gehen.

Die heiße und fruchtbare Goldküſte erſtreckt ſich in Weſtafrika vom Fluſſe Suciro bis zum Voltafluſſe. Das Land beſitzt außer den Erzeugniſſen des Pflanzen- und Thierreichs, auch einen großen Reichthum an gediegenem Golde, daher der Name dieſer Küſte. Freilich iſt durch die Europäer dieſe ergiebige Quelle des edeln Metalls faſt verſiegt. Die Neger der Goldküſte kommen denen am Senegal und Gambia nicht gleich, ſind aber ebenſo wohlgeſtaltet wie ſie. Ihre Hautfarbe iſt tiefglänzend ſchwarz, die Augen ſind lebhaft und die Zähne weiß. In der Jugend ſuchen dieſe Neger gewöhnlich das Wachſen der Barthaare zu hemmen, im Alter tragen aber viele einen ſchön gekräuſelten Bart. Die Kopfhaare werden bis auf einen Schopf am Scheitel abgeſchoren. Die Frauen zieren dieſen Schopf mit bunten Federn und goldenen Nadeln. Den Körper bemalen letztere mit gewöhnlich weißen Figuren, das Geſicht wird meiſt blau und grün geſchmückt. Der größte Theil des Körpers bleibt bei beiden Geſchlechtern ohne Kleidung. Beine und Arme umgeben ſie mit metallenen Ringen. Die Waffen ſind Spieße, Pfeile und Bogen, Flinte und Meſſer. Ein Schild dient zum Schutze gegen den feindlichen Angriff. Außerdem behängen ſie ſich noch mit einem Gefäße zum Proviant, mit einer Kalebaſſenſchale zum Trinken, und auch ein ſtarkes Baſtſeil wird beim Ausziehen zum Kampfe nicht vergeſſen, um die Gefangenen damit zu feſſeln. Ueber den Kopf hängt der Krieger auch wol noch die getrocknete Kopfhaut eines erlegten Thieres, die er mit Blut beſchmiert. Die Wohnungen beſtehen aus Flechtwerk, mit Lehm überzogen, ſind rund und haben ein Dach von Palmenzweigen. Oben ragt ein Büſchel Schilf wie ein Federbuſch hervor. Da jedes Haus nur ein Gemach hat, beſitzt jeder Familienvater gewöhnlich mehre Häuſer, die er mit einem Zaune umſchließt. Doch haben Vornehme, durch die Europäer zum Luxus gewöhnt, auch größere Häuſer mit mehren Zimmern. Bei der großen Fruchtbarkeit macht der Ackerbau nur wenig Mühe. Als Schmiede zeigen ſich dieſe Neger nicht ungeſchickt, und ſelbſt Flinten können ſie jetzt verfertigen. Niedliche Körbe, Matten und Sonnenſchirme können ſie recht geſchickt flechten. In der Nahrung wählen ſie nicht lange, und ſie eſſen manche Thiere, die wir nicht gern anrühren würden. Man findet auch bei den Negern der Goldküſte, wie bei allen Negern, welche mit Europäern zuſammenkommen, die ſeltſamſte Miſchung von Gutem und Böſem. Sie ſind ſanft, theilnehmend, gaſtfrei, aber im hohen Grade Sklaven ihrer Sinne, Alles für deren Befriedigung aufopfernd. Dabei ſind ſie ſtolz, und drücken wo ſie herrſchen können. Als Feinde ſind ſie unverſöhnlich, und ihr Durſt nach Rache iſt groß. Der Menſchenhandel härtet ſie ab; die Begierde nach dem Feuerwaſſer, nach dem Branntwein der Europäer, erſtickt in ihnen alle zarten Gefühle, und dennoch lieben ſie ihre Kinder, denen ſie große Sorgfalt widmen. Wie alle Neger geben auch ſie ſich gern einer trägen Ruhe hin, und haben ſie Sklaven, ſo müſſen dieſe alle Arbeit für ſie übernehmen; beſitzen ſie ſolche nicht, ſo fällt die große Laſt der Arbeit auf die Frau. Alle Neger lieben den Tanz leidenſchaftlich. Auch geben ſie zuweilen eine Art pantomimiſcher Vorſtellungen. Glückſpiele werden oft mit großer Leidenſchaft geſpielt, Mancher wagt ſogar ſein ganzes Hab und Gut, ja ſelbſt ſeine Freiheit. Faſt jedes Dorf hat ſeinen Herrſcher oder König, der aber keine beſondern Unterſcheidungszeichen hat, wenn er nicht durch nähern Umgang mit den Europäern dazu veranlaßt wurde. Er herrſcht jedoch ſtreng und gewaltig, ſtraft an Geld und Gut, Freiheit und Leben, läßt ſich aber ſelbſt die ſtrengſte Strafe durch Geſchenke abkaufen. Die Gerechtigkeit wird ganz nach Willkür gepflegt. Die Religion der meiſten Neger der Goldküſte iſt die heidniſche; ſie ſind Fetiſchdiener, einige jedoch auch laue Mohammedaner oder Chriſten.

Bei ihnen, wie bei allen Negern, gilt Prieſteranſehen, herrſcht Prieſterliſt und drängt und drückt den unwiſſenden Armen. Gottesurtheile ſind bei ihnen üblich, und durch dieſelben wird oft die Rachſucht befriedigt, dem Geize Genüge geleiſtet und der Schuldloſe unterdrückt.

Zwiſchen der Gambia und Sierra Leone hauſen noch viele kleine Völkerſtämme, darunter 1) die Feluper (Fellups) in Dörfern der Walddickichte am Laſamanga und dem Oberlaufe des Vintain, der in die Linke der Gambia fällt. Unter ihnen wohnen 2) die Banyonen und ſüdlich von ihnen 3) die Papeln, eine wilde, grauſame, rachſüchtige und kriegeriſche Völkerſchaft. 4) Südlich von den Papeln leben die rohen und häßlichen Balanten. 5) Die großen, ſtarken, grauſamen, wilden Biſſagos bewohnen die Inſeln gleichen Namens. 6) Die Biafaren gelten als die ſchönſte Nation dieſer Küſte und wohnen am Geba, der Inſel Biſſao gegenüber, bis Koli, wo ſie 7) an die Baſaren reichen, welche Menſchenfreſſer ſein ſollen. In derſelben Nähe wohnen auch 8) die Natuben, welche durch den Rio Grande von den Biafaren getrennt ſind. Zwiſchen dem Rio Nunez und Sierra Leone, an den Ufern vier anderer ſchiffbare Ströme leben 9) die Zapen, 10) die Fulis, 11) die Cocolis und 12) die Nalez, ſämmtlich Götzendiener. Faſt alle dieſe Stämme ſchildert man als ſehr häßliche Wilde, mit groben und rauhen Geſichtszügen, platter Naſe und ſchmutziger, bleicher Farbe.

Die Suſus wohnen in den nächſten Umgebungen der britiſchen Niederlaſſung von Sierra Leone. An ſie reihen ſich die Buloms, auf deren Gebiete die genannte Colonie liegt und die ſich bis zur Inſel Sherbro erſtrecken. Dann folgen die Timannis und die Bagous oder Bagas. Alle vier ſind ſchöne, ſtarke Menſchen, mit einnehmenden Geſichtszügen, und weniger roh als die vorigen. Im Hochlande hinter Sierra Leone, ſüdlich von Futa-Dſchallon, im Quellgebiete des Mungofluſſes und des Rokelle oder Sale wohnen die kriegeriſchen, mächtigen Sulimas, welche zu den gebildetſten und ſchönſten Heidenvölkern gehören. An ſie ſchließen ſich, jenſeits der Quellen des Dſcholiba-Quorra, die jenen ähnlichen Sangarer an, und ſüdlich von ihnen wohnen die Kiſſi und Limbas. Von den vielen kleinen Stämmen, welche die Körner- und Pfefferküſte, und die Zahn- oder Elfenbeinküſte weſtlich, und öſtlich vom Cap Palmas, ſowie das Innere des Hinterlandes bevölkern, nennen wir nur die Kruhs (Kroomen, Karus), die Kangas, Mangries, Giens, Deys, Gorahs, Greybos, Baſſas, Fihs, Queahs (Keahs), Kaſſuhs, Quojer, Hondos, Folgier, Gebbe, Timmas, Quilliger und Puys. Auf der Elfenbeinküſte, zwiſchen dem Palmenvorgebirge und dem der drei Spitzen, und in dem Hinterlande dieſes Geſtades gelten die Quaquas als Hauptnation. Ferner gehören hierher die Iſinis oder Oſchin, die Ghiomos, Veteren und Eſieps, welche ebenfalls längs der Elfenbeinküſte wohnen. Im Hinterlande der Zahnküſte leben die mächtigen Buntakuhs, welche auf der Oſtſeite an das Reich der Aſchantis (Intas) grenzen. Letztere ſind wohlproportionirt, mit ſchönen, ovalen Geſichtern, funkelnden Augen, kleinen Ohren und hohen dicken Augenbrauen, nicht zu großem Munde, niedlichen, reinen, weißen Zähnen, friſchen, rothen Lippen, die nicht ſehr dick und niederhängend ſind und nicht ſehr breiter Naſe. Ihr Haar iſt lang, gelockt und ziemlich weich. Ihre Hautfarbe iſt tief ſchwarz. Ihre Religion iſt ein roher, blutiger Götzen- oder Fetiſchdienſt; ihre Regierungsweiſe iſt eine tyranniſche Despotie, und ihre Gefangenen mardern ſie bis zum Tode. Von den Intaſtämmen, von denen eigentlich die Aſchantis nur das Hauptvolk ſind, rings umgeben ſind die Akraer, ehemals mächtig, jetzt aber durch die Aſchantis ſehr zuſammengeſchmolzen. Sie ſind ebenfalls rohe Heiden. Die Foyer oder Dahomer ſind die Bewohner des Königreichs Dahomey oder Dahomett. Foyer heißen ſie nach dem Lande Foy oder Fouin, in welchem ſie früher wohnten und das nordöſtlich von ihrem gegenwärtigen Wohnſitze liegt. Sie haben ihre eigene Sprache, von welcher die Wida, Ardrah, Papaa und Atſche oder Watſche Dialekte ſind. Die Foyer ſind arbeitſam und haben es unter allen heidniſchen Negervölkern, trotz ihrer despotiſchen Regierung, am weiteſten in der materiellen Cultur gebracht, welches ſie der langen Verbindung mit den Europäern verdanken, welche ſich hier ſeit Jahrhunderten des Menſchenhandels wegen aufhalten. Die Foyer ſind wohlgeſtaltet und groß von Statur, doch haben ſie nicht die ſanften Züge der Akraer. Die Frauenzimmer ſind ſehr häßlich. Die Foyer zeigen ein merkwürdiges Gemiſch von Wildheit und Civiliſation, von Grauſamkeit und erhabener Geſinnung.

Im Innern des Deltalandes, welches der große Niger mit einem Netz von Kanälen und Stromrinnen überſpannt, ſind die Ibuer (Ibos, Eboes), zu beiden Seiten des Quorra, oſtwärts bis an den Calabarſtrom, das zahlreichſte Volk; andere Völker ſind die Igan, Evo, Bibi, Mokos (Mokko), Binins, Calbra, Camacons, Omuns, Acunu-Cunus und Inniong.

Die Bewohner des innern Afrikas theilt man nach ihren Sprachen in ſechs Hauptnationen: 1) Weſtſudaner oder Kiſſurer von Timbuktu; 2) Oſtſudaner, Hauſſaner oder Guberis; 3) Bornueſen; 4) Ejeoſer; 5) die Mobbaner und 6) die Bergharmehſen.

Die Weſtſudaner oder Kiſſurer ſind ein civiliſirtes Negervolk, bei dem der Negertypus ſehr wenig ausgeprägt iſt. Ueber den ganzen Sudan hat ſich der Mohammedanismus verbreitet, doch ſind ſeine Bewohner nicht ſo ſtrenge Mohammedaner als die Fulahs. Sie ſind tolerant, und höflich und freundlich gegen Jedermann. Auch gegen ihre Frauen ſind ſie nicht ſo ſtreng als die ſenegambiſchen und

guineiſchen Negervölker; die Frauen dürfen unverſchleiert gehen, aber nicht mit ihren Ehemännern, nicht einmal mit ihren Söhnen eſſen. Neben der Landesſprache iſt auch die arabiſche allgemein gebräuchlich, und ſie haben auch arabiſche Schriftzeichen. Die Einwohner von Weſtſudan ſind ſehr intelligent. Ihr Hauptgewerbe iſt Landwirthſchaft (Mais-, Hirſe-, Tabacksbau u. ſ. w.), weniger die Viehzucht. Meiſtens laſſen ſie aber ihren Sklaven die Landwirthſchaft betreiben, indeß die freien Reichen ſich dem Handelsſtande und die Aermern der Städte ſich dem Handwerksſtande widmen. Die Sudaner leben ſehr gut; Reis iſt ihre Hauptnahrung, faſt täglich kommt aber auch friſches Fleiſch zur Mahlzeit. Man ſetzt ſich um eine große Schüſſel, aus der man die Speiſen mit den Fingern herausnimmt, wie es bei allen Völkern des Innern Gebrauch iſt. Die Städte, wie Dſcheni und Timbuktu, gleichen unſern Dörfern; doch ſind ſie mit 14 F. dicken, 10—12 F. hohen Mauern umgeben. Die Häuſer ſind aus Luftziegeln gebaut, ein Stockwerk hoch, mit einer Terraſſe und den Fenſtern auf der Hofſeite. Jedes Haus hat eine Treppe, die zur Terraſſe hinaufführt. Die Straßen ſind unregelmäßig und oft ſehr breit. Die Kleidung der Kiſſurer nähert ſich der geſchmackvollen Tracht der Mauren. Das Taf. 372 *Fig. 10* abgebildete Mädchen von Timbuktu hat eine kegelförmige Mütze auf, über das weitärmelige Hemde und das an der Bruſt dicht anſchließende Leibchen ein reich mit Gold verziertes kurzärmeliges, blaues Jäckchen, das über den Hüften von einem gepolſterten weißen, rothgeſtreiften Rande umgeben iſt. Das bis über die Knie gehende Unterkleid iſt breit mit Gold eingefaßt. Ein weiter Scharlachmantel wird bei ſchönem Wetter nur um die Hüften geſchlungen. An den bloßen Füßen werden kleine Pantoffeln getragen und ein weiter Ring hängt über den Knöcheln. In der rechten Hand trägt das hier abgebildete Mädchen einen Wedel oder Fächer aus Federn. Die Regierung unter erblichen Fürſten ſtützt ſich auf die Vorſchriften des Koran und wird ſehr mild geſchildert. Der König von Timbuktu hat aber durch die unaufhörlichen Einbrüche der Tuariks, welche die Kiſſurer Sorgus nennen, an Selbſtändigkeit gar ſehr eingebüßt. Er macht übrigens keinen Aufwand und lebt wenig beſſer als ſeine Unterthanen.

Die Oſtſudaner (Guberis oder Hauſſaner) reden alle die Sprache von Guber. Vor den letzten Eroberungen der Fulaher im Sudan waren, wie Pritchard berichtet, die verſchiedenen Völkerſchaften Oſtſudans unter einen Oberherrn gekommen oder zu einem Reiche verſchmolzen, welches nach dem herrſchenden Staate Hauſſa (Houſſa, Hawſa) genannt wurde. Die Bewohner ſprachen einen Dialekt von der gemeinſamen Sprache der ganzen Nation, die von da an die hauſſaniſche Sprache genannt worden iſt, und nach den verſchiedenen Provinzen, in denen ſie das Idiom des Volkes bildet, in ebenſo viele mehr oder weniger verſchiedene Dialekte zu zerfallen ſcheint. Die Oſtſudaner ſind nicht ganz ſchwarz, haben eine intereſſante Geſichtsbildung, mit kleiner, nicht platter Naſe und nicht ſo widrige Geſtalt wie die Neger von Guinea. Ihre Augen ſind ſchwarz und zeigen einen offenen, edeln Blick. Unter dem weiblichen Geſchlechte gibt es wahre Schönheiten; als Sklavinnen ſind ſie daher ſehr hoch geſchätzt. Daß die Oſtſudaner noch dem Verkaufe als Sklaven ausgeſetzt ſind, möchte andeuten, daß ſie ſich noch nicht Alle zur mohammedaniſchen Religion bekannt haben. Unter der Herrſchaft der Fellatahs, die ſich in zahlreichen Colonien unter ihnen niedergelaſſen, ſind die Houſſaner ein unterworfenes Volk, das jedoch ſeine alten Gewohnheiten und Beſchäftigungen beibehalten hat. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Handwerke, ſo wie Handel im Innern des Landes. Sie leben in Dörfern und Städten, von denen letztere oft ſehr groß ſind, z. B. Kaſchna (Kasnea). Ihre Waffen ſind Schwert, Pfeil und Bogen. Die Frauen färben ſich oft Haare, Hände, Füße, Lenden und Augenbrauen blau, und bei beiden Geſchlechtern findet man allgemein, daß Zähne und Lippen gefärbt werden.

Schwärzer, plumper und mit ſtärker ausgeprägten Zügen als die Hauſſaner, ſind die Bornueſen, Einwohner von Bornu; doch finden ſich auch ſchöne Geſtalten, beſonders unter Frauen, welche nicht ſelten auch eine mehr braune Farbe haben. Die Bornueſen nennen ſich ſelbſt Kanowry, die noch heidniſchen und rohern Gebirgsbewohner aber Bedies. Man ſchildert namentlich den mohammedaniſchen Theil als friedfertig, ruhig, furchtſam und höflich, dabei aber rachſüchtig. In ihren Mienen ſoll eine gewiſſe Schwermuth liegen. Kornbau iſt ihr Hauptnahrungszweig; Viehzucht wird von den eingewanderten Arabern, die hier Schouaas heißen, in großem Umfange betrieben; Induſtrie haben die Bornueſen aber faſt gar nicht, und ſie müſſen daher viele ihrer Bedürfniſſe durch auswärtigen Handel zu erlangen ſuchen. Das Tatowiren und das Anmalen mit blauer Farbe iſt bei den Bornueſen noch im Gebrauch. Bornu hat übrigens große Städte, mit 40 F. hohen, 20 F. dicken Mauern umgeben und die Häuſer ſind hübſch und geräumig; auf dem Lande hat man jedoch nur Stroh- und Erdhütten. Bornu ſteht unter einem abſoluten Wahlfürſten. Die Hauptgewalt ruht aber in den Händen der Großen, die des Sultans Hof bilden. Die Regierung ruht auf Grund des moſaiſchen Geſetzbuches, und ſoll gerecht und ziemlich mild ſein. Das Taf. 372 *Fig. 8* abgebildete Mädchen von Bornu hat einen über die Knie reichenden Unterrock und darüber ein blaues Gewand, das die Arme und linke Bruſt frei läßt. Die Haare hängen zu beiden Seiten in kurzen, mit Perlen geſchmückten Flechten herab, und ein rothes Stirnband zieht ſich um die Schläfe, von dem aus ein anderes Band über

den Scheitel geht. An den Füßen trägt das Mädchen Sandalen.

Im ſüdlichen Theile des hauſſaniſchen Reiches, zu beiden Seiten des Quorra-Nigers wohnen Völkerſtämme, welche in Sprache und Sitten von den Guberis abweichen. Dahin gehören die Ejeoſer (Ayos, Oyos, Okyou), deren Sprache in dem Königreiche Jarriba oder Eyeo und in der Landſchaft Borgu oder Borgho, die in viele kleine Staaten getheilt iſt, als allgemeine Landesſprache gilt. Clapperton ſagt von den Eingeborenen Jarribas, daß ſie weniger charakteriſtiſche Negerzüge haben als irgend ein anderes Volk Afrikas, ihre Lippen nicht ſo dick ſind und die Naſe etwas von der Adlerform habe. Den König von Bouſſa (Taf. 372 *Fig. 9*) ſchildert er als einen ſchönen Mann, und unſere Abbildung ſcheint dies zu beſtätigen. Sein Oberkleid iſt grün und roth geſtreift, mit Arabesken durchwirkt. Turban, Schärpe und die weiten Beinkleider ſind ſcharlachroth, und die Stiefeln gelb. Lander war erſtaunt über die Regelmäßigkeit der Geſichtszüge, die Zierlichkeit der Form und nachdrucksvolle Würde der Sitten des ſchwarzen Königs von Kiama. In Wawa ſind die Männer groß und wohlgebildet. Dieſe Völkerſtämme ſind zum großen Theile noch Heiden, aber man bringt keine Menſchenopfer dar. Eidechſen, Krokodile, Schildkröten, Rieſenſchlangen u. ſ. w. ſind ihre Fetiſche. Die Ejeoſer leiten übrigens ihren Urſprung von Bornu ab und behaupten, daß ihr Land früher von den Cumbries bewohnt wurde, welche bei ihrer Einwanderung aus Bornu in die Gebirge und Wälder verdrängt worden wären. Am weſtlichen Ufer des untern Quorra kurz oberhalb ſeiner Verbindung mit dem Tſchadda iſt das Land der Ibbodos (Kakunda).

Oeſtlich von Bornu liegt das Land Mobba (Bargu, Dar Sſeleh, Wadai oder Wadey), deſſen Bewohner nicht ſehr dunkelſchwarz ſind und bei denen man den Negertypus bald mehr, bald weniger wahrnimmt. Sie bekennen ſich ebenfalls zum Islam, und im Leſen und Schreiben des Arabiſchen wird Unterricht ertheilt. Sie ſcheinen ſanft, und gegen Fremde offen und wahrheitsliebend zu ſein. Die Hauptſtadt heißt Wara.

Die Begharmehſen bewohnen das Land Begharmeh (Begharmi, Bagermi), haben ihre eigene Sprache, ſind meiſtens Mahommedaner, ſtolz und kriegeriſch, aber auch induſtriös; beſonders verdienen ihre Baumwollenwebereien und Färbereien erwähnt zu werden. Mit den Bornueſen leben ſie immerwährend im Kriege. In der Nähe wohnen auch die Mandaraner und die kräftigen kriegeriſchen Mangowier, ſowie die häßlichen Biddomaher.

In Kordofan und dem daran grenzenden Dar-Fu, ſowie in den ſüdlichen und öſtlichen Gegenden davon bis an den weißen Nil (arab. Bahrel-Abiad) und längs dieſes Fluſſes wohnen verſchiedene Nuba- oder Negerſtämme, welche verſchiedene Sprachen reden. Nach Rüppell werden in Kordofan vier Dialekte von vier Nationen geſprochen (Koldagi, Schabun, Takele und Deier oder Dahera), die ſich aber alle unter dem Namen Nuba vereinigen. Außer den Nubas nennen wir die Furis, Runga, Bego oder Dageou, Zeghawa, Kulla, Fertit, Denka (Dgnke) und Schilluk (Schilukh, Schulluk). Letztere bewohnen das flußreiche Gebirgsland Bertat, das an Fertit grenzt, ſüdlich von Kordofan und Dar-Fur und weſtlich von Abyſſinien. Ein Theil derſelben hat ſich im Anfange des 16. Jahrh. in den Beſitz von Sennar geſetzt und die Stadt dieſes Namens, die Hauptſtadt ihres dortigen Reiches errichtet. Hier nennen ſie ſich Fungi (im Arabiſchen „Ueberwinder“ bedeutend), während ſie die in Bertrat zurückgebliebenen Sprach- und Stammgenoſſen Ahbits oder Abhd, oder auch Nuba, d. h. Neger nennen. Zu dieſem Volke gehören wahrſcheinlich auch die Negerſtämme, welche in den niedrigen Sumpf- und Waldgegenden am Fuße des abyſſiniſchen Hochlandes wohnen und von den Abyſſiniern Schangalla genannt werden. Dieſe lieben ein wildes Jäger-, Fiſcher- und Räuberleben, ohne geſellſchaftlichen Zuſammenhang nur in einzelnen Horden oder Familien, roh und wild, nur vom Fleiſche wilder Thiere und Fiſchen ſich nährend, dem Götzendienſte ergeben, in Höhlen wohnend und ohne Ackerbau und Viehzucht lebend. Mit den Abyſſiniern leben ſie im ewigem Kampfe. Sie ſcheinen wie die Schilluk auch Sonne und Mond anzubeten. Die Koldagi-Nuba bewohnen als Ackerbauer den mittlern und den nördlichen Theil von Kordofan. Taf. 372 *Fig. 12* ſind Neger aus Centralafrika abgebildet, die einen Fetiſch anbeten. Taf. 395 *Fig. 5* Neger bei einem erlegten Elefanten.

Nach Lichtenſtein gehören die Bewohner der ganzen Südhälfte Afrikas vom Aequator an und ſelbſt darüber nördlich hinaus bis zu den Grenzen des Kaplandes, des Wohnſitzes der Hottentotten, einem einzigen Stamme an, indem ſie eine gemeinſame Sprache in verſchiedenen Dialekten verbindet. Der Philolog Marsden hat dieſe Behauptung beſtätigt.

Die weſtlichen Stämme oder Congoneger ſind jetzt in viele kleine Staaten geſpalten, gehörten aber ſonſt zu einer einzigen Nation, welche in dem nordöſtlichen Landſtriche lebte, aber ſeine Eroberungen ſo ausdehnte, daß ſie bis zu dem Theile der Küſte vordrang, den man jetzt Congo nennt, und die dort wohnenden Stämme nach Süden drängte. Die Eroberer nannten ſich Molua (Oberhaupt). Eine Art Peſt aber trieb ſie bis auf einen Theil in ihr Land zurück. Die zurückbleibende Colonie wurde gewöhnlich nicht nur Memba Molua, ſondern auch Abunda (Eroberer) genannt. Später wurden dieſe Landſtriche von einem Häuptlinge der von den Moluas verdrängten Eingeborenen wieder erobert; derſelbe hieß Angola, und ſein Name wurde endlich auf das Land ſelbſt übergetragen. Die Bundaſprache iſt im Königreiche Angola die allgemeinſte; ſie ſoll aus Caſſange ſtam-

men, wird aber auch in Mattemba und Libolo geſprochen, und iſt mit der Sprache in Congo ſehr verwandt. Letztere iſt in dem ganzen Landſtriche gebräuchlich, welcher von den Ufern des Lifune bis zum Katharinenvorgebirge an der Grenze des Königreichs Loango reicht, in deſſen Umfange ſie ebenfalls herrſchend iſt. Auf der Südſeite des Coanza herrſcht eine andere, die Benguelaſprache, welche aber viele Wörter aus der Bundaſprache enthält.

Die Neger, welche im öſtlichen Congo noch unabhängig von Portugal wohnen, ſind ſehr verſchieden von denen, welche unter Portugals Herrſchaft ſtehen. Sie ſind thätiger und muthiger, und geübte Krieger, welche oft mit den benachbarten Völkern in Streit gerathen, um denſelben ihre Weiber, Kinder und ihr Vieh zu nehmen. Die Küſtenſtriche ſind mehr bevölkert als das Innere des Landes. Die Hautfarbe iſt nicht bei allen Congonegern gleich ſchwarz, aber bei allen ſehr glänzend, um ſo mehr, da ſie dieſelbe noch mit Thierfett oder Palmenöl einſchmieren. Die Stirn iſt ſchmal, die Naſe dick und platt, das Kinn kurz und rückwärts gebogen, das Haar wollig und im Alter grau; die Kinnladen ſind lang, die Lippen aufgeworfen und die Ohren groß. Es ſei uns erlaubt, hier zugleich mehre andere Eigenheiten, welche man an Negern überhaupt beobachtet hat, zu erwähnen. So weicht z. B. das Gehirn des Negerſchädels ab; es iſt braun gefärbt und der ganze Inhalt des Negerſchädels wiegt 4—8 Loth weniger als bei den weißen Menſchen. Auch ſind die Schädelknochen bei den Negern ſtärker. Die Farbe bei Fiebern ausgebrochener Galle iſt ſchwarz, dick und flockig; bei den Weißen dagegen braun oder grasgrün. Das Blut der Neger iſt dunkelbraun, bei Todten klebrig, ſchwarz und ſo dick, daß es mit dem Fleiſche nur eine Maſſe auszumachen ſcheint. Die neugeborenen Kinder hellkupferfarbig, werden aber ſchon nach 14 Tagen dunkeler, Greiſe ſind gelblichſchwarz gefärbt. Das Blut iſt durchſchnittlich zwei Grade wärmer als das der Weißen. Uebrigens altern die Neger bald, ſodaß ein 30jähriger Neger nicht rüſtiger iſt als ein 51—60jähriger Weißer. Ueber 40 Jahre alte Neger ſind ſchon ſelten. Die Ausdünſtungen der Neger, beſonders nach heftigen Bewegungen, wie z. B. nach dem Tanzen, ſind ſehr übelriechend. Das weibliche Geſchlecht iſt nicht ſo wohl gebaut als bei den Weißen und das Geſäße iſt bei ihnen oft ſo unverhältnißmäßig dick, daß ihre Kinder darauf ſitzen können. Sie altern noch mehr; denn ſchon im 21. Jahre treten die Schwächen des Alters ein. Beim Arbeiten haben die Weiber ihre Kinder auf dem Rücken; ſelbſt beim Tanzen behalten ſie dieſelben bei ſich, und nie vertrauen ſie ihre Kinder fremder Pflege an. In den Küſtenſtrichen kommen die Kinderpocken und das Podagra ſehr häufig vor, aber ſchon 30—40 Meilen davon ſind dieſe Krankheiten ganz unbekannt. Die Congoneger ſehen rauh, barſch, wild und grauſam aus, treiben aber trotz ihrem ernſten Weſen doch auch Scherz und Neckereien, und lachen gern recht herzlich. In geiſtiger Beziehung ſtehen ſie im Allgemeinen ſehr zurück: ſie faſſen ſehr ſchwer und das Nachdenken ſcheint ſie anzuſtrengen. Sinnlichen Genüſſen und Vergnügungen überlaſſen ſie ſich mit der größten Zügelloſigkeit, und ihr höchſtes Glück iſt Nichtsthun. Die Fetiſche, welche ſie anbeten, ſind entweder gewiſſe lebende Thiere, welche von beſonders dazu angeſtellten Jünglingen und Mädchen ſorgſam gepflegt werden; oder Bilder von Menſchen und Thieren, welche ſie ſich ſelbſt ſchnitzen; auch wol Pflanzen, vorzüglich Bäume. Nur um ſie günſtiger für ſich zu ſtimmen, nicht aus Furcht beten die Neger dieſe Götzen an, und die Zauberer und Gaukler wenden Alles an, ſie in ihrem Aberglauben zu erhalten. Sie glauben an eine Fortdauer nach dem Tode und an eine Seelenwanderung, und die mit den Europäern bekannten Neger hegen den Wunſch, daß nach dem Tode ihre Seele in den Körper eines Weißen fahren möge; ja, ſie bitten ſogar ihre Götter, die Seele, wenn kein Platz für ſie iſt, ſo lange im Himmel aufzubewahren, bis ſie in einen Weißen hineinfahren kann. Einige Völkerſtämme ſollen noch Menſchenfreſſer ſein. Körperliche Leiden ertragen die Neger mit der größten Ruhe und ſelten hört man, ſogar bei den fürchterlichſten Qualen, einen Schmerzenslaut von ihnen. (Taf. 395 *Fig. 6* getaufte Negerinnen von Benguela; *Fig. 8* bewaffnete Moluaneger, welche die Wohnung des Königs bewachen; *Fig. 9* ein Menſchenopfer bei den Caſſangenegern; *Fig. 4* ein Negerchef unter portugieſiſcher Herrſchaft, von ſeinen Häuptlingen und Frauen umgeben; *Fig. 5* Todtenfeier unter den Negerſtämmen ſüdlich vom Cuangofluſſe; *Fig. 7* Negerſoldat aus den portugieſiſchen Beſitzungen.)

Von den Grenzen des Kaplandes bis unter den Aequator wohnt in den Geſtadeländern am indiſchen Meere eine Menſchenrace, die ſich von den eigentlichen Negern ſehr unterſcheidet. Ihr Schädel iſt hochgewölbt, der ganze Kopf von angenehmer Form, die Naſe nicht platt und die Zähne von blendendem Weiß, doch ſind die Lippen aufgeworfen und die Backenknochen hervorragend. Beſonders die Männer zeigen einen kräftigen und ſchlanken Bau, und ihre Glieder ſind ſtark und ebenmäßig. Ihre Hautfarbe iſt braun, geht aber nach dem Aequator hin in das dunkelſte Schwarz über; das Haar ſchwarz, kurz und wollig. Als die Portugieſen auf die Küſte von Sofala und Moſambique kamen, fanden ſie daſelbſt zweierlei Bewohner: arabiſche Coloniſten von gemiſchtem oder reinem Blute und die dunkelfarbigen Eingeborenen des Landes. Die erſtern, mohammedaniſchen Glaubens, wurden von den Portugieſen Mohren oder Mauren, die letztern aber von den Arabern Kafirs d. h. Ungläubige genannt. Dieſen Namen behielten die Portugieſen bei, und daraus entſtand der Name Kafern oder Kaffern für einen Völkerſtamm, deren Wohnplatz nicht

bloſs auf das öſtliche Geſtade beſchränkt iſt, ſondern über das ganze Hochland von Südafrika bis zur atlantiſchen Küſte ſich erſtreckt. Das eigentliche Kaferland oder Kafiria erſtreckt ſich vom Keiskamma, dem Grenzfluß mit der Kapcolonie, bis zu einer unbeſtimmten Grenze, die etwas ſüdlich von der Bai da Lagoa fällt. Die weſtliche Grenze ſoll im Quellgebiete des zum Atlantiſchen Ocean fließenden Orangeſtroms und des Mapula ſein, der in die Da Lagoa Bucht fällt. Die Kaffern zerfallen in die vier großen Nationen: Ama-Koſa, Ama-Temba, Ama-Ponda und Ama-Zula.

Die Kaffern ſind frei, männlich und heiter, treiben vorzüglich Viehzucht, weniger Jagd und Ackerbau und ihre vorzüglichſten Nahrungsquellen bilden die Rinderherden. Man findet bei ihnen Spuren von einem Glauben an ein höheres Weſen und an untergeordnete Geiſter, jedoch ohne daß ſie einen regelmäßigen Gottesdienſt haben. Allgemein iſt unter ihnen die Beſchneidung. Ihre Bekleidung beſteht aus Thierfellen, welche ſie weich und biegſam zu machen wiſſen. Die Waffen ſind ein Wurfſpieß, ein breiter Schild von Büffelhaut und eine kurze Keule, oder jetzt auch wol eine Art Schwert. In ihren nicht ſehr blutigen Kriegen nehmen die Kaffern viel Rückſicht auf das weibliche Geſchlecht, und ſie behandeln auch die Frauen der Europäer, die in ihre Hände fallen, ſehr menſchlich. Auch den europäiſchen Miſſionaren, Kaufleuten und Reiſenden zeigen ſie ſich ſtets als Freunde, wenn jene nicht gerade bei einem ſogenannten Commando der Feinde angetroffen werden. Und dennoch zeigen die Europäer ihnen wenig Gerechtigkeit und Menſchenliebe, im Gegentheil üben ſie ſogar die ſchändlichſten Grauſamkeiten gegen ſie.

Die Hottentotten, die wir ſchon oben (Taf. 110 *Fig. 16*) ſchilderten, bewohnen den Südrand Afrikas.

Als die Holländer (im 17. Jahrh.) dieſen Theil Südafrikas als Freunde der Eingeborenen betraten, gaben dieſe für Spielſachen und einige Flaſchen Branntwein ſo viel Land, als die Holländer zu einer kleinen Niederlaſſung nöthig hatten. Die Eingeborenen waren damals ein ziemlich zahlreiches Volk, das im Wohlſtand, vom Ertrage ſeiner Herden lebte und in viele Stämme unter eigenen Oberhäuptern getheilt war. Sie nannten ſich Quaique, der Name Hottentotten war ihnen aber völlig unbekannt und man kennt ſeinen Urſprung nicht. Ein Mantel aus Schaffell diente als Kleid für den Tag, als Schlafdecke für die Nacht. Die zellenartigen Hütten, aus Pfählen und Zweigen gemacht und mit Buchenmatten bedeckt, ſchützten vor den Einflüſſen der Witterung, und konnten leicht durch ihre Packochſen von einem Orte zum andern getragen werden. Ihre Waffen beſtanden in einem leichten Wurfſpieße und einem Bogen mit vergifteten Pfeilen. Wol ein halbes Jahrhundert hielten die Europäer treu, was ſie verſprochen hatten, und zeigten ſich nie feindlich gegen die Eingeborenen; ſpäter aber brachen ſie ihre Freundſchaft, ſuchten ihre Anſiedelung zu erweitern und überzogen daher die entferntern Stämme mit Krieg, nahmen allmälig einen großen Theil des Kaplandes in Beſchlag, drängten die Stämme der Namaquas, Koranna und Buſchmänner in die dürren unfruchtbaren Wüſten zurück und erlaubten ihnen nicht einmal ihre Herden auf den minder fruchtbaren Strichen zu weiden, und da die Armen zuletzt kein Vieh mehr halten konnten, kamen auch ihre Herden an die Räuber ihrer Viehweiden. Auf dieſe Weiſe um ihre ganze Habe gebracht, waren ſie gezwungen ſich als Leibeigene den Holländern zu verdingen, und ſo ſahen ſie ſich endlich auch noch um ihre perſönliche Freiheit gebracht und auf das grauſamſte von den Europäern behandelt. Nicht zu verwundern iſt es daher, wenn ein ſo gutartiges, von Natur ſanftes und ruhiges Volk zuweilen die Waffen ergreift, um ſich wieder frei zu machen von der Knechtſchaft. In der neueſten Zeit, ſeit 1828, ſind ſie zwar mit den übrigen Bewohnern des Kaps auf gleiche Stufe geſetzt worden und nun nicht verkäuflich; allein ſie genießen da, wo ſie im Dienſte ſind, doch noch immer die roheſte Behandlung, und erhalten nicht einmal die Kleidung und beſſere Nahrung der Sklaven, ja! Arbeiten, für welche man die Sklaven zu gut hält, werden ſogar ihnen aufgebürdet; ſo ſchickt man ſie z. B. als Hirten mit den Herden ihres Herrn in ſolche Gegenden, wo das Leben in Gefahr kommt und ſie nicht ſelten von Löwen zerriſſen werden. Der ſittliche Zuſtand des Volkes hat ſich im Allgemeinen gebeſſert, und ihren Kindern ſuchen ſie eine beſſere Erziehung zu verſchaffen, als ihnen zu Theil wurde. Als man Ende Juni 1829 einigen Hottentotten (etwa 250 waffenfähigen Männern mit ihren Familien) wieder ein Stück ihres Landes zurückgab, fingen ſie daſelbſt an Ackerbau zu betreiben, und zwar mit einem ſolchen Eifer, einer ſo großen Sorgfalt, daß Viele bald aus der drückendſten Armuth zu ziemlichem Wohlſtand gelangten. Die Nachbarſtämme der Kaffern, welche ſich anfangs feindſelig gegen ſie zeigten, traten endlich in freundſchaftliche Verhältniſſe mit ihnen, und da der Zutritt immer mehr Landsleuten erlaubt war, ſtieg ihre Zahl endlich bis auf 4000 Seelen, von denen 700 mit Flinten bewaffnet waren. Tugend, Fleiß und Mäßigkeit hat ſich jetzt bei dieſem Volke gemehrt, und ſie zeigen ſich nun als die treueſten und friedlichſten Unterthanen.

Die Bewohner der Oſtküſte Südafrikas von Inhambana bis zum Aequator entfernen ſich zwar ſehr von der äußern Bildung der Kaffern, allein in ſprachlicher Hinſicht ſind ſie doch zu ihnen zu zählen. An der Küſte von Moſambique leben die Makua (Makwanos), die Madſchowyin (vielleicht gleichbedeutend mit den Mongas oder Mondſchus), die Mtſchauva, die Mniſchempani, die Mlomoi und mehr im Innern die Marawi. Rings um die Da Lagoa-Bucht wohnen die Ma-Puta (La Puta), Mafumo, Mattoll und Temby,

Miſchlingsvölker aus Kaffern und Negern. Am Zambeſi, im Innern von Südafrika, leben die ſehr wilden Mumbos und näher der Küſte die Zimbas oder Mazimbas; beide Völker ſollen Menſchenfreſſer ſein. Nördlich von den Makua, auf der Küſte von Zanzibar von Magadoxo bis in die Nähe von Mombaſa wohnen die mohammedaniſchen Suhaili oder Sowahili.

Die Stämme des innern Hochlandes ſind die Beſchuanas oder Bitſchuanas, welche ſich wieder in viele Zweige theilen, und von ihnen durch eine große Wüſte getrennt leben an der Küſte des Atlantiſchen Oceans die Damara. Nördlich von den Beſchuana im Stromgebiete des Zambeſi oder Cuanna wohnen die Macaronga, von dieſen nördlich und nordweſtlich die Bororos (Marawi), auf ſie folgen die Mowiza, und außerdem ſind beſondere Stämme noch die Mucamango, Mutſchiva, Monomoezi und Wambungo.

Auf dem Hochlande des innern Theils von Oſtafrika lebt das wilde und zahlreiche Volk der Galla, von brauner Hautfarbe, mit langem ſchwarzen Haar. Mit ihnen verwandt ſcheinen die von ihnen öſtlich lebenden Dankali und Sumali zu ſein, ebenſo die Schoho, die den Oſtabhang des abyſſiniſchen Hochlandes gegen Maſſaua und die benachbarten Gebirgsgegenden bewohnen. Aber nicht mit ihnen verwandt ſind die Doko, ein ſehr wilder, kaum 4 Fuß hoher, dunkelolivenfarbener Menſchenſchlag, der in Sitten und Gewohnheiten auf der allerniedrigſten Stufe der Bildung ſteht.

Inſeln um Afrika gibt es nur wenige und faſt alle ſind klein, daher ſie auch ohne beſondern Einfluß auf den Erdtheil ſind. Sogar Madagaskar ſtand bis jetzt durch die ſtarke Meerſtrömung im Kanal von Moſambique von Afrika ganz getrennt; doch können wir ſie als die größte afrikaniſche Inſel hier nicht erwähnen, ohne wenigſtens mit einigen Worten ihrer Bewohner zu gedenken.

Die Inſel Madagaskar wird außer von Negern (an der Weſtküſte) und Kaffern (im Süden) von den Malpuſchen und Horas bewohnt, welche beide auch Madagaſſen genannt werden. Beide haben im Allgemeinen gleiche Sitten, doch ſind die Horas kriegeriſcher. Sie zeichnen ſich im Ganzen durch ſchönen Wuchs und eine mehr als mittlere Größe aus, haben dieſelbe Hautfarbe wie die Abyſſinier, ein kurzes, krauſes und ſchwarzes Wollhaar, aber ebenfalls regelmäßige und angenehme Geſichtszüge. Ein lebhaftes Temperament und Hang zu ſinnlichen Genüſſen ſind ihnen eigen. Die Kleidung iſt ſehr einfach. Der Mann windet eine farbige, meiſt geſtreifte Binde um die Hüften, trägt dazu wol auch ein Stück Zeug um die Schultern geſchlagen, als Mantel. Die Binde der Frau iſt breiter, einem Weiberrocke ähnlich, und dieſem wird eine Jacke oder Mieder ohne Aermel hinzugefügt. Der Schmuck beſteht bei den Frauen in Hals-, Arm- und Beinringen von Metall, Perlen, Korallen u. ſ. w. Auch beſetzt man die Haare mit dergleichen Zierathen und umgibt den Hals mit einer ſchweren goldenen Kette, die auf die Bruſt herabhängt und an der verſchiedene kleine Gegenſtände hängen. Frauen flechten ihre Haare in viele Flechten, womit ſie den Kopf umwinden, Mädchen aber laſſen ſie frei herabhängen. Bei ihnen gilt ein langes Haar als weſentlicher Theil ihrer Schönheit; um ſeinen Wuchs zu befördern, bedient man ſich daher öliger Subſtanzen zum Einreiben. Die Madagaſſen leben in großen Dörfern, welche ſie zum Schutze gegen Angriffe mit hohen Palliſaden umgeben. Ihre Hütten ſind ſehr einfach. Sie haben die Geſtalt eines Bienenkorbes und ſind nicht ohne Zierlichkeit. Die Thüre, welche aus dünnem Flechtwerk beſteht, wird angelehnt. Oft verſehen auch einige Bündel Dornen oder Geſträuch die Stelle der Thüre. Palmenbäume geben vorzüglich das Material zu dieſen Hütten. Der Vornehme baut um ſeine größere Hütte her mehre kleine, die er unter die Glieder ſeiner Familie vertheilt. Der ganze Platz, den ein Madagaſſendorf einnimmt, iſt ſehr einladend, gleich einem Park von Cocospalmen, Pomeranzen, Citronen, Piſang, Feigen u. ſ. w., und iſt durch dieſe reich an ſchattigen Plätzen, ſodaß hier Kühle, Duft und ſaftige Früchte gleich ſtark anlocken. Das Hausgeräthe iſt ſehr einfach, geflochtene Matten dienen als Tiſch und als Lager, die Gefäße werden aus Thon gebrannt oder aus Holz gemacht. Palmenblätter dienen als Tiſchtuch, Servietten, Löffel, Schüſſeln und Teller. Die Nahrung beſteht vorzüglich in Reis, der mit Fleiſch oder Fleiſchbrühe angefeuchtet und in letzterm Falle mit wohlriechenden Kräutern und andern aromatiſchen Pflanzentheilen gewürzt wird. Viele Wurzeln, z. B. die des Maniok, werden zu einer Art Brot benutzt. Früchte und Beeren machen die Mahlzeit mannichfaltiger. Fleiſch von Landthieren, Vögeln und Fiſchen kochen oder röſten ſie. Ihr Lieblingsgetränk iſt Honigwein, ohne oder mit gekochtem Waſſer. Die Madagaſſen ſind meiſt ſehr gutmüthige, gegen Andere wohlwollende Menſchen; nur der Umgang mit Europäern hat ſie mistrauiſch, und die Nothwendigkeit, ſich und ihre Freiheit zu ſichern, zuweilen grauſam und verrätheriſch gemacht. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fiſcherei, einige Gewerbe, ſowie Handel mit ihren Landesproducten und Sklaven. Ihre Arbeiten verrathen Einſicht. Sie ſchmelzen das Eiſen und andere Metalle und verarbeiten ſie zu ihren Geräthſchaften, machen ſich Matten, Körbe, Töpfe, Mörſer, Speere, Pfeile, Meſſer u. ſ. w., und alle dieſe Dinge ſind meiſt zierlich, dauerhaft und ihren Zweck vollkommen erfüllend. Sie haben auch Kähne, mit denen ſie ſich freilich nur auf die Flüſſe und an die Seegeſtade wagen dürfen. Ihre Landesſprache iſt der malaiiſchen verwandt; die Prieſter verſtehen und ſchreiben aber auch arabiſch, und bedienen ſich ſtatt des Papieres der Rinde einer Schilfgattung, die ſie Sanga-Sanga nen-

nen. Die Dinte kochen ſie aus der Rinde des Arandrakobaums und die Feder ſchneiden ſie ſich aus dünnem Bambusrohr. Alle Madagaſſen waren Götzendiener, bis ihr außerordentlich kräftig thätiger Fürſt, Radama, europäiſches Leben (Chriſtenthum, Schulen und Bauweſen) bei ihnen einführte. Leider wurde dieſer Fürſt im 27. Jahre von ſeinem ränkeſüchtigen Weibe, Ranavala Manjoka, vergiftet. Schließlich iſt noch zu erwähnen, daß die Madagaſſen eigene Kaſten oder Familien haben, aus denen die Herrſcher gewählt werden, oder die Diſtrictsvorſteher, Richter, freie Leute u. ſ. w. Sklaverei iſt erlaubt, aber erträglich. Die Regierung iſt nach den Landesabtheilungen verſchieden, einige Provinzen werden despotiſch, andere freier regiert; die Geſetze ſind nicht geſchrieben, ſondern herkömmlich, und Gottesurtheile durch Gift ſind nicht ungewöhnlich.

Die Bewohner Amerikas.

Die ungeheuere Ausdehnung des amerikaniſchen Continents vom Nord- bis faſt zum Südpole vereinigt faſt alle Klimate. Doch wie die heißen Gegenden durch die hohen Gebirge und Hochebenen, welche letztere ſich zuweilen 9000 Fuß über dem Meere erheben, ferner durch die Nähe des Meeres, durch die zahlreichen und großen Ströme, ſowie durch die Richtung der herrſchenden Winde gemäßigter ſind als die andern Welttheile unter gleichen Graden, ſo ſind auch die gemäßigten Gegenden kälter als die gleich nördlich liegenden Europas. Auch hier nimmt, in Nordamerika wie in der alten Welt, die Wärme von Weſten nach Oſten wegen der herrſchenden Winde ab; jedoch auf der weſtlichen Küſte Südamerikas ſteht die Temperatur wieder niedriger als auf der Oſtküſte, was durch die heftigen Winde der Cordillerenplateaus und die Südpolar-Waſſerſtrömung bewirkt wird. Amerika hat in ſeinen Producten die größte Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Formen und einen Reichthum, eine Ueppigkeit, namentlich in Hinſicht der Pflanzenwelt, wie nur in wenigen Gegenden der alten Welt. Die Pflanzenformen, die bei uns oft klein und unbedeutend erſcheinen, kommen dort oft wahrhaft koloſſal vor. Unermeßliche Urwälder mit wahren Rieſenſtämmen und von rieſigen Schlingpflanzen durchzogen, breiten ſich über die großen Ebenen Amerikas aus, oder üppiger Graswuchs überzieht große Strecken derſelben. Scharen von Thieren beleben dieſe Gegenden, aber auch der Reichthum an edeln Metallen und Edelſteinen iſt ungeheuer. Nur im ruſſiſchen Nordamerika ſtimmt die Thier- und Pflanzenwelt mit der in Sibirien im Ganzen überein. Die auf den Ebenen von Braſilien, Guyana und Nordamerika weicht von der der Hochebenen von Peru und Mexico, von der in Patagonien und dem britiſchen Nordamerika natürlich ab, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß je näher die Producte den Tropen ſind, deſto dichter und mannichfaltiger ſie erſcheinen.

Die Eingeborenen Amerikas gehören zwei Claſſen an. Zu der einen gehören die Eskimos von Grönland, Labrador und der Hudſonsbai, ſowie die Bewohner der Behringsſtraße, von Alaska und Prinz Williams Sund. Sie ſind kleiner als die übrigen Amerikaner, lebhaft und geſchwätzig, und gehören zur mongoliſchen Race. Die zweite Claſſe iſt von den nördlichen Theilen bis zum ſüdlichen Ende Amerikas verbreitet. Sie ſind größer und von Farbe theils kupfer-, theils hellfarbig, ſind kriegeriſch und ſchweigſam. Sie bilden die amerikaniſche Race. Gegenwärtig haben die Eingeborenen meiſt entweder europäiſches Leben angenommen oder ſie nomadiſiren. Jene leben in feſten Wohnſitzen und treiben neben Induſtrie auch Feld- und Bergbau, ſowie Viehzucht; dieſe ſind auf den weiten Steppen (Lanos, Pampas) und in den unermeßlichen Urwäldern Jäger und Hirten, oder an den Meeresküſten, an Seen und Strömen Fiſcher. Nur Die, welche eine geordnete Regierung haben, treiben Ackerbau und einige Gewerbe. Die noch freien Völkerſchaften haben eine republikaniſch-patriarchaliſche Verfaſſung, meiſt dem Muthigſten und Stärkſten folgend. Durch die Benutzung der Pferde ſind Einige zu wahren Räubern geworden; Andere, den zahlreichſten Rinderſtand auf Erden beſitzend, haben ſich zu unbeugſamen Nomaden gebildet. Durch die eingewanderten Europäer iſt übrigens Amerikas größter Theil ein neues Europa geworden; denn in keinem andern Welttheile haben ſie moraliſch und politiſch ſo tief eingegriffen als hier. Von der Küſte aus drang europäiſche Civiliſation nach dem Innern der Länder vor und mit ihr wanderten Europas Sprachen, Religionen, Geſetze, Sitten, Wiſſenſchaften und Künſte, Thiere (vorzüglich Pferde, die bis dahin in Amerika fehlten) und Pflanzen ein. Handelsunternehmungen und Miſſionen drängen die wilden Indianerhorden immer mehr zurück. Nirgend zeigt ſich aber die europäiſche Civiliſation glücklicher und kräftiger als in den amerikaniſchen Freiſtaaten, die ein Volksleben, eine Volkskraft und eine Cultur zeigen, die mit den erſten Mächten Europas wetteifern. Doch ſind dieſe Staaten auch nicht ohne Schattenſeiten, und namentlich iſt es hier der Sklavenhandel, der im Widerſpruche zu den Lehren der Freiheit ſteht. Welthandel und Weltſchiffahrt ſcheinen in Amerika ihren Hauptſitz zu nehmen. Amerika nimmt Europas Induſtrieerzeugniſſe und gibt dafür ſeine Bodenerzeugniſſe.

Wir beginnen die Charakteriſtik der Völker Amerikas mit der der Völker mongoliſchen Stammes:

Die Eskimos.

Die Eskimos (Esquimaux) ſind ein Volksſtamm des nördlichen Amerikas, der den Küſtenſaum am nördlichen Eismeere, Grönland und die übrigen Inſeln dieſes Meeres bewohnt, aber doch wol nicht mehr als 30,000 Individuen umfaßt und in Bildung und Habitus ganz

von den übrigen Ureinwohnern Amerikas abweicht. Die öſtliche, nördliche und weſtliche Küſte Labradors bewohnen die Humoky oder eigentlichen Eskimos, welche für das Stammvolk aller übrigen gelten. Sie halten ſich vorzüglich in der Nähe der Küſten und auf den vielen kleinen benachbarten Eilanden auf, weil ſie daſelbſt am beſten ihre Hauptbeſchäftigung, den Robbenſchlag, treiben können. Hervorſtehende Backenknochen, breite Stirn, kleine Augen, platte Naſe, großer Mund, von Natur weiße und unregelmäßige Zähne und ſchmuziggelbe Geſichtsfarbe, bei dem weiblichen Geſchlechte etwas heller, charakteriſiren die Eskimos vorzüglich. Nur die Frauen pflegen ſich Stirn, Wangen und Kinn zu tättowiren. Dieſe tragen auch an den Seiten der Schläfe Locken und flechten das übrige Haar wie die Europäer. Die Männer erreichen eine Höhe von 5 Fuß und noch darüber, ſind breitſchulterig, haben aber doch nicht ſo viele Muskelkraft wie die Grönländer. Die erwachſenen Männer tragen kleine Schnurrbärte und einen kleinen Bart am Kinn. Wie die Grönländer, haben auch ſie Sommer- und Winterwohnungen. Erſtere ſind Zelte, letztere aber Erdhöhlen oder backofenähnliche Höhlen von Schnee, deren Eingang durch ein Stück Eis verſchloſſen wird. Sie eſſen lieber rohes als gekochtes Fleiſch und daher haben ſie den Namen Eskimos (d. h. Rohfleiſcheſſer) erhalten. Im Ganzen haben ſie die Sitten und Gebräuche der Grönländer; aber gegen ihre Angehörigen zeigen ſie ſich, wenigſtens die, bei denen die Herrnhuter noch nicht durch ihre Lehren gewirkt, viel hartherziger als ſie. Stirbt z. B. das erſtgeborene Kind, während ſeine Mutter noch lebt, ſo wird dieſe getödtet, und alte, ſchwache Perſonen, Witwen und Waiſen beraubt man ihrer Habe und läßt ſie umkommen. Das einzige Hausthier der Eskimos iſt der Hund; dieſer iſt aber wild und rauh, fällt Fremde an, iſt ſtätiſch und nie liebkoſend, aber doch ſeinem Herrn treu. Er kann nicht bellen, ſondern nur heulen. Vor den Schlitten der Eskimos werden gewöhnlich ſechs ſolcher Hunde geſpannt, von denen jeder ein Halsband von Robbenfell hat, an dem ein 9 Fuß langer Riemen von ſtarkem Leder hängt, der mit ſeinem Ende an das Vordertheil des Schlittens befeſtigt iſt. Kaum hören die Hunde den Knall der Peitſche, ſo ſetzen ſie ſich in Lauf und werden durch Zuruf oder Peitſchenknall, ohne Zügel, leicht gelenkt. Mit dieſen Schlitten, in denen gewöhnlich nur eine Perſon, zuweilen aber auch ſogar vier bis ſechs ſitzen, machen die Eskimos 10—12 Meilen in einem Tage.

Die Eskimos, welche die Geſtade an der Baffinsbai bewohnen, ſind denen in Grönland und Labrador gleich, nur daß ſie eine andere Mundart reden und ſich mehr mit Fiſcherei und Jagd beſchäftigen. Capitain Roß beſchreibt ihre Kleidung auf folgende Weiſe: Die Kleider beſtanden vorzüglich aus ſchönen Rennthierfellen. Die Oberkleider waren doppelt und umgaben den Körper vom Kinn bis zur Mitte des Schenkels. Hinten hatten ſie eine Kappe, die über den Kopf gezogen wurde, während der Schoos ſchürzenähnlich bis an die Wade herabging. Die Finger waren von den Aermeln bedeckt, und von den beiden Fellen, welche dies Alles bildeten, waren die Haare des innern nach dem Körper zu, die des äußern in entgegengeſetzter Richtung gekehrt. Auch zwei Paar Stiefeln haben ſie an, die Haarſeite nach innen gekehrt. Ueber den Stiefeln tragen ſie Hoſen von Rennthierleder, die an den Beinen weit hinunterreichen. Manche haben über ihre Stiefeln auch noch Schuhe und die Beinkleider von Robbenfellen. Sie erſcheinen in dieſen Kleidern dicker als ſie ſind. Uebrigens ſind ſie ſauber gemacht, zum Theil auch mit Franzen aus Sehnen oder mit Schnüren kleiner Knochen geſchmückt.

Die Eskimos ſind munter und lebhaft, können trotz ihrer kleinen Figur die größten Beſchwerden ertragen und beſitzen manche Kunſtfertigkeit, aber auch alle Fehler eines Naturvolkes. Auf der Weſtküſte Grönlands und in Labrador iſt der größere Theil zum Chriſtenthum übergegangen. Bei Denen, die noch Heiden ſind, heißt das unendlich gute Weſen Ukkowma, das böſe Weſen Wittike. Andere nennen das erſtere Torogareſuk, das böſe aber iſt ein weibliches Weſen ohne Namen (Taf. 110 *Fig. 13* ein Eskimo, ſ. die Einleitung).

Man kann bei den öſtlichen Eskimos wenigſtens drei Dialekte oder miteinander verwandte Sprachen unterſcheiden: 1) Der Dialekt der Bewohner der Nord- und Weſtgeſtade der Hudſonsbai, welcher ſich weſtwärts bis über den Mackenziefluß hinaus erſtreckt. 2) Der Dialekt von Grönland, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß die Bewohner der Weſtküſte mit denen der Oſtküſte keinen Verkehr unterhalten und daher vielleicht auch einen verſchiedenen Dialekt ſprechen. 3) Der Dialekt der Küſte von Labrador, der wahrſcheinlich mit der Sprache der Eskimos an der Hudſonsbai verwandt iſt. Die weſtliche Abtheilung der Eskimos erſtreckt ſich längs der Geſtade des Stillen Oceans von der Behringsſtraße ſüdwärts bis zum Ende der Halbinſel Aljaska unter 57° nördl. Breite, und läßt ſich von da an weſtlich über die Inſelreihe der Ale-uten und oſtwärts verfolgen, bis ſie in der Nähe der Behringsbucht und des St.-Eliasberges, unter 60° der Breite und etwa 142° weſtl. Länge von Paris, ganz verſchwindet. Die Scheidungslinie zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Eskimos findet ſich nach Capitain Franklin, am arktiſchen Eismeere am nördlichen Ende des Felſengebirges, ungefähr unter 142° weſtl. Länge, wo die weſtlichen Eskimos jährlich mit den öſtlichen zuſammentreffen, um eiſerne oder andere Waaren ruſſiſcher Fabrik gegen Seehundsfelle, Thran und Pelzwerk einzutauſchen. Dieſer Verkehr aber, der erſt in neuerer Zeit hergeſtellt worden iſt, hat gezeigt, daß die weſtlichen Stämme der Eskimos einen ſo abweichenden Dialekt ſprechen, daß ſie anfangs

große Mühe hatten, ſich mit den öſtlichen zu verſtändigen. Die Dialekte der verſchiedenen weſtlichen Stämme unterſcheiden ſich übrigens auch mehr untereinander als die der öſtlichen. Zu dieſen weſtlichen Stämmen gehören die Ale-uten; die Kadjacker (Konjagen); die Tſchugatſchen an den Ufern von Prinz William's Land, weſtlich bis zum Eingange von Cook's Inlet; die Agolegmüten, an den Mündungen der Flüſſe Nuſchagak und Nackneck, durch welche die frühern Bewohner, die Ugaſchenzen und Sewernowzen nach der Oſthälfte der Halbinſel Aljaska vertrieben wurden; die Kijaten und Kuskokwimern, die Kuichpacker, Magimüten u. ſ. w.

Wir betrachten nun ſchließlich noch von den öſtlichen Eskimos etwas näher

die Grönländer.

Der ſüdlichſte Theil Grönlands liegt noch im Norden der gemäßigten Zone, der andere aber in der polaren, daher auf erſterm noch Anbau von Gemüſen, Kartoffeln und Hafer, auf letzterm aber nicht. Die Oſtküſte Grönlands wird tief herab von ewigem Eiſe umlagert, die Weſtküſte (Neugrönland) aber iſt in der ſüdlichen Gegend acht Monate lang 70 Meilen weit eisfrei und wird daher in dieſer Zeit fleißig von däniſchen Fiſchern beſucht, weshalb ſie auch am bekannteſten iſt. Die innern Gebirge ſteigen bis über 4000 Fuß in die Höhe und ſind mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Die Grönländer gehören zu den gutartigſten Wilden, und Diebſtahl, Völlerei, Schlägerei oder gar Mord iſt etwas Seltenes unter ihnen; aber freilich haben ſie auch wieder wenig Empfänglichkeit für Geſittung, ſo viel auch die däniſche Regierung dafür ſorgt. Noch vor hundert Jahren lebten ſie in tiefſtem Aberglauben und gänzlicher Unwiſſenheit. Ihre Religionsmythen waren ein Gemiſch von Lächerlichkeiten, welche ihre Zauberer oder Angekoks zu ihren Gaukeleien benutzten. Die Familienglieder zeigen eine große Anhänglichkeit aneinander. Sie bewohnen übrigens nur die Küſten und Küſteninſeln und leben im Winter in ſchlechten Hütten aus Steinen, Erde und Raſen; im Sommer in Zelten, welche ſie aus doppelten Seehunds- und Rennthierfellen zuſammenſpannen und in denen ſie Alles viel reinlicher als in den Winterwohnungen herrichten. Die Wohlhabenden tragen Kleidungsſtücke von blauem Tuche, aber in der Regel iſt die Kleidung beider Geſchlechter von Seehundsfellen, Rennthier- und Seevögelhäuten. Von letztern iſt das Pelzhemde, von erſtern Oberkleid, Beinkleider, Strümpfe und Schuhe. Die Frauen haben blos ein weiteres Oberkleid, in deſſen Rückenkappe ſie die Kinder, und zwar völlig nackt mit ſich herumtragen. Die ältern Kinder werden auch wol in die mit Fiſchbein geſteiften weiten Stiefeln geſteckt. Ihre Haare binden ſie in einen Wulſt über den Kopf zuſammen; bei den Männern dagegen werden ſie kurz getragen. Das Haupttalent eines Grönländers beſteht im Seehundsfange, wobei es das wichtigſte iſt, daß er die Schiffahrt mit dem Boote (Kajak) verſtehe, das aus Latten und Fiſchbein gebaut und unten und oben ſo mit Seehundsfell überzogen iſt, daß nur oben in der Mitte ein rundes Loch für den Fiſcher bleibt, ſodaß wenn er darin ſitzt der Rand des Loches ihm bis über die Hüften reicht und nirgend Waſſer eindringen kann. Zur Seite ſteckt er ſeine verſchiedenartigen Jagdpfeile oder Harpunen zwiſchen die über dem Kajak geſpannten Riemen, vor ſich die aufgerollte Leine und hinter ſich die von einem kleinen Seehundsfelle gemachte Blaſe, welche mit der Harpune verbunden wird. Sein Pantik oder Ruder, an beiden Enden mit etwa drei Finger breitem Blatt, regiert er, indem er es mit beiden Händen in der Mitte faßt. Mit dieſem Boote fährt er ſehr ſchnell, wol 10—12 Meilen in einem Tage, und hält ſich mit dem Ruder im Boote nicht nur aufrecht, ſondern weiß ſich auch wieder aufzuſchwingen, wenn die Wellen ihn umſchlagen. Das Weiberboot (Umiak) iſt größer und faßt oft 10—12 Menſchen mit allen Geräthſchaften. Viehzucht treiben die Grönländer faſt gar nicht. Rennthiere kommen meiſt nur wild und jetzt ſehr ſelten vor. Von zahmen Thieren haben die Grönländer meiſt nur Hunde, und dieſe werden zum Ziehen gebraucht. Ihre Nahrungsmittel beſtehen meiſt in Fleiſch von Seehunden, Seevögeln und Seefiſchen, am liebſten halb durchfault und recht durchfroren. Rennthierfleiſch wird ihnen nur ſelten zu Theil. Branntwein und Taback, vorzüglich Schnupftaback, haben ſie gern. Taf. 126 *Fig. 1* iſt abgebildet, wie durch Liſt die Grönländer die Seehunde erlegen, indem ſie, langſam vorwärts kriechend, ſich ihnen nähern und die Bewegungen der Seehunde nachmachen, und ſie auf dieſe Weiſe herbeilocken.

Wir gehen nun zu den Bewohnern Amerikas über, welche der amerikaniſchen Race angehören. Man nennt ſie gewöhnlich Indianer, und ſie ſind in zahlreiche Völkerſchaften getheilt, deren verſchiedene Sprachen ſich jedoch auf gewiſſe Hauptſprachfamilien zurückführen laſſen.

Die Indianer Nordamerikas.

Alle die zahlreichen eingeborenen Völkerſtämme Nordamerikas, welche nicht zur mongoliſchen Race gehören, bezeichnet man, wie geſagt, mit dem gemeinſchaftlichen Namen Indianer, und ſie ſtimmen in Körperbildung, Charakter, Sitten und Gebräuchen auch wirklich im Allgemeinen ſo überein, daß ſie, wenn ſie auch in Einzelheiten abweichen, doch unſtreitig eines Urſprungs ſein mögen. Ihre Hautfarbe iſt gelb oder zimmetbraun, mehr oder weniger ins Helle oder Dunkle übergehend; das Geſicht iſt breit, aber nicht platt, mit vorſtehenden Backenknochen und ſcharf ausgeprägten Zügen, bei manchen Stämmen aber auch wieder faſt ſo regelmäßig wie bei den Europäern. Die Naſenflügel ſind ſtets breit, die Augen aber oft ſehr verſchieden, die Haare

ſtraff, ſchlicht und pechſchwarz. Die Indianer, welche den äußerſten Norden bewohnen, ſind von kleinem, unanſehnlichen Wuchſe, die in der gemäßigten Zone von ſchönem Wuchſe und kräftigem Körperbau, innerhalb der Wendekreiſe aber meiſt unterſetzt. Die Männer vieler Stämme reißen ſich die Barthaare aus, andere, namentlich im Weſten, tragen Bärte.

Obgleich ſie ſtärker ſind als die Bewohner Südamerikas, ſo fehlt es ihnen doch an Ausdauer, da ſie zu ſehr an das Umherſtreifen und die Jagd gewöhnt ſind, als daß ſie lange bei Handarbeiten verweilen könnten. Sie können mit großer Schnelligkeit laufen, ſind gute Fußgänger und haben ein ſcharfes Geſicht und Gehör, ſowie einen ſehr feinen Geruch. Auch ihr Gedächtniß iſt ſehr gut. Ihre lebhafte Einbildungs- und gute Beurtheilungskraft ſetzt ſie in den Stand, das leicht zu lernen, was ſie für nützlich halten. Sie ſind unverdorben in ihren Sitten, gutmüthig, rechtlich, beſcheiden und artig gegen Jeden, der es verdient; ſind höflich untereinander, ohne zu ſchmeicheln, auch im Ganzen vorſichtig und geſetzt, gemüthsruhig und ernſthaft. Beleidigter Ehre folgt unausbleiblich die Rache; dafür iſt aber auch Treue und Glauben bei ihnen heimiſch: was ſie verſprechen, das ſuchen ſie gewiß auch ſtets zu halten.

Trotz dieſen guten Eigenſchaften, die übrigens wol nicht allen Stämmen eigen ſind, ſehen ſich dieſe Unglücklichen aus ihrer Heimat immer mehr nach Weſten gedrängt und durch europäiſche Anſiedler ſich ihres Eigenthums beraubt. Kein Wunder daher, wenn ſie den Fremden gegenüber ſich ernſt und finſter zeigen. Sind ſie unter ſich, ſo zeigen ſie ſich dagegen oft heiter und ſcherzend. Sie ſind auch witzig und erregen durch ihre ſatiriſchen und ſinnreichen Bemerkungen nicht ſelten Lachen, jedoch ohne dabei zu beleidigen. Ihre Geduld, Langmuth und Ruhe iſt groß, und die fürchterlichſten Qualen wiſſen ſie mit Muth zu ertragen. Ihre Leidenſchaften wiſſen ſie vortrefflich zu beherrſchen, doch geben ſich Die, welche mit europäiſchen Sitten bekannt wurden, leicht dem Trunke hin, da ſie ſich der geiſtigen Getränke bedienen, theils um die körperliche Kraft aufzuregen, theils den innern Schmerz, die Sorge und den Gram auf einige Zeit zu vergeſſen.

Sehr große Liebe und Sorgfalt zeigen die Indianer zu ihren Kindern. Die Weiber aber ſind die Sklavinnen ihrer Männer, müſſen die härteſten und ſchwerſten Arbeiten verrichten und erhalten doch ſelten Dank dafür. Der Mann iſt das ganze Jahr mit der Jagd beſchäftigt, während die Feldarbeit der Weiber höchſtens ſechs Wochen des Jahres dauert. Die Hauptbeſchäftigungen der Weiber ſind die Bearbeitung der Felder, das Beſäen derſelben, die Beſorgung der Ernte, das Stampfen des Getreides, um eine Art Suppe daraus zu bereiten oder in heißer Aſche Brot daraus zu backen. Wenn die Weiber mit den Männern ausziehen und ſie keine Pferde haben, dient die Frau als Laſtthier, indem ſie das nöthige Gepäck auf dem Rücken tragen muß. Zu Anfang März zieht die ganze Familie nach den Plätzen, wo ſie Ahornzucker kocht. Die Frauen kochen auch das Fleiſch oder dörren es an der Luft, ſammeln den Talg ein, bereiten die Häute, machen aus dem Hanf, den ſie aufgeſucht, Stricke u. ſ. w. Dagegen treiben die Männer das beſchwerliche Geſchäft der Jagd, das oft mit den größten Gefahren und Anſtrengungen verbunden iſt. Was ſie von ihrer Beute nicht brauchen, wird vertauſcht oder verkauft.

Die Wohnungen der Indianer haben theils Aehnlichkeit mit den ſchlechteſten Häuſern Deutſchlands, theils ſind ſie zeltähnlich, theils rund, und je nach dem Klima entweder offen oder mit einem Dache verſehen, oder mit Lehm, Stangen oder Baumrinde zugemacht. Alle Häuſer ſind ſo gebaut, daß die Dächer über dem Eingange weit hervorragen, damit man darunter im Schatten ſitzen kann. Bei Anlegen der Ortſchaften wird auf Regelmäßigkeit keine Rückſicht genommen. Ein Dorf, das 20 Häuſer hat, iſt übrigens ſchon ein großes Dorf. Was das Innere der Wohnungen betrifft, ſo iſt daſſelbe, je nach den Bedürfniſſen der Familie, in mehr oder weniger Räume oder Kammern getheilt. Die Stämme, welche ein Wanderleben führen, haben einfache, leicht herzuſtellende Hütten oder Zelte. Zuweilen haben die Indianer auch große Häuſer, welche zu öffentlichen Berathungen, zu Volksverſammlungen u. ſ. w. beſtimmt ſind. Ein ſolches haben z. B. die Bewohner der Drummondsinſel im Huronſee; Taf. 357 *Fig. 3* erblicken wir das Innere deſſelben und eine Volksverſammlung, welche unter einem Mariapa gehalten wird. Die Indianer haben wenig und ſehr einfaches Hausgeräth, das ſie meiſt ſelbſt mit ziemlich ſchlechten Werkzeugen machen. Eiſerne Keſſel zum Kochen und Meſſer haben faſt alle Stämme durch Händler erhalten. Aus einer rothen Thonart machen die Weiber bei einigen Stämmen ihre Krüge und andere Geſchirre. Die Waffen der Indianer beſtehen aus Pfeil und Bogen, einer Streitart, die ſie Tamahikan oder Tamahawk nennen, einer Lanze, einem Speer, einer Keule und einem Scalpiermeſſer. Manche führen auch Schilde von harten Büffelhäuten.

Die Kleidung der Bewohner des nördlichen Theiles beſtand ſonſt in Thierfellen und Federkleidern, während die Bewohner wärmerer Himmelsſtriche ſich in baumwollene Zeuge oder ebenfalls Federn kleideten. Auffallende Farben liebten ſie ſchon damals. Jetzt findet man die Kleidung von Thierfellen nur noch im nordweſtlichſten und nördlichſten Theile. Gegenwärtig trägt man wollene Decken und Hemden. Die Männer tragen Kamaſchen, die Weiber kurze Röcke aus blauem oder ſchwarzem Tuche. Wohlhabendere wiſſen ſich noch durch bunte Bänder, Gürtel, ſilberne Spangen u. ſ. w. zu ſchmücken. Auf das Bemalen des Geſichts, der Bruſt und der Gliedmaßen wird vorzüg-

lich bei Tänzen viel Zeit verwendet. Ihre Hauptſhaare laſſen die Indianer lang wachſen und flechten ſie in Zöpfe, oder binden ſie mit Bändern u. ſ. w. zuſammen.

Nach der Sprachähnlichkeit laſſen ſich die Indianer Nordamerikas auf folgende Weiſe eintheilen:

A. Koloſchen. Unter dieſem Namen kann man alle die Indianerſtämme zuſammenfaſſen, welche die Nordweſtküſte von Amerika und das zunächſt daranſtoßende Binnenland zwiſchen 65° und 50° der Breite bewohnen. Zu dieſen gehören nach den ruſſiſchen Nachrichten des Admirals Wrangel:

1) Die eigentlichen Koloſchen oder Koljuſchen, die ihre Wohnſitze nach Wenjaminow vom Eliasberge bis zum Columbiaſtrom haben (mit Einſchluß der Archipele des Prinzen von Wales und Georg III.), nach nordamerikaniſchen Berichten aber ſüdwärts nur bis zur Fucaſtraße reichen.

2) Die Ugalenzen (Ugaljachmutzi, Ugalachmiuten), weſtwärts vom Eliasberge, im Winter in einer kleinen Bucht öſtlich von der Inſel Kadiack, im Sommer Behufs des Fiſchfanges am Kupferfluſſe.

3) Die Atnaer (Atnachter, ruſſiſch: Mjednowzi), am Kupferfluſſe oder Atna.

4) Die Koltſchanen (Galzanen), bewohnen die Ufer der nördlichen und öſtlichen, dem Atna zuſtrömenden Gewäſſer.

5) Die Kenajer (Kinajut), leben an der Küſte und in den Umgebungen von Cooks Einfahrt oder dem Kenai-Sund und um die Seen Iliamna und Kuisſchik.

6) Die Inkülüchlüaten, am Fluſſe Chulitna und den obern Zuflüſſen der Ströme Kuskokwim und Kuichpack.

Nordamerikaniſche Berichte theilen die Indianer der Nordweſtküſte zwiſchen 59° und 48° der Breite in 20 verſchiedene Stämme, und dieſe in vier verſchiedene Sprachgruppen. Es ſind wol hier ausſchließlich die eigentlichen Koloſchen gemeint.

1) Die Sprache von Sitcha.

Hierher gehören die Chilcart, die Sitcha, die Hoodſunhoo, die Ark und Kake, die Celikinoo, die Hennega, die Stickeen und Tumgarſe.

2) Die Naſsſprache.

Die Naſs, die Schebasha und die Millbank-Indianer.

3) Die Sprache der Stämme auf der Königin-Charlotten-Inſel und einiger anderer.

Die Cumſhewar, die Maſſit, die Skiddegat oder Skittigeet, die Keeſarn und die Kigarnee.

4) Die Newettee- oder Nooittyſprache, welche auf der Nordweſtſpitze der Vancouverinſel unter 56° der Breite geſprochen wird.

Die Koloſchen haben einen ſtarken Knochenbau, ſchwarzes, ſchlichtes Haar, hervorſtehende Backenknochen, eine breite, platte Naſe, einen großen Mund, dicke Lippen und kleine ſchwarze Augen. Den Bart raufen ſich die Männer aus. Ihre Hautfarbe fällt nur wenig ins Rothbräunliche, aber ſie erſcheint dunkler, weil ſie ſich täglich mit ſchwarzer Erde beſchmieren. Das Geſicht bemalen ſie mit breiten, ſchwarzen, rothen und weißen Streifen, die über's Kreuz gehen. Männer und Weiber durchbohren ſich Naſenknorpel und Ohren, um allerlei Zierathen hineinzuſtecken, die Weiber außerdem noch die Unterlippe zur Aufnahme eines Knochens und eines ovalen großen Doppelknopfes, Kaluga genannt. Bis auf ein kleines Schurzfell gehen die Koloſchen völlig nackt, und nur die Wohlhabenden hängen einen Mantel von Bärenfell, oder eine Decke von Ziegenhaar um, die Reichſten aber gehen zuweilen auch ſtolz in europäiſcher Kleidung einher. Kotzebue nennt ſie räuberiſch, treulos und mordluſtig.

B. Die Athapascas. Wenn man, ſagt Berghaus, von der Mündung des Churchill- oder Miſſinipifluſſes in die Hudſonsbai nach ſeiner Quelle aufwärts, wo er Biberfluß heißt, eine Linie zieht, dieſe von da längs der Bergkette, welche den nördlichen Arm des Saskatſchawanfluſſes von den Zuflüſſen des Athapasca- oder Elkfluſſes ſcheidet, verlängert und ſie endlich weſtwärts bis etwa 20 deutſche Meilen von der Küſte des Stillen Oceans auf 52½° nördl. Br. fortführt, ſo gehören alle Indianerſtämme, welche auf der Nordſeite dieſer Linie wohnen und auf allen übrigen Seiten von der Hudſonsbai bis zum großen Ocean von dem ſchmalen Gürtel der Eskimos und der Koloſchen umgeben ſind, ſo viel uns jetzt bekannt, nur mit Ausnahme der Quarrellers (Zänker) oder Loucheur, zu einer Familie und ſprechen verwandte Sprachen. Gallatin hat ſie unter der willkürlichen Benennung der Athapascas zuſammengefaßt.

Hierher gehören: 1) die nördlichen Indianer, der öſtliche Stamm dieſer Familie, der ſich bis an die Hudſondsbai erſtreckt, und ſie in folgende Stämme trennt: die eigentlichen nördlichen Indianer, die Tſchippijaner (Chepeyans), Kupfermineninindianer, die Dog-ribs, die Strongbow-, die Mountain-, die Ambahtawuht- oder Sheep-, die Kantſchu- oder Hareindianer, die Rocky-Mountainsindianer, die Suſſies oder Surſies, die Nauscud-deinnihs und die Nagailers. Die meiſten ſprechen Dialekte der Tſchippijanerſprache.

2) Die Carriers (Führer, Tacullies), auf der Weſtküſte des Felſengebirges, 70 Meilen von Oſt nach Weſt, zwiſchen 51° und 58° nördl. Breite. Dialekte ihrer Sprache ſprechen die Sicaunies und die Natiotitains.

Die Athapascas und im Beſondern die Tſchippijaner, welche man am beſten kennt, ſind von mittler Statur, haben gute Zähne und ſchöne Augen, aber ein breites Geſicht, mit hervorſtehenden Backenknochen und weiten Naſenlöchern. Sie tatowiren ſich und tragen das Haar theils lang, theils verſchnitten. Uebrigens ſind ſie ernſthaft, zurückhaltend, redlich untereinander, aber hinterliſtig und betrügeriſch gegen Fremde. Ihre Kleidung beſteht meiſtens aus Rennthier- und andern Fellen.

C. Die Algonquins (Algonkeng, engliſch Algonkin) oder Lenapes wohnten, zur Zeit

der erſten Niederlaſſungen der Europäer in Nordamerika, auf der Nordſeite bis an den Miſſinipifluß von ſeiner Quelle bis an ſeine Mündung in die Hudſonsbai, längs deren Süd- und Oſtküſte, und von da bis an eine Linie, die oſtwärts durch Labrador ging und ſich an die dortigen Eskimos anſchloß. Auf der Oſtſeite wurde die Grenze gebildet von den Labrador-Eskimos bis an das Vorgebirge Hatteras. Auf der Weſtſeite war der Miſſiſſippi bis zu ſeiner Quelle die Grenze und von da an der Red River oder rothe Fluß bis zum Winnipekſee. Die Südgrenze lief vom Kap Hatteras bis an oder in die Nähe der Mündung des Ohio in den Miſſiſſippi. Die zahlreichen Nationen und Stämme, in welche dieſe Familie der Algonquins eingetheilt war, laſſen ſich auf folgende Weiſe in vier Abtheilungen bringen.

1) Nördliche Algonquins: die Kniſtinos (Kniſtinaux); eigentliche Algonquins; Tſchippiwäier oder Odſchibwäier; die Ottawas und Potowotamies und die Miſſiſſagen.

2) Nordöſtliche Algonquins: die Skoffies und Schiſchatapuſch (Sheshatapoosh) oder Mountainers; die Mikmaks; die Etſcheminer (Etchemins) und die Abenakis.

3) Oeſtliche oder atlantiſche Algonquins: die Neuenglandindianer — zu denen die Pequots oder Piquods, Naticks, Narraganſetts, Mahikaner (Mohikaner), Pahkunnahkuts, Pahtuckits und Nipmucks gehörten —, die Indianer auf Long-Island (Montahks, Unquaſchogs und Shinicocks), die Delawaren (Lenno-Lenapes), die Nantikokes, Susquehannocks, Pauhataner (Powhatans) und Pamticos (Pamticoughs).

4) Weſtliche Algonquins: die Menomonies, Miami und Illinoisſtämme, die Sakis, welche mit den Musquackiuks eine Nation ſind, ihr öſtlich des Miſſiſſippi gelegenes Gebiet an die Vereinigten Staaten abgetreten haben und ſeitdem auf der Weſtſeite des Stroms, im Staate Miſſuri, theilweiſe aber auch noch in Illinois leben und Ackerbau treiben (Taf. 191 *Fig. 6* Sakiindianer); die Foxes, Kickapus und Schawanos.

Manche von dieſen Stämmen ſind ganz untergegangen, andere haben ſich unter den übrigen vertheilt, wenige ſind noch ziemlich zahlreich.

Von ihren Sitten gilt das hauptſächlich, was wir im Eingange über die Indianer im Allgemeinen ſagten.

D. Die Irokeſen, die wegen ihrer Eroberungs- und Zerſtörungsluſt, ſowie wegen ihres Blutdurſtes in der Geſchichte der europäiſchen Anſiedelungen berüchtigt wurden, zerfallen in eine nördliche und eine ſüdliche Abtheilung. Die nördliche war von den Lenapes rings umgeben. Die ſüdliche Abtheilung erſtreckte ſich in den heutigen Staaten Virginien und Nordcarolina oberhalb der Waſſerfälle der großen Flüſſe mindeſtens bis zum Jamesfluſſe und ſüdlich wenigſtens bis zum Fluſſe Neuſe. Im Oſten hatte ſie die Lenapeſtämme am Cheſapeake und am Meere zu Grenznachbarn, auf der Südſeite die Tſchirahs und Catahbas, und auf der Nord- und Weſtſeite erloſchene Lenape- und andere Stämme.

1) Die nördlichen Irokeſen beſtanden aus den Weiandots (Jendots), den Attiuandaronen, den Eries (Erigas) und Andaſten, dem Bunde der fünf Irokeſennationen (Maquas, Mingos), der aus den Mohawks, Oneïdas, Onondagos, Cajugas und Senecas gebildet war. Dieſer Bund erlangte bald ein Uebergewicht über die übrigen, was ſie ihrer glücklichen geographiſchen Lage, beſonders aber ihrer weiſen Politik verdankten, vermöge derer ſie ſich ſelbſt zu den Zeiten ihrer größten Erfolge auf ihre urſprünglichen Wohnſitze beſchränkten. „Gegen jeden drohenden oder plötzlichen Angriff hatten ſie Bollwerke“, ſagt Berghaus, „ſüdlich die breiten Bergketten der Alleghanies, nördlich den Ontarioſee. Noch wichtiger aber, beſonders in einem Kriege der Wilden, war ihre Tapferkeit, mit der ſie aber Grauſamkeit verbanden, und darin alle andern Nationen übertrafen. Auch waren ſie im Ackerbau, in der Anfertigung ihrer Waffen und in den wenigen Künſten der Indianer weiter vorgeſchritten als die Völker der algonkiniſchen oder Lenapefamilie. Bei allen Gelegenheiten zeigten ſie einen höhern Grad ausgebildeter Intelligenz und wol nirgend mehr als in der Errichtung und langen Dauer ihres Bundes, und den Angriffen, die ſie nach und nach gegen die unverbundenen und unvereinigten kleinen Stämme richteten, von denen ſie rings umgeben waren.“

2) Die ſüdlichen Irokeſen ſcheinen zuerſt alle unter dem Namen der Monacaner bekannt geweſen zu ſein. Unter dieſen waren die Tuskaroras die mächtigſte Nation, wohnten zu Anfang des 18. Jahrh. in Nordcarolina an den Flüſſen Neuſe und Taw oder Tar, in 15 Städten, und ihre Ueberreſte ſchloſſen ſich den fünf Nationen an. Als beſondere Stämme ſind außerdem noch bekannt die Tſchowans, Tuteloes und Nottoways.

E. Die Floridavölker verbreiteten ſich ſüdlich von den Algonkinern und Irokeſen und öſtlich vom untern Miſſiſſippi, und werden jetzt noch in ziemlicher Menge angetroffen. Sie theilen ſich in folgende ſechs Völker: die Catahbas, Tſchirokies (Cherokees, Zalakies, welche ein chriſtlich civiliſirtes Volk geworden ſind), die Muskhogies im ganzen ſüdlichen Theile der Vereinigten Staaten bis zur Spitze der Halbinſel Florida, aus den Stämmen der eigentlichen Muskhogies, der Hitſchitties, Seminolen und wahrſcheinlich auch aus den Alibamonern, Queſadas und Tuskigies beſtehend; die Tſchahtas, die Utſchies (Uchees) und die Natſches (Nachez) bilden den Kriekbund, daher ſie auch Krieks (Creeks) genannt werden.

Wie die Tſchirokies, ſo laſſen ſich auch die Völker des Kriekbundes und die Tſchahtas jetzt als Ackerbauer betrachten, in Folge deſſen ſich Geſetze, Gerichte, Geſchworene, Schulen und ſogar ſtaatsrechtliche, den amerikaniſchen nachgebildete Formen allmälig einfinden. Wie die Tſchirokies, ſo ſind auch alle übrigen Floridanatio-

nen, mit Ausnahme der Catahbas, durch die Regierung der Vereinigten Staaten auf die Weſtſeite des Miſſiſſippi verpflanzt worden, oder dieſe Ueberſiedelung iſt wenigſtens eingeleitet worden. Die Regierung trägt die Koſten der Ueberſiedelung und bewilligt ihnen anſehnliche Jahrgelder.

F. Die Caddos und andere Völkerreſte auf der Weſtſeite des untern Miſſiſſippi, innerhalb der Vereinigten Staaten, ſind theils ſolche, welche als Urbewohner dieſes Landſtrichs betrachtet werden können, theils die, welche ſeit Menſchengedenken von der Oſtſeite des Miſſiſſippi eingewandert ſind.

Zur Urbevölkerung gehören: 1) die Caddos (Caddoes), welche jetzt an einem Zufluſſe des Red River, ungefähr 30 deutſche Meilen ober-Natchitoches angeſiedelt ſind. Dialekt der Caddosſprache reden die Nandakos, Inies oder Tatſchies, von denen die Republik Texas ihren Namen hat, und die Nabedatſches. 2) Die Nattſchitotſches (Natchitoches), 12 deutſche Meilen vom Orte dieſes Namens am Red River, und die Jataſſies (Yataſſees) ſprechen eine beſondere Sprache. 3) Die Adaiſe, 4) Appeluſas oder Opeluſas, 5) die Attacapas, 6) die Tſchactus und 7) die Tſchitimatſchas (Chitimachas).

Zu den eingewanderten Stämmen gehören die Appalatſchen, die Alibamas und Contſchattas (Conchutas), die von den Crieks kamen, die Taenſahs (Tenſaws), die Humas oder Umas, die Tunikas, Voluxas, Pascagulas und Paoanas.

G. Die Sioux ſind Völker, deren Sprache mit der der Irokeſen verwandt iſt, und erſtrecken ſich in dem Stromgebiete des Miſſiſſippi, auf der Weſtſeite dieſes Stroms und des rothen Fluſſes vom Winnipekſee tief landeinwärts bis zu den Savannen und Prairien am öſtlichen Fuße des Felſengebirges. Wir theilen ſie in vier Gruppen:

1) Die Winnebagos (Puans, Otſchagras, Horodſche oder Hotſchungorah). Dieſſeit des Miſſiſſippi an der Weſtſeite des Michiganſees.

2) Die eigentlichen Sioux (Naudoweſſies, Dahcotas) theilen ſich in ſieben Stämme, daher ſie ſich auch Otſchente Schakoans, d. h. die ſieben Feuer, nennen. Dieſe Stämme ſind: a) der Mendewahkantoan, der einzige, welcher Ackerbau treibt und auf der öſtlichen Seite des Miſſiſſippi unter 43° bis zu 46° öſtl. Breite; b) der Wahkpatoan; c) der Wahkpakotoan und d) Siſitoan, alle drei ebenfalls öſtlich; die drei weſtlichen Stämme aber ſind: e) die Janktons, Janktoanans und Tetons. Dieſe weſtlichen Stämme führen ſeit undenklichen Zeiten einen Vertilgungskrieg gegen alle andern Stämme am Miſſouri, von den Mandanen an bis zu den Oſagen, während die vier öſtlichen Horden ebenſo lange eingewurzelte Feinde gegen die Tſchippeweier ſind. Die Aſſiniboinen ſind ein Dahcotaſtamm, der ſich vom Ueberreſte der Nation getrennt hat und im Algonquinſchen lebt, und die Schayennen wurden von den Sioux aus ihrem Wohnſitze am linken Ufer des Rothen Fluſſes vertrieben, worauf ſie ſich an den Quellen des Shyenne, eines ſüdweſtlichen Zufluſſes des Miſſuri, niederließen (Taf. 191 *Fig. 1* Siouxindianer im Lager; *Fig. 7* Pferderennen derſelben). Die Sioux, wiewol alle Indianer, glauben an die Unſterblichkeit der Seele. Sobald der Krieger ſeines Todes durch den Arzt vergewiſſert worden, nimmt er von den Seinigen Abſchied und befiehlt für Diejenigen ein Gaſtmahl anzurichten, welche ihm eine Trauerrede halten werden. Gleich nach ſeinem Ableben bekleidet man ihn, legt die Waffen neben ihn und ſetzt ihn aufrecht in die Mitte der um ihn verſammelten Freunde; ſpäter legt man ihn auf eine Art Gerüſte, wie *Fig. 2* abgebildet. Die Leichenfeier beginnt mit Wehklagen und Heulen, wobei die Männer nicht weinen dürfen, was aber die Weiber deſto mehr thun. Sie zerritzen dabei wol ihre Arme und Beine, und die Weiber beſuchen häufig die Gräber und ſtreuen ihre abgeſchnittenen Haarlocken darauf, wobei ſie oft ſehr dichteriſche Klagelieder abſingen. Eine Leichenrede eines Nadoweſſiers (Sioux) hat uns Carver mitgetheilt; ſie heißt: „Du ſitzeſt noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch ſeine gewöhnliche Geſtalt und iſt dem unſerigen noch ähnlich ohne ſichtbare Abnahme; nur das Vermögen zu handeln fehlt ihm. Aber wohin iſt der Athem geflohen, der noch vor einigen Stunden Dampf zum großen Geiſte emporblies? Warum ſchweigen jetzt die Lippen, von denen wir erſt vor Kurzem ſo nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum ſind die Füße ohne Bewegung, die noch vor wenigen Tagen ſchneller waren als das Reh auf den Gebirgen. Warum hängen dieſe Arme ohnmächtig, die die höchſten Bäume erklimmten und den härteſten Bogen ſpannten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erſtaunen anſahen, iſt jetzt wieder ſo unbeſeelt als es vor dreihundert Wintern war. Doch wir wollen dich nicht betrauern, als wenn du für uns auf immer verloren wäreſt, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden ſollte. Deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geiſter, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahingegangen ſind. Wir ſind zwar zurückgeblieben, um deinen Namen zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beſeelt von der Achtung, die wir bei deinen Lebzeiten für dich hegten, kommen wir jetzt, dir den letzten Liebesdienſt zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn ſorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geiſt mit ihren Geiſtern ſpeiſen und bereit ſein werde, die unſerigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen anlangen." Der Begräbnißort iſt übrigens gewöhnlich eine große Höhle.

3) Die Minetaries, welche ſich in drei Stämme

theilen: anſäſſige Minetaries mit Einſchluß der Annahawas, Mandaner und Raben- oder Krähenindianer (Crow- oder Upſarokanation). Die beiden erſtern Völker ſind Ackerbauer und wohnen in Dörfern an oder in der Nähe des Miſſuri zwiſchen 47° und 48° der Breite. Die Rabenindianer (Taf. 110 *Fig. 19* u. *20*) ſind ein Wandervolk ſüdlich vom Miſſuri, zwiſchen dem kleinen Miſſuri und den ſüdöſtlichen Zweigen des Gelbenſteinfluſſes. Unter den Mandanindianern kommen faſt ganz weiße und ſogar mit blauen Augen vor (Taf. 191 *Fig. 5* Tanz der Mandanweiber und *Fig. 4* Tanz der Mandanindianer, *Fig. 5* der Biſontanz derſelben). Die Biſons ſind bekanntlich in ganzen Herden wandernde Thiere. Dadurch ſind manchmal die Mandanen ihrer Nahrung beraubt, wenn die Biſons wegbleiben. Sobald dieſe Noth eintritt, werfen ſie ihre Maske, eine Biſonhaut, um und dann beginnt der Biſontanz, welcher in der Abſicht abgehalten wird, damit die Biſons wiederkommen, und wird ſo lange wiederholt, bis ſie endlich wirklich kommen, natürlich nicht durch den Tanz herbeigerufen. Dabei werden Trommeln gerührt und Klappern in Bewegung geſetzt, wobei auch unaufhörlich Geſang und Gebell der Zuſchauer ertönt.

4) Die ſüdlichen Sioux beſtehen aus acht Stämmen und ihr Gebiet erſtreckte ſich urſprünglich längs des Miſſiſſippi von unterhalb der Mündung des Arkanſas bis zu 41° der Breite. Sie waren und ſind noch auf der Nordſeite von den Dahcotas, auf der Weſtſeite von den Pahnies, gegen Süden vom Waſhitta und Rothen Fluſſe, und auf der Südweſtſeite von Wanderſtämmen begrenzt. Ihr Jagdrevier erſtreckt ſich weſtlich bis zum Felſengebirge; aber ſie treiben alle Ackerbau. Die drei ſüdlichſten Stämme ſind die Quappas und Arkanſas, die Oſagen (Oſaſhen, eigentlich Wauſaſche, Ouaſchſchen, an den Quellflüſſen des Oſage und des Verdegris, eines nördlichen Zufluſſes des Arkanſas) — ſie ſind übrigens ein zahlreicher, mächtiger Volksſtamm, der alle Nachbarn mit Krieg überzog, einen Theil ſeines Gebietes aber an die Vereinigten Staaten zur Coloniſation der Tſchirokis, Crieks und Tſchatas abgetreten hat (Taf. 110 *Fig. 18*) — und die Kanſas. Die übrigen fünf Stämme ſind die Joways, Miſſuris oder Neoſhehe (Neojehe), die Ottoes oder Wahtutahtah, die Omahaws oder Mahas und die Puncas.

H. Die Pahnies, welche aus den eigentlichen Pahnies (am Plattefluſſe, weſtlich von den Ottoes und den Omahahs) und den Ricaras oder Aricaras (am Miſſuri, etwa 140 deutſche Meilen unterhalb der Mandaner, unter 46½° der Breite) beſtehen. Sie treiben Ackerbau, und ihre Jagdzüge dehnen ſie ſüdlich bis zum Arkanſas und weſtlich bis zu den Quellen des Plattefluſſes aus.

J. Die Saskatſchawiner ſind zwei Nomadenvölker der öſtlichen Abhänge des Felſengebirges, nämlich die Waſſerfall- Rapid- oder Paunchindianer und die Black Feet (Schwarzfußindianer). Die Erſtern wohnen am öſtlichſten, die Letztern ſind eine der mächtigſten Indianernationen und leben in beſtändigem Angriffskriege mit allen Nachbarvölkern, mit Ausnahme der Kniſtinos und Aſſiniboinen, gegen die ſie ſich vertheidigungsweiſe verhalten. Die Paigans oder Picanos und die Blutindianer ſind Unterabtheilungen dieſer Black Feets. Vielleicht gehören hierher auch die um einen Theil des Felsgebirges wohnenden Suſſies.

K. Die Oregonvölker, die man ſo nannte nach dem Fluſſe Oregon (Columbia), der auf der Weſtſeite des Felſengebirges ein Gebiet beherrſcht, welches ſich von 50°—41° der Breite erſtreckt. Lewis theilte dieſe Völker nach ihren Sprachen in drei Familien ein:

1) Die auf dem Gebirgstheile Wohnenden, und dahin gehören: die Saliſh oder Flachköpfe (Flat heads), die Oat-la-ſhuht, die Krähengebirgs- (Crow Mountains-) Indianer und die Tus-hi-pah.

2) Im Terraſſenlande werden die Tſchu-pun-niſch, die Sin-mith-ku-ma-nah, die Selluat-pallah, die Wallawallas, die Willewah, die Wahowi-pums, die Itſcheluhl, die Tſchimnah-pun, die Sokulk, die Tſchillukkutteguah, die Tſchikaliſch, die Ponderays, die Flachbogen- (Flatbow-) Indianer u. a. m. genannt.

3) Längs der Seeküſte endlich wohnen die Clackamus, die Umques, die Clatſups, die Quathlapotle, die Skillute, Tſchinuks (Taf. 357 *Fig. 2* innere Anſicht einer Wohnung derſelben), die Tſchilts u. a. m.

Als ein wilder, kriegeriſcher Stamm werden die Bonaks genannt; der Hauptſtamm aber im Oregongebiete ſind die Skeiuſe (Skyuſe), welche über die benachbarten Stämme unumſchränkte Gewalt ausübten, jetzt aber dieſelbe nur noch über die Wallawallas und Tſchimuks ausdehnen können. Auch die Atnahs oder Kinnindianer laſſen ſich hier einreihen (landeinwärts unter 52°), und nördlich über ihnen die Nagailer oder Trägerindianer.

Die Wakaſh auf der Inſel Nutka reden eine Sprache, die ſich von den Idiomen aller Nachbarvölker unterſcheidet.

L. Die Californier wohnen längs der Küſte von ganz Neu- oder Hochcalifornien, ſowie auf der Halbinſel Altcalifornien bis zu der Südſpitze, dem Cap Lukas, unter 23° der Breite. Ob die Altcalifornier wirklich mit den Neucaliforniern ſtammverwandt ſind, iſt noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Alle Altcalifornier ſtehen ſeit langer Zeit unter dem Einfluſſe ſpaniſcher Miſſionare, was auch von den Küſtenſtämmen Neucaliforniens gilt. Allein dieſe in Miſſionen vereinigten Indianer ſind doch nur dem Namen nach für die Beſchäftigungen des ſeßhaften und civiliſirten Lebens gewonnen, während die Bewohner des Innern Californiens nach wie vor dem wilden Jägerleben ergeben ſind. Nach Chamiſſo ſtehen dieſe Stämme tief unter denen, welche die nördliche Küſte und das Innere von Amerika bewohnen. Alle ſind von ſehr wildem Anſehen und von ſehr dunkler Farbe. Ihr flaches, breites Geſicht, aus dem

große, wilde Augen blitzen, beſchattet ſchwarz und dicht ein langes, flaches Haar. Die Abſtufung der Farben, das Tatowiren, das Bemalen beim kriegeriſchen Tanze, die Waffen und Sitten ſind je nach den verſchiedenen Stämmen verſchieden (Taf. 110 *Fig. 21* ein Californier).

M. Die Schoſchonen oder Kamantſchen erfüllen den ganzen Raum von den ſüdlichen Zuſtrömen des Columbia unter 45° der Breite bis zu den Colorado- und Gilaflüſſen 34° der Breite einerſeits, und über das Felſengebirge hinüber bis an die Grenzen der Vereinigten Staaten und den mexicaniſchen Golf 30° der Breite andererſeits. Alle Stämme reden dieſelbe Sprache, und die eigentlichen Schoſchonen und Kamantſchen ſind die zahlreichſten derſelben. Erſtere bewohnen die Weſtſeite des Felſengebirges im nordweſtlichen Theile des Gebietes, die Andern die Oſtſeite im ſüdöſtlichen Theile; in den ſüdlichen Gegenden aber wohnen die Apatſchen. Die Schoſchonen nähren ſich von Fiſchen oder Wild; die am Colorado haben aber auch viele Schweine als Hausthiere und halten auch viele Pferde. Ihre tragbaren Wohnungen beſtehen aus Fellzelten. Sie ſind friedliebend, nicht grauſam und ſehr gaſtfrei, auch ſehr verſtändig und ſittlich gut. Die Kamantſchen (Hietans, Jetans, Paducas) ſind jetzt vielleicht das mächtigſte Volk unter den Indianern des nordamerikaniſchen Continents, und ihre unvergleichliche Reitkunſt, ihr furchtbarer Angriff, die unübertroffene Schnelligkeit im Laden und Abfeuern der Gewehre, ſowie ihr unauslöſchlicher Haß gegen die Weißen, machen die Feindſchaft dieſer Indianer furchtbarer als die irgend eines andern eingeborenen Stamms. Auch ſie haben tragbare Zelte als Wohnungen und halten ſich nie lange an einem Orte auf.

Die Arropahos, welche mit beiden Stämmen ſprachverwandt ſind, wohnen ſüdlich von den Schoſchonen.

N. In der Verlängerung der Sierra Madre von Mexico haben ſich unabhängige Völker concentrirt, um gegen die Europäer einen Vernichtungskrieg zu führen; ſie haben von den Spaniern dieſe Gegend wieder erobert und ſich völlig unabhängig erhalten. Zu ihnen gehören die Piros, Xumanos, Lanos, Zuros, Moquis, Tiguos, Pecuri und Keres. Ferner ſind noch zu erwähnen die Jahipais, Mecos, Carancahuas und Cuſchaties (Letztere in Texas), welche wie die Vorigen verſchieden von den Schoſchonen und Kamantſchen ſind.

O. Das Plateau von Mexico, mit den ſich nördlich und ſüdlich daran ſchließenden Gegenden bis zur Landenge von Panama, umfaßt eine Menge von Völkern mit verſchiedenen Sprachen, und A. v. Humboldt, dem wir hier folgen, nimmt an, daß die Indianer reinen Blutes jetzt noch immer mehr als zwei Fünftheile der ganzen Volksmenge und in manchen Landſchaften ſogar zwei Drittheile ausmachen, wie z. B. in den Staaten Puebla und Oaxaca.

Die vorzüglichſten Sprachen ſind die am weiteſten verbreitete der Azteken, die Otomi-, die Matlazinchen-, die Taraſker-, die Pirinda-, die Zapoteka-, Mixteca-, die Popoluca- und Mixe- und Maya-, die Poconchi-, Huaſteca- und Totonakerſprache, die Cora-, Huitcole-, Tepehuana-, Topias- und Acaree-, die Xixima-, Sicuraba-, Hina- und Huimiſprache, die Tubar-, Tarahumara-, Zuaque-, Guaima-, Guazave-, Zoe-, Huite-, Opata-, Pima-, Eudebe-, Yaqui-, Kachikil-, Chontal- und Orotinaſprache.

Der mexicaniſche Indianer gleicht im Allgemeinen denen, welche Canada und Florida, Peru und Braſilien bewohnen: dieſelbe dunkelbraune und Kupferfarbe, plattes und glattes Haar, wenig Bart; ſeine Statur iſt unterſetzt, das Auge länglich und gegen die Schläfe in die Höhe gebogen, die Backenknochen ſtehen vor und die Lippen ſind dick; aber in ſeinem Munde ſpricht ſich eine Milde und Sanftmuth aus, die gegen den finſtern und ernſten Blick des Auges ſeltſam abſticht. Die mexicaniſchen Indianer ſind übrigens dunkler von Farbe als die Bewohner der heißeſten Länder von Südamerika; auch haben ſie, namentlich die Azteken und Otomiten, einen ſtärkern Bartwuchs als dieſe. Faſt alle Indianer in den Umgebungen der Hauptſtadt tragen einen kleinen Schnurrbart. Diejenigen Indianer, welche der europäiſchen Herrſchaft unterworfen ſind, erreichen durchgängig als friedliche Ackerbauern ein hohes Alter, wenn nicht die bei ihnen ſo gewöhnliche Trunkſucht ihren Körper ſchwächt. Ihre berauſchenden Getränke ſind der Branntwein aus Zuckerrohr, aus Mais und der Jatrophawurzel, beſonders aber der Pulque, ein Wein aus der amerikaniſchen Aloe (hundertjährige Aloe) bereitet.

In dem mexicaniſchen Indianer bemerkt man weder jene Beweglichkeit von Gefühlen, Geberden und Zügen, noch jene Thätigkeit des Geiſtes, welche die meiſten Indianer Nordamerikas ſo vortheilhaft auszeichnet. Er iſt ernſt, ſchwermüthig, ſchweigſam, ſo lange nicht berauſchendes Getränk auf ihn gewirkt hat. Er liebt es, etwas Geheimnißvolles ſelbſt in ſeine gleichgültigſten Handlungen zu legen; die heftigſten Leidenſchaften drücken ſich niemals auf ſeinem Geſichte aus, und er zeigt etwas Schreckliches, wenn er plötzlich von der abſoluten Ruhe zu einer heftigen und zügelloſen Bewegung übergeht. Der Peruaner hat mehr Sanftmuth in ſeinen Sitten; die Energie des Mexicaners artet in Härte aus. Die Muſik und der Tanz der Indianer leiden unter dem Mangel an Frohſinn, der ſie charakteriſirt, und dies kann man auch in ganz Südamerika wahrnehmen. Der Geſang athmet Traurigkeit und Schwermuth. Die Frauen entwickeln mehr Lebhaftigkeit als die Männer; allein ſie theilen das Misgeſchick der Unterwürfigkeit und Dienſtbarkeit, zu der das andere Geſchlecht bei allen Völkern verurtheilt iſt, die in der Civiliſation nur geringen Fortſchritt gemacht haben. Die Weiber nehmen am Tanze keinen Antheil; ſie wohnen dieſem Vergnügen der Männer nur

bei, um denſelben die von ihnen zubereiteten ſtarken Getränke zu credenzen. Die Mexicaner haben einen eigenthümlichen Geſchmack für die Malerei und Sculptur in Holz und Stein bewahrt. Man erſtaunt, wenn man ſieht, was ſie mit einem ſtumpfen Meſſer aus dem härteſten Holze ſchnitzen. Sie legen ſich beſonders auf das Anfertigen von Bildern und Statuen von Heiligen, und ahmen ſeit drei Jahrhunderten knechtiſch die Modelle nach, welche die Spanier im Anfange der Eroberung mit ſich brachten. Dabei haben ſie denſelben Geſchmack für die Blumen bewahrt, den Cortez zu ſeiner Zeit bei ihnen fand. Ein Blumenſtrauß war das koſtbarſte Geſchenk, welches man den Geſandten am Hofe des Montezuma überreichte. Dieſer Monarch und ſeine Vorfahren hatten eine große Menge ſeltener Pflanzen in den Gärten von Iſtapalapan angebaut. Cortez rühmt öfters in ſeinen Briefen an Kaiſer Karl V. die Induſtrie, welche die Mexicaner im Gartenbaue entwickelten. Auf dem großen Markte von Mexico verkauft kein Indianer etwas von ſeinen Producten, ohne daß er ſeine Bude mit Blumen geſchmückt habe, die alle Tage erneut werden. Jeder Indianer hat neben ſeiner Wohnung ein Gärtchen, in welchem neben den tropiſchen Früchten die Fülle der Blumen prangt. Vorzüglich ſchön nehmen ſich die Tſchinampas oder ſchwimmenden Gärten aus. Es ſind mit Erde belegte Flöße, die theils auf dem See herumſchwimmen, theils am Ufer befeſtigt ſind.

Die Wohnungen der Indianer ſind einfach und reinlich, aber ihrer Geſtalt nach verſchieden. In der heißen Region des Küſtenlandes ſind es eine Art Käfige, aus Bambus oder Baumſtämmen und Bretern, hier und da auch aus Luftziegeln errichtet, mit plattem Dache. Wo ſie mit Spaniern in Verbindung leben, beſonders in der Gegend von Mexico, bauen ſie Häuſer, die denen der Spanier ſehr ähnlich ſind. Einige irdene Krüge und Flaſchen, ein Stein zum Bereiten des Maisbrotes und eine Menge Heiligenbilder machen den Schmuck dieſer Wohnungen aus. Statt des Bettes dient ihnen eine auf der Erde ausgebreitete Matratze oder ein hängendes, an der Decke befeſtigtes Netz. Ihre Dörfer und Weiler liegen oft ganz im Gebüſche verſteckt. Nirgend wol gibt es übrigens eine fürchterlichere Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter, der Geſittigung, der Cultur des Bodens und der Bevölkerung. Im Innern des Tafellandes gibt es vier Städte, die nur eine bis zwei Tagereiſen voneinander entfernt ſind und 35, 67, 70 und 135,000 Einwohner enthalten. Das mittlere Plateau von Puebla bis Mexico und von da bis Salamanca und Zalaya iſt mit Dörfern und Weilern ebenſo dicht beſetzt, als die angebauteſten Landſtriche der Lombardei. Im Oſten und Weſten dieſes ſchmalen Strichs erſtrecken ſich unangebaute Gegenden, in denen die Bevölkerung kaum 10—12 Menſchen auf der Quadratmeile beträgt. Die Hauptſtadt und mehre andere Städte haben gelehrte Anſtalten, die den europäiſchen zu vergleichen ſind. Die Architektur der öffentlichen und Privatgebäude, die Eleganz des Hausgeräthes, die Equipagen, der Luxus in der weiblichen Kleidung, der geſellſchaftliche Ton, Alles verräth eine Verfeinerung, die gegen die Nacktheit, Unwiſſenheit und Roheit des gemeinen Mannes gewaltig abſticht. Und dieſe Ungleichheit der Glücksgüter findet ſich nicht blos bei den Weißen, ſondern auch bei den Indianern. Die mexicaniſchen Indianer bieten im Allgemeinen das Bild eines großen Elends dar, und doch gibt es Einzelne, die unter dem Deckmantel des Elends große Reichthümer verbergen. Letztere ſtehen bei ihren Landsleuten in großer Achtung; allein trotz ihrer Reichthümer gehen ſie ebenſo barfuß und tragen ſich mit der mexicaniſchen Tunica, von grobem, braunſchwarzem Zeuge bekleidet, wie der ärmſte, gemeinſte Indianer. In den größern Städten jedoch, nicht allein in Mexico, ſondern auch in Puebla, Jalapa u. ſ. w., iſt die Bekleidung ſchon vollſtändiger; der breitkrempige Hut und die verhüllende Kopfbedeckung ſind wahrſcheinlich den Spaniern nachgeahmt (Taf. 70 *Fig. 2* u. 3 Frauen- und Männertracht aus Puebla, *Fig. 4* Frau aus Jalapa). Die neue Ordnung der Dinge, welche durch den Abfall der ſpaniſchen Colonie vom Mutterlande herbeigeführt worden iſt, hat zwar den Zuſtand der Indianer zum Guten gewendet; denn ſie waren es, welche zum Umſturz der ſpaniſchen Regierung weſentlich beitrugen; und ſie, die unter der ſpaniſchen Herrſchaft den größten Einſchränkungen unterworfen waren und oft mit der grauſamſten Härte behandelt wurden, ſind durch die Verfaſſungen der neuen republikaniſchen Staaten zwar Staatsbürger geworden; allein Alles doch nur dem Namen nach, und ihr ſittlicher, geiſtiger Zuſtand iſt noch derſelbe, der er unter der Verwaltung der ſpaniſchen Vicekönige war, deren Politik, wenn auch auf dem Papiere abgeſchafft, noch immer in Beziehung auf den Druck, den der Indianer von den weißen Herren und Gewalthabern zu erdulden hat, fortdauert.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die frühere Religion der Mexicaner, ſo finden wir, daß ſie der blutigſte Götzen- und Opferdienſt war. Die Prieſter der Götzen waren blutdürſtige, gefühlloſe Menſchenmörder, welche die heilige Scheu, die das Volk vor ihnen hatte, zum Mittel der Befriedigung ihrer wollüſtigen Begierden, ihres Eigennutzes und ihres Blutdurſtes machten. Der Prieſter durfte nur ſagen, daß der Gott hungere, ſo mußten Söhne und Töchter zum Opferherde gebracht werden, oder der Fürſt mußte in den Krieg ziehen und Gefangene machen, denen der Prieſter auf einem ſchwarzen Steine mit einem ſcharfen Kieſel das zuckende Herz aus dem lebenden Leibe ſchnitt, um es der Sonne dampfend entgegenzuhalten (Taf. 102 *Fig. 1*). Ihr höchſter Götze war der Vitzliputzli, der in einem prächtigen Tempel verehrt wurde und dem eben jene Opfer gebracht wurden, und ein anderer berühmter Götze, dem ſie huldigten, war der Gott der Luft oder Quetzalcatl, dem zu Ehren merkwürdige Tänze und Spiele üblich waren, an

denen ſelbſt die Könige in ihrem prächtigſten Staate Theil nahmen und wobei die gemeinen Leute ſich in Thiere zu verkleiden pflegten, wozu ſie eigene Kleidung aus Häuten oder Federn hatten. Jetzt ſind die Mexicaner zwar zum Chriſtenthume übergegangen, aber die Bekehrung hat auf ſie keine andere Wirkung hervorgebracht, als neue Ceremonien, Symbole einer ſanften und menſchlichen Religion, an die Stelle von Ceremonien einer blutigen Gottesverehrung zu ſetzen; denn dieſer Uebergang von einem alten Ritus zu einem neuen iſt das Werk der Gewalt und nicht der Ueberzeugung geweſen, und ſo vermengte ſich das Chriſtenthum mit der mexicaniſchen Mythologie, welches von den Herrſchern und Miſſionaren nicht allein geduldet, ſondern ſogar bis zu einem gewiſſen Punkte noch begünſtigt wurde, um auf dieſe Weiſe dem Chriſtenthume leichter Eingang zu verſchaffen; ſie überredeten ſie, daß das Evangelium bereits in ſehr alten Zeiten in Amerika gepredigt worden ſei, und davon ſuchten ſie die Spuren in dem Ritus der Azteken. Auf dieſe Weiſe läßt es ſich erklären, warum die mexicaniſchen Indianer, trotz der Halsſtarrigkeit, mit der ſie an Allem hängen, was ihnen von ihren Vätern überkommen iſt, ihre ehemaligen gottesdienſtlichen Gebräuche ſo leicht vergeſſen haben. Die Indianer kennen von der Religion nichts weiter als die äußern Formen des Gottesdienſtes, und als Freunde der Ceremonien finden ſie an dem chriſtlichen Cultus auch viele Freude. Die Kirchenfeſte, die Feuerwerke, die dabei abgebrannt werden, die Proceſſionen, von denen Tänze und die barockeſten Vermummungen unzertrennlich ſind, bilden für das gemeine Volk der Indianer eine ergiebige Quelle von Vergnügungen. Der chriſtliche Gottesdienſt hat übrigens nicht blos hier in Mexico, ſondern überall die Schattirungen der Länder angenommen, wohin er verpflanzt worden.

Was ſchließlich die übrige Bevölkerung betrifft, ſo behaupten den oberſten Rang unſtreitig die Europäer, beſonders aber die reinen Abkömmlinge der ſpaniſchen Eroberer Mexicos. Sodann folgen die Afrikaner, die Neger, welche dort faſt alle als freie Leute leben und ſich zum Theil unter ſich verheirathen; ja die indianiſchen Frauen geben dem Neger nicht allein vor den Männern ihrer Race, ſondern ſelbſt vor dem Europäer den Vorzug, da ihnen die ungeſtüme Lebhaftigkeit der Congoneger mehr zuſagt. Wir bemerken hierbei zugleich, daß die in den überſeeiſchen Ländern von europäiſchen Aeltern oder deren Nachkommen in reiner Abkunft geborenen Weißen in der Regel Creolen, die von Negern geborenen Creolenneger, Abkömmlinge von einem Weißen und Neger aber Mulatten, von einem Weißen und einer amerikaniſchen Indianerin rothe und von einem Weißen und einer Hindu gelbe Meſtizen genannt werden. Die Abkömmlinge der Mulatten nennt man Kasken, von einem Weißen und einer Mulattin Terzerons, von einem Weißen und einer Terzeron aber Quarterons. Die von Europäern und Ureinwohnern Braſiliens abſtammenden Kinder heißen Mamelukos, die von einem Chineſen und einer Malayin aber Tekos, die von einem Hindu und einer Negerin Buganeſen, und die von Hottentotten und Weißen endlich Baſten. Taf. 70 *Fig. 1* iſt ein ſpaniſcher Creole und zwar ein Majo von Jerez in Mexico, *Fig. 7* eine vornehme Mulattin, und *Fig. 8* ein braſilianiſcher Meſtize abgebildet.

Die Bewohner Mittelamerikas.

Der Freiſtaat Mittel- oder Centralamerika (Guatemala), das ſchmalſte Verbindungsglied von Süd- und Nordamerika, doch größer als Deutſchland, bildet ein bogenförmiges, hohes Gebirgsland, ringsum von Tiefen, von den beiden großen Oceanen und den beiden Andenſenkungen (Panama und Tehuantepek) umgeben. In das Antillenmeer erſtrecken ſich die Vorgebirge Honduras und Gracias a Dios, und in den Stillen Ocean das Cap Blanco. Das Klima iſt hier noch wärmer als in Mexico, der Boden üppiger, die Production reicher. Von der Bevölkerung ſind ²⁄₅ Ureinwohner, ²⁄₅ Meſtizen und ¹⁄₅ Weiße, außerdem noch auf der ganzen Weſt- und Nordweſtküſte viele unabhängige Indianerſtämme, von denen die Mosquitos auf Honduras mit den Engländern in Verkehr ſtehen, aber den Spaniern todtfeind ſind. Die angeſiedelten oder ſogenannten lateiniſchen Indianer (Indios ladinos) ſind getauft und machen, wie die Mexicaner, alle äußern Gebräuche des Chriſtenthums mit, ohne von dem Geiſte deſſelben etwas zu ahnen. Ihre Kleidertracht iſt maleriſch. Die Wohlhabendern tragen ein baumwollenes Hemd, weite Beinkleider, lederne Sandalen und einen Gürtel von farbigem Zeuge. Die gemeinen Indianer tragen keine Baumwollſtoffe, ſondern Zeuge aus den Faſern der Achave (Maguey) und andern Pflanzen gewebt. Sanftmuth, Fleiß, Verſchwiegenheit, Gaſtfreiheit und Wahrheitsliebe ſind Tugenden, die man von dieſem Volke rühmt; dagegen iſt auch ihr größter Fehler Trunkenheit. Induſtrie, Ackerbau und Civiliſation ſtehen zwar noch bei ihnen in der Kindheit; doch zeigen ſie ſo viel Wißbegierde, guten Willen und Sorgfalt, daß für die Zukunft das Beſte zu hoffen iſt. *Fig. 5* gibt ein Bild der Männer- und *Fig. 6* der Frauentracht von Guatemala.

Die Indianer und die übrigen Bewohner Südamerikas.

Die eingeborenen Völker Südamerikas haben bald eine olivenbraune, bald eine gelbbraune Farbe, die in mancherlei Schattirungen ineinander oder zuweilen auch ins Kupferrothe übergehen; doch waltet die gelbe Hautfarbe mehr unter den öſtlichen Völkern, die braune unter den weſtlichen und denen, die das Innere Südamerikas bewohnen, vor. Nach Alcide d'Orbigny ſpalten ſich die ſüdamerikaniſchen Indianer in drei große Claſſen, von denen jede der beiden erſten wieder nach Verſchiedenheit

der Sprachen in mehre Stämme oder Zweige zerfällt:

1) Die Bewohner der Andeskette oder die Ando-Peruaner: a) die Peruaner, b) die Antiſaner, c) die Araucaner, und d) die Indianer von Cundinamarca (Republik Neugranada).

2) Die Bewohner der großen Ebene auf der Oſtſeite der Cordilleren oder die Pampaner: a) die eigentlichen Pampaner, ſo genannt nach den großen Pampas oder Ebenen, die ſich vom Feuerlande bis ins Innere des Stromgebiets des la Plata erſtrecken, b) die Chiquitoszweige, und c) die Moros.

3) Die eingeborene Bevölkerung von Braſilien, Guiana und Venezuela, oder der guarani-caraibiſche Volksſtamm.

A. Die Cundinamarcaner fanden die ſpaniſchen Eroberer klein und unterſetzt, auf den Gebirgen kupferroth, in den Ebenen olivenbraun; ihre Stirn wenig erhoben und zurücktretend, das Auge wagerecht und in ſeinem äußern Winkel niemals verengt, dabei ohne allen Ausdruck, die Backenknochen vorſtehend, die Lippen dick; der Bart zeigte ſich erſt im ſpäten Alter. Auch gegenwärtig zeigen ſich dieſe Indianer Neugranadas noch ſo. Das herrſchende Volk waren die Muiscas, die ein großes Reich, das Reich der Zake (Zaque), geſtiftet hatten, dem alle übrigen Völker von los Paſtos bis Panama und dem Meerbuſen von Maracaibo unterworfen waren. Sie zeichneten ſich vor allen andern Nachbarvölkern, die dem Reiche angehörten, durch Cultur aus, was auch noch heute der Fall iſt unter den vielen indianiſchen Nationen Neugranadas, die ſich durch Sprache und ein ſeßhaftes, Nomaden- oder Jäger- und Fiſcherleben auszeichnen. Sie ſind jetzt theils civiliſirt, zum Chriſtenthume bekehrt und in Miſſionen vertheilt, theils in Wildheit und völliger Unabhängigkeit die Urwaldungen durchirrend.

Folgende Stämme kann man mit ziemlicher Sicherheit zu den Cundinamarcanern zählen: 1) die Muiscas (Muyscas oder Mozcas), in dem Departement von Cundinamarca (Bogota, Mariquita), wie auf dem größten Theile der öſtlichen Cordilleren und den benachbarten Thallandſchaften des Magdalenenſtroms. Seßhafte Ackerbauern und Hirten, verhältnißmäßig von höherer Geſittigung als die übrigen Stämme (Taf. 70 *Fig. 11* Mädchen aus Bogota, ſpaniſche Amerikanerin). 2) Die rohen Pantſches, ein Volk, das die Wohnländer Jener umgibt. In dem Geſtadelande des Antillenmeers zwiſchen Rio Hacha und dem Buſen von Maracaibo die Goahiros (Guagiros, Guajires) und die Cocinas. Wie die Muiscaſprache faſt ganz verloſchen iſt, ſo gilt dies noch mehr von den Sprachen, welche in den weſtlichen Gegenden von Neugranada, in Popayan und bis Darien hin in Gebrauch geweſen, wo ſonſt 52 verſchiedene Nationen bekannt waren, von denen die ſüdlichen und einige öſtlichen und nördlichen durch Waffengewalt, die übrigen durch die Miſſionare unterworfen wurden. Die bekannten Miſſionen waren unter 3) den Andakies; 4) den Citaras; 5) den Tſchocos in der Provinz Tſchoco (Choco); 6) den Guanacas; 7) den Neyvas; 8) den Cacanucas; 9) den Quaquas; 10) den Paes, und 11) den Timanaes. Die drei letztern gehören vielleicht zu dem großen Stamme der Guarani-Karaiben, da ihre Namen an am Orinoco lebende, zu den Guarani-Karaiben gehörende Stämme erinnern. Mit noch größerer Sicherheit läßt ſich dies annehmen 12) von den Urabas oder Idibas, den Bewohnern von Darien, und 13) von den Huaimies oder Guaimies, welche die Provinz Veragua des Departements Iſtmo bewohnen.

B. Der peruaniſche Zweig oder die ando-peruaniſchen Völker bewohnen den größten Theil der alten Herrſchaft der Inkas vor der ſpaniſchen Eroberung, d. h. über die Andes und ihre Abhänge von jenſeit des Aequators bis nach Santiago del Eſtero, 28° ſüdl. Breite. Dieſe Herrſchaft umſchloß auf dem Gebirge allein einen Theil der Republik Ecuador, die ganze Republik Peru und Bolivia, ſowie einen Theil der La Plataſtaaten. Man kann ſie in vier Nationen theilen:

1) Die Quitſchua- oder Inkanation, welche zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung die herrſchende war. Der Name Kitſchua (ſpan. Quichua) ſcheint ehedem nur einen Stamm derſelben bezeichnet zu haben, und der Name Inka (Inga) wurde nur auf die königliche Familie angewendet und bedeutet eigentlich König oder Oberhaupt; ihre Fürſten nannten ſie Capalla Inga, d. h. Alleinherrſcher. Ihre Farbe iſt olivenbraun. Sie ſind nicht groß, haben breite Schultern, ſehr hohe und lange Bruſt, einen ziemlich großen Kopf und kleine Hände und Füße. Stirn ſchwach gewölbt, Geſicht breit, mehr rund als oval, Naſe vorſpringend, adlerartig. Mund ziemlich groß, vorſpringend, ohne daß die Lippen dick ſind. Zähne ſchön. Augen klein oder mittelgroß, nie am äußern Winkel verengt. Augenbrauen ſchmal und ſtark gebogen, Haare ſchön ſchwarz, grob, dick und lang. Der Ausdruck im Geſicht zeigt Gleichmuth, Ernſt und Nachdenken. Sie ſind ſanft, geſellig, friedfertig, gehorſam bis zu blinder Unterwürfigkeit, feſt und beſtändig, gaſtfrei, aber ſelbſt bei ihren Feſten ziemlich ſchweigſam und kalt. Obgleich ſie ſelten Beleidigungen vergeſſen, ſo kommt es doch ſelten zur Rache, und Mordthaten gehören bei ihnen zur größten Seltenheit. Unter dem alten Prieſterreiche der Inkas ſtand ihre Cultur auf einer nicht geringen Stufe, wovon zahlloſe Denkmäler, Heerſtraßen, Städte, Gräber, Tempel und Bergwerke zeugten, als Pizarro 1525 in Peru eindrang. In den Dörfern der jetzigen Peruaner ſind die meiſten Häuſer rund und ganz aus mehr oder minder behauenen Steinen zuſammengeſetzt, deren Fugen mit Erde und Raſen ausgeſtopft ſind. Die runden ſpitzigen Dächer ſind aus Heu geflochten. Das ganze Haus beſteht aus einem einzigen Zimmer, in welchem zugleich die Küche und Vorrathsräume ſind. Die Stelle der Thüre vertritt ein $2\frac{1}{2}$ Fuß hohes Loch, in das man hineinkriechen muß und das zugleich dem Rauche zum Ausgange

dient. Cactusſtämme vertreten die Stelle der Balken und Sparren. Anſtatt der Nägel ſieht man überall aus Lamahäuten geſchnittene Stricke. Vor jedem Hauſe iſt gewöhnlich auf einem kleinen Erdhaufen ein Kreuz, das aus zwei Stöcken zuſammengebunden iſt, aufgerichtet. Auch im Innern ſind Kreuze angebracht. Sie bekennen ſich nämlich jetzt zum katholiſchen Glauben. In den älteſten Zeiten waren ſie dem gröbſten Fetiſchdienſt ergeben. Einige waren Menſchenfreſſer; ſie lebten meiſt zerſtreut auf Bergen und in Wäldern, ohne Ackerbau, und der Stärkſte und Kühnſte war unumſchränkter Oberherr. In den wärmern Strichen kannten ſie keine Kleidung, in den kältern bedeckten ſie ſich meiſt mit Thierfellen. Der Fetiſchdienſt ward ſpäter mit einem reinern Sonnendienſt vertauſcht, das Nomadenleben mit dem Ackerbau, als, wie die Sage berichtet, Manko Kapak und ſeine Gattin Mama Oello als Kinder der Sonne (aus irgend einem fernen Lande) an das Ufer des Landſees Titikaka kamen, die Stadt Cuzco (Cusco) bauten und die Einwohner civiliſirten. Andere Sagen berichten die Sache wieder anders; doch alle ſtimmen darin überein, daß durch Fremde der Sonnendienſt und die Civiliſation in das Land gebracht worden und daß der Erſte unter ihnen Manko Kapak geweſen ſei. Die erſten Bewohner erhielten den Namen und Rang eines Inka, und es wurden ihnen Unterſcheidungszeichen in der Kleidung und dem Haarputze bewilligt. Auch den andern Völkern, welche ſpäter für den Sonnendienſt mehr durch Wohlthaten als durch Waffen gewonnen wurden, waren beſtimmte Kleidungen vorgeſchrieben. Der Oberprieſter in Cuzco (Villak-Umu) war alle mal ein Bruder oder Onkel des Königs, die übrigen Prieſter daſelbſt aber aus dem Geſchlechte der Inkas. Geopfert wurden Thiere und Pflanzen. Noch jetzt beſteht die Kleidung dieſer Indianer aus einer Tunika, die bis aufs halbe Bein herabfällt, und einem Beinkleide, das bis ans Knie reicht. Auf dem Kopfe tragen ſie eine Mütze und an den Füßen Sandalen oder Uſutas (Ojotas), alles von dunkler Farbe und ziemlich grobem Gewebe aus Alpakawolle. Das Haar tragen ſie lang, in Flechten hinten herabhängend. Die weibliche Kleidung beſteht in einem wollenen Hemde, darüber eine Tunika ohne Aermel, die oben nicht zuſammengenäht iſt, ſondern deren zwei Blätter mittels zweier Tupu oder ſilberner Nadeln befeſtigt und mit einem viereckigen Stoffe bedeckt werden, der auf der Bruſt mit einer andern Tupu angeſteckt iſt. Das Haar fällt ihnen ebenfalls über die Schultern herab, und die einzige Zierath beſteht in einem Halsbande von Steinen. Die Indianerinnen von Quito weichen etwas in der Kleidung ab, wie uns die Abbildung Taf. 70 *Fig. 13* zeigt, auf der wir zugleich ſehen, auf welche eigenthümliche Weiſe ſie ihr Kind tragen. Die Spanierinnen in Lima (*Fig. 12*) zeichnen ſich durch ein ſehr enges Kleid, eine Art Mantille und ein bis an die Knie reichendes Schürzchen aus.

2) Die Aimaranation, welche lange vor Errichtung des Inkareichs nicht weit von den Ufern des Titicacaſees ihren Wohnſitz hatte. Sie bewohnt jetzt das ganze Andesplateau unter 15—20° ſüdl. Breite, von den Provinzen Tinta und Arequipa bis zu dem Becken von Paria und Oruro, zwiſchen 69 und 75° weſtl. Länge, hat ihre Sprache ſo bewahrt, daß ſie ſogar in den Städten und von den Nachkommen der Spanier als Umgangsſprache üblich iſt, und das Spaniſche nur im Verkehr mit Fremden geſprochen wird. Aeußerlich unterſcheiden ſie ſich übrigens nicht von den Quitſchuas, und auch in ihrem Charakter, ihren Sitten u. ſ. w. gleichen ſie denſelben.

3) Die Atacamanation (Olipes, Llipi) bewohnen den ganzen Weſtabfall der Andes unter 19—22° der Breite (die ganze Provinz Tarapaca und Atacama), und unterſcheiden ſich ebenfalls durch ihre Sprache.

4) An den Geſtaden des Stillen Oceans, zwiſchen 22 und 24° ſüdl. Breite, hauptſächlich in den Umgebungen des Hafens Cobija, in Bolivia, lebt die Tſchangonation. Sie ſind etwas dunkler, mehr ſchwärzlichbraun als die Quitſchuas, und haben faſt niemals eine Adlernaſe. Von Charakter ſind ſie ſanft, leutſelig, gefällig, hingebend, gaſtfreundlich und den Landesgeſetzen ergeben. Sie treiben Fiſchfang.

Die Puquina- und die Yunka-Motſchikaſprache gehörten ebenfalls zu den allgemeinen Sprachen des Inkareichs. Yunka bedeutet Heiße Ebene, und dadurch iſt der Platz der letztern angedeutet, die beſonders in die Valle Cintſcha geſetzt wird, und dort noch geſprochen werden ſoll. Die Puquinaſprache aber wurde beſtimmt noch in einigen Dörfern auf den kleinen Inſeln des Chuquito- oder Titicacaſees in der Diöceſe de la Paz und in einigen Gegenden der Diöceſe von Lima geredet.

C. Die Antiſaner haben ihre Wohnplätze über die heißen und feuchten Regionen des öſtl. Abfalls der bolivianiſchen und peruaniſchen Andes verbreitet, von deren letzten Ausläufen bei Santa-Cruz de la Sierra, unter 17° ſüdl. Breite, gegen Norden hin bis auf die mitternächtliche Seite des Aequators hin. Ihre Hautfarbe iſt veränderlich und geht von dunkel olivenbraun bis zu einer ſehr lichten Farbe über. Ihre Stirn tritt nicht zurück, das Geſicht iſt oval, die Naſe verſchieden gebildet, der Mund mittelgroß, die Augen ſtehen nicht ſchief. Ihre Phyſiognomie ſpricht Lebhaftigkeit und Sanftmuth aus, hat aber auch etwas Weichliches. Von den verſchiedenen Nationen dieſes Stammes ſind namentlich die Yuracaren, Mocetenen, Tacanas, Maropas und Apoliſtas bekannt.

D. Die Araucaner ſind braun olivenfarbig, nicht ſehr dunkel, ſtämmig, mit niedriger Stirn, faſt kreisrundem Geſichte, kurzer, platter Naſe, nicht ſchiefen Augen, mittelgroßem Munde, dünnen Lippen, ernſter, kalter Phyſiognomie und weibiſchen Zügen. Sie wohnen auf dem weſtlichen Abfalle der Andes, 30° ſüdl. Breite, bis zum Ende des Feuerlandes

und von den obern Thälern und Ebenen, öſtlich der Cordilleren, unter 33—42°, auf den Gebirgen und ihren Abfällen. Sie verharren im Zuſtande der Wildheit, und ſind gegenwärtig noch ebenſo frei als ſie es vor Entdeckung der Neuen Welt waren. Wir theilen ſie in zwei Gruppen.

1) Die Araucanos oder Aucas. Zu ihnen gehören die Araucanos in noch engerm Sinne, welche auf der Weſtſeite der chileniſchen Andes und in dieſen ſelbſt wohnen. Sie führen ein ſeßhaftes Leben und man kann ſie in Tſchanos (ſüdl. von Valdivia), eigentliche Araucanos (in der Landſchaft Arauco) und in Pelzuentſches eintheilen. Ferner die Aucas; das ſind alle Stämme, welche auf der Oſtſeite der Andes in den Pampas umherirren. Sie zerfallen in Ronqueles, die in den Pampas wohnen, und in Tſchilenos, welche um die Quellen des Rio Negro ihre Wanderplätze haben. Ihrem Charakter nach ſind die Araucanos ſtolz, muthig, unbeſtändig, verſteckt, grollig, wenig frohſinnig, oft ſchweigſam. Unbändige Krieger, unermüdliche Wanderer ſind die Aucas wie die Araucanos noch ebenſo frei als zur Zeit der Eroberung, und haben ſich niemals dem Chriſtenthume unterworfen. Die Aucas befinden ſich beſtändig auf dem Marſche, leben unter Lederzelten und nähren ſich vom Ertrage der Jagd oder ihrer Herden. Immer zu Pferde, ſind ſie die beſten Reiter Südamerikas. Die Araucanos im ſüdlichen Chile haben dagegen feſte Wohnſitze in den Thälern, treiben Ackerbau und Viehzucht und wohnen in Häuſern; dennoch ſind ſie ebenſo kriegeriſch wie die Wanderſtämme, und leben in ewigem Haſſe und Kampfe gegen die Chriſten, denen ſie ſich niemals unterworfen haben, und gegen die Nachbarnationen. Sie vereinigen ſich zum Kampfe, bewaffnet mit ihrem Bolas, beſtehend aus drei Kugeln, die an ebenſo vielen 2 Fuß langen Riemen befeſtigt ſind und ſich an einem Punkte vereinigen, mit ihren Schleudern und 15—18 Fuß langen Speeren, auch wol mit Schießgewehren, machen ſich mit Weib und Kind auf den Weg, unter Anführung eines großen Redners oder Häuptlings, nähern ſich der anzugreifenden Stelle, ſenden Vedetten aus, um zu recognosciren, und ſtürzen in der folgenden Nacht plötzlich über den Feind her. Die Weiber und Kinder rauben das Vieh und plündern Alles während des Gefechts. Nachdem die Sieger die Männer getödtet haben, führen ſie die Weiber und Kinder mit ſich fort.

Ihre Sprache iſt eine der angenehmſten; zugleich iſt ſie wortreich und doch ſehr leicht zu erlernen. Das häusliche Leben und die Kleidung der Arauker iſt ſehr einfach. Die Wohnungen beſtehen aus hölzernen Hütten, die mit Stroh bedeckt ſind, keine Abtheilungen noch Fenſter haben, und nur durch eine Thür von Ochſenfell geſchloſſen werden. Ein Paar Bänke und ein Tiſch machen das Hausgeräthe aus. Statt der Betten werden Schafspelze ausgebreitet. Die Teller ſind von Holz oder Thon, die Becher von Horn. Die Vornehmern haben beſſere Häuſer und Hausgeräthe. Die Weiberkleidung beſteht in einem langen wollenen Unterrocke ohne Aermel, der um die Mitte des Leibes feſtgebunden wird. Hierüber hängt ein kleiner wollener Mantel, vorn durch ein breites meiſt ſilbernes Schloß befeſtigt. Das lange Haar wird in ſechs Zöpfe gebunden, und um den Kopf tragen ſie bunte Steine. Ohrgehänge zieren die Ohren, Ringe die Finger und vielfarbige Glaskugeln den Hals und die Arme. Der Mann trägt über dem Hemde den Pongo, eine Art Mantel, der bis an die Waden reicht, und nur oben in der Mitte eine Oeffnung hat, wodurch man ihn über den Kopf wirft. Bei den Ulmenes (Fürſten) iſt die Kleidung von beſſerm Zeuge. Sie tragen Hüte mit Federbüſchen, ſchwere ſilberne Sporen und Stäbe mit ſilbernem Knopfe. Dabei gehen ſie, wie die Uebrigen, barfuß. Ihr Kriegsanzug beſteht in einem Waffenrock und Helmhaube von ſtarkem Ochſenfell, oft mit ſchönen Federn geziert. In Chile ſelbſt iſt die katholiſche Religion die Staatsreligion. In den Städten ſind übrigens, wie überall, wo ſich Europäer in Amerika niedergelaſſen haben, europäiſche Sitten eingeführt. (Taf. 70 *Fig. 15* Männer und Frauen aus la Conception, *Fig. 16* Mädchen ebendaher, *Fig. 17* ein Mann aus dem Volke in Chili.)

2) Die Feuerländer bewohnen alle Küſten des Feuerlandes und beide Seiten der Magelhaensſtraße, von der Eliſabethinſel und dem Port Famine im Oſten bis zu der Maſſe von Inſeln, welche alle weſtlichen Theile auf der Nord- und Südſeite der Meerenge erfüllen; von den Patagonen ſind ſie getrennt, theils durch das Meer, theils durch die Bergkette auf dem Iſthmus, welcher die Halbinſel Braunſchweig mit dem feſten Lande verbindet. Ihre Lebensweiſe und die Gletſcher ihres Berglandes zwingen ſie, ſich ausſchließlich an den Küſten zu halten.

Die Feuerländer oder Peſcherähs werden als froſtig, dürftig und traurig wie die Natur dieſer Gegend geſchildert. Forſter erzählt von ihnen: Statt daß alle andern Nationen der Südſee gewöhnlich mit einem lauten Jauchzen oder frohem Zuruf uns entgegenkamen, beobachteten dieſe ſelbſt noch dicht am Schiffe, wo wir wenigſtens eine Anrede erwarteten, ein tiefes Stillſchweigen; ſie gaben keinen andern Laut von ſich als „Peſcheräh!“ Als man nach vielem Zuwinken Einige von ihnen ans Schiff brachte, ließen ſie nicht das geringſte Zeichen von Freude blicken, ſchienen auch ganz ohne Neugierde zu ſein. Sie waren von kurzer Statur, keiner über 5 Fuß 6 Zoll (engl. Maß) hoch; hatten dicke große Köpfe, breite Geſichter, ſehr platte Naſen und die Backenknochen unter den Augen ſtark hervortretend. Die Augen ſelbſt waren von brauner Farbe, aber klein und matt, das Haar ſchwarz, völlig gerade, mit Thran eingeſchmiert, wild und zottig um den Kopf hängend. Anſtatt des Bartes ſtanden einige einzelne Borſten auf dem Kinn. Ihr Mund war häßlich und ſtets

offen, Schultern und Bruſt waren breit und ſtark, der Untertheil des Körpers aber ſo mager und eingeſchrumpft, daß man ſich kaum vorſtellen konnte, er gehöre zu dem obern. Die Beine waren dünn und krumm, und die Knie viel zu ſtark. Ihr einziges elendes Kleidungsſtück beſtand aus einem alten Seehundsfelle, welches vermittels einer Schnur um den Hals befeſtigt war. Uebrigens gingen ſie völlig nackt. Ihre Leibesfarbe iſt olivenbraun mit einem kupferfarbigen Glanze und bei Manchen noch durch Streifen von rothem und weißem Ocker erhöht. Die Weiber waren beinahe wie die Männer geſtaltet, nur etwas kleiner und weniger häßlich. Außer dem Worte Peſcheräh, welches ſie bald in einem klagenden, bald liebkoſenden Tone vorbrachten, ließen Einige nur wenige andere Worte hören. So weit Forſter's Bericht. Spätere Reiſende wollen etwas mehr Theilnahme an den europäiſchen Schiffen, Waaren u. dergl. geſehen haben; auch ſahen ſie die Peſcherähs tanzen und hörten ſie ſingen, fanden ſie auch etwas wortreicher. Ihre Nahrung beſtand aus Seehundsfleiſch, das oft ſchon verfault war, und das thranige, ekelhafte Fett genoſſen ſie am liebſten. Der einzige Beweis von etwas Nachdenken und einiger Induſtrie gaben ihre Waffen, welche in Bogen, Pfeilen und einer Lanze beſtanden. Die Peſcherähs ſcheinen zwar auf ihren Canots oder Flößen von einer Inſel zur andern zu wandern, dennoch haben ſie ihre feſten Wohnſitze. Ihre Dörfer beſtehen aus einigen Hütten von der roheſten Bauart. Ein Paar aufgerichtete Stangen, die ſich gegeneinander biegen, etwa von der Geſtalt eines Bienenkorbes, ſind an der Wetterſeite mit Gras, Zweigen, Seehunds- und andern Fellen bedeckt; die andere Seite dagegen ſteht mit einem Ausſchnitte von etwa dem achten Theile eines Cirkels als Thüre offen; hier iſt auch der Platz für das Feuer, um welches die vor Froſt zitternde Familie mitten im Sommer ſitzt.

E. Die Pampaner ſind die Bewohner der großen Ebenen oder Pampas. Ihre Wohnplätze beginnen an der Meerenge des Magelhaens, 53° ſüdl. Br., auf dem dürren und kalten Boden Patagoniens, erſtrecken ſich über die nordweſtlichen Pampas und folgen von da aus den gemäßigten, heißen und zum Theil ſchattigen Ebenen des Gran Chaco bis zu den erſten Hügeln der Provinz Chiquitos, unter 19° der Breite.

Im Allgemeinen ſind dieſe Nationen braun olivenfarbig oder dunkelkaſtanienbraun; ihre mittlere Größe iſt 5 Fuß 2—3 Zoll, ihre Formen aber ſind herkuliſch; die Stirn iſt gewölbt, das Geſicht breit und platt, die Naſe breit und platt mit offenen breiten Naſenlöchern, der Mund dabei ſehr groß, die Lippen dick, weit vorſtehend, die Augen wagerecht, doch zuweilen am äußern Winkel verengt, die Augenknochen vorſpringend, die Züge mannhaft und ausdrucksvoll, dabei kalt und oft grimmig. Es ſind faſt immer umherſtreifende, kriegeriſche und oft grauſame Völker. Man theilt ſie in folgende Nationen:

1) Die Patagonen oder Patagonier (Tehueltſches). Sie bewohnen den ſüdlichſten Theil Amerikas, vom 40. Breitengrade, gegen die Südſpitze des Erdtheils hin, ein rauhes unfruchtbares Land, in deſſen Südhälfte es vorzüglich ſo anhaltend und heftig kalt iſt, wie ſelbſt nicht in den kalteſten Gegenden des Nordens. Nur wenig iſt von ihnen bekannt, und das Wenige ſcheint, wenigſtens was man von ihrer außerordentlichen Körpergröße erwähnt, nicht einmal vollen Glauben zu verdienen. Seit Jahrhunderten waren die Patagonier ein deſto wichtigerer Gegenſtand der Neugierde, je fabelhaftere Nachrichten uns die Reiſenden von ihnen gaben. Die erſten Weltumſegler beſchrieben ſie als wahre Rieſen von 9, ja 12 Fuß Höhe, koloſſal gebaut. Andere Reiſende ſchilderten ſie dagegen als gewöhnliche, ja ſogar kleine Menſchen. Die Patagonier nennen ſich ſelbſt Tehulhets, und von den Spaniern wurden ſie Serranes (Bergbewohner genannt. Sie zerfallen ebenfalls in mehre Stämme. Von neuern Reiſebeſchreibern werden ſie als 5 Fuß 6—10 Zoll (pariſer Maß) hohe Menſchen geſchildert, die bei ihrem kräftigen breitſchulterigen Körperbau, der Größe ihres Kopfes und der Dicke ihrer Glieder allerdings noch größer erſcheinen. Sie ſind ſtark und wohlgenährt, von ſtraffen Muskeln und feſtem Fleiſche. Dabei iſt ihre Figur nicht unangenehm. Ihr Geſicht iſt rund, etwas platt; die Augen ſind lebhaft, die Zähne ſehr weiß. Ihr langes ſchwarzes Haar tragen ſie über dem Wirbel feſtgeheftet. Manche Männer tragen lange, aber dünnhaarige Schnurrbärte. Ihre Hautfarbe iſt kupferbraun. Die Weiber ſind im Verhältniß den Männern an Statur gleich, ihre Hautfarbe iſt aber heller. Der Anzug der Männer beſteht in einem um den Körper geworfenen Rock ohne Aermel von Thierfellen, der mittels eines Gürtels um den Leib gebunden wird. Auch tragen ſie noch ein breites Leder um die Mitte des Leibes. Die Füße bedecken ſie mit Stiefeln von Pferdeleder. Geſicht und Körper bemalen ſie mit bunten Linien; auch ſchmücken ſie ſich mit Ringen, Armbändern und Glaskorallenſchnuren. Die Kleidung der Frauen iſt ziemlich dieſelbe. Im Allgemeinen werden die Patagonier als gutmüthig geſchildert. Ihre Hauptwaffe iſt die Kugelſchleuder, die aus zwei runden Steinen beſteht, welche durch ſtarke Riemen verbunden und netzförmig damit eingefaßt ſind; doch haben ſie auch noch Lanzen, Bogen und Keulen. Sie ſind ein umherirrendes Jägervolk, das keinen Ackerbau treibt und ſich von dem Fleiſche der wilden Lamas, der Pferde, des Straußes und anderer Thiere nährt. Das Pferd iſt ihnen ihr Alles, und ihre Wohnung macht höchſtens ein leichtes Zelt von Häuten oder Binſen aus (Taf. 126 *Fig.* 6 Hütten und Gräber der Südpatagonier, *Fig.* 160 *Fig.* 7 Patagonier in ihrem Lager).

2) Die Pueltſches wohnen zwiſchen dem Rio

Negro und dem Rio Colorado, namentlich an den Ufern des letztern. 3) Die Tſcharruas öſtlich vom Uruguay, nördlich 31° ſüdl. Br. 4) Die Mbocobis oder Tobas füllen den größten Theil des Chaco unter 21—32° ſüdl. Br. 5) Die Mataguayos ſüdlich 22° d. Br. bis gegen 28° ſüdl. Br. 6) Die Abipones. 7) Die Lenguas. 8) Die Payaguas. 9) Die Mbayos und 10) die Guaycurus (Taf. 126 *Fig.* 3 ein Reiterangriff der Guaycurus). Letztere ſind eine jetzt faſt verſchollene Völkerſchaft des Gran Chaco.

F. Die Tſchiquitaner, die amerikaniſchen Urbewohner der Provinz Chiquitos, ſind lichtbraun olivenfarben; ihre mittele Größe iſt 5 Fuß 1½ Zoll, die Geſtalt mittelmäßig robuſt, das Geſicht voll und rund, die Stirn gewölbt, die Naſe kurz und wenig platt, der Mund mittelmäßig, mit dünnen, wenig vorſtehenden Lippen; die Augen ſind wagrecht, zuweilen nach außen ſchwach geſchlitzt, die Backenknochen nicht vorſpringend, die Züge verweichlicht, und die Phyſiognomie zeigt Munterkeit, Lebhaftigkeit und Frohſinn. Man theilt ſie in folgende Nationen: Die Tſchiquitos, Samucus, Curaves, Tapiis, Corabecas, Saravecas, Otuquis oder Otukes, Curuminacas, Covarecas, Curucanecas und Paiconecas.

G. Die Moros bewohnen die Provinz Moros, ſind nicht ſehr dunkel olivenbraun; ihr mittler Wuchs iſt 5 Fuß 1 Zoll 8 Linien, die Gliedmaßen ſind robuſt, die Stirn iſt ſchwach gewölbt, das Geſicht oval, die Naſe kurz und nicht ſehr breit, der Mund mittelmäßig; die Lippen ſind etwas vorſtehend, die Augen wagerecht und ungeſchlitzt, die Backenknochen nicht ſehr vorſtehend, und die Phyſiognomie iſt ſanft. Sie zerfallen in folgende Nationen: Die Moros, Tſchapacuras, Cayuvavas, Pacaguaras, Itenes, Itonamas, Canitſchanas und Movimas.

H. Die Guaranis oder Kariben. Dieſer große Volksſtamm zeigt im Allgemeinen gelbliche Farbe mit einem ſehr blaſſen Roth gemiſcht; die mittlere Größe iſt 5 Fuß, die Formen ſind ſehr maſſiv, die Stirn iſt nicht zurücktretend, das volle Geſicht iſt kreisrund, die Naſe kurz und ſchmal, die Naſenlöcher ſind ſchmal, der Mund iſt mittelgroß, nicht vorſpringend, mit ſchmalen Lippen, die Augen ſtehen oft ſchief und ſind immer am Außenwinkel emporgehoben. Die Backenknochen treten nicht ſehr vor, und die Geſichtszüge ſind meiſt ſanft und weichlich. Die Guaranis, die man auch nach dem Lande, in dem ſie vorzugsweiſe wohnen, den braſilianiſchen Stamm nennen könnte, erfüllen die ganze Oſthälfte Südamerikas von den Antillen bis in die Nähe des Plataſtroms. Die hierher gehörenden Nationen ſind ſo zahlreich, daß wir von ihnen nur einige auswählen können. Die Hauptnation ſind die eigentlichen Guaranis (Tupi, Kariben, Karaiben), welche in großer Anzahl den ganzen öſtlichen Theil der ſüdlichen Hälfte der Neuen Welt bewohnen. Martius theilt dieſe große Nation, ſo weit ſie über Braſilien und über die Angrenzungen von Bolivia, Paraguay und Montevideo oder Uruguay verbreitet iſt, in fünf Gruppen und in 31 Nationen, zu denen man aber noch neun andere rechnen kann.

Die Guaranis ſind gutmüthig, leutſelig, freimüthig, gaſtfrei, laſſen ſich leicht überreden und folgen blindlings einem einmal angenommenen Grundſatze. Diebſtahl und Ehebruch haſſen ſie ſo, daß ſie dieſelben mit dem Tode beſtrafen. Sie ſind ebenſo gute Väter wie Gatten, kennen nicht den Neid und die Misgunſt; dennoch kann man auch nicht leugnen, daß ſie grauſam und blutdürſtig gegen ihre Feinde ſind und ſogar die Kriegsgefangenen ſchlachteten und verzehrten, was jedoch nicht bei allen Stämmen der Fall geweſen ſein ſoll und mit der Eroberung aufgehört hat. Die Guaranis ſind ernſt; doch lieben ſie Spiele und Feſte. In kleine Stämme und Familien abgetheilt, laſſen ſie ſich immer am Ufer eines Baches, eines Sees, am Rande eines Gehölzes, bald auf Ebenen, bald im Dickicht der Wälder nieder; gewöhnlich haben ſie einen feſten Wohnſitz als Ackerbauer, Jäger, Fiſcher und Schiffer zugleich. Die Guaranis nehmen ein zweites Weib, wenn das erſte altert; behalten aber letzteres bei ſich und ehren es als das würdigſte. Die Waffen der Guaranis beſtanden in Pfeil und Bogen und einer Keule, die bald rund war, bald ſchneidig; außer ihrer Anfertigung beſchränkte ſich ihre Induſtrie auf den Bau ihrer Hütten und Piroguen, ſowie auf das Weben ihrer Hängematten und der weiblichen Kleidungsſtücke. Sie beſchäftigten ſich viel mit Federverzierungen, Arm- und Halsbändern von verſchiedener Form. Die Frauen verfertigten irdene Gefäße, zum Aufbewahren von Getränken und Einſargen ihrer Todten. Dieſelbe Induſtrie und dieſelben Gebräuche beſtehen übrigens noch jetzt bei den nicht civiliſirten Guaranis. Die Guaranis gehen auch jetzt noch wie ehedem nackt, oder bedecken ſich nur auf der Reiſe die Geſchlechtstheile. Die Weiber nur ſchlagen zuweilen ein Stück Zeug um die Hüften. Dabei bedecken ſich die Guaranis den Leib mit ſchwarzen, rothen und gelben Malereien, und zwar ſo, daß die Hälfte des Körpers einfarbig iſt. Nur die, welche für das civiliſirte Leben gewonnen ſind, kleiden ſich gewöhnlich in Ueberwürfe; die Häuptlinge der zahlreichen kleinen Stämme ſind erblich, haben aber nur das Recht in Friedenszeiten Rath zu ertheilen und in Kriegszeiten den Angriff zu leiten. Die Religion war und iſt bei den nicht civiliſirten Guaranis einfach, wie ihre Sitten, und ebenſo ſanft als der Charakter einiger ihrer Stämme (Taf. 102 *Fig.* 2 Guaranis in den Wäldern Paraguays als Menſchenfreſſer; *Fig.* 3 das Zubereiten des Cacuingetränks bei denſelben; *Fig.* 4 Kriegstanz der öſtlichen Guaranis, Tupinambas; *Fig.* 5 Gefangene von denſelben zum Tode geführt, und *Fig.* 6 Begräbnißfeier derſelben; Taf. 170 *Fig.* 6 u. 7 civiliſirte Guaranis in Paraguay und der Provinz Rio Grande). Der Stamm der öſtlichen Guaranis, Tupinambas, wohnt hauptſächlich längs der Seeküſte von der

Katharineninſel bis zur Mündung des Amazonenſtromes.

Andere Völker Braſiliens und Guianas, welche nicht zu den Guaranis gehören, ſind:

Die Puris, welche ſonſt mit den Coroados eine Nation bildeten, aber ſpäter ſich trennten, daher auch ihre Sprachen ſich ſehr gleichen. Auch die Coropos und Macuanis gehören zu ihnen. Die Puris ſind zum größten Theile von den europäiſchen Anſiedlern nicht unterjocht worden, leben aber mit ihnen in Frieden. Sie wohnen am obern Stromlaufe des Paraiba und im Innern der Provinz Eſpirito Santo, zwiſchen dem Fluße gleichen Namens und dem Paraiba, und ebenſo mit den Guianas am Rio Iguaſſu und Rio Xipoto (Taf. 142 *Fig. 1* Tanz der Puris, *Fig. 6* Zweikampf bei denſelben). Die Coroados leben in den Wäldern des Rio Xipoto in der Provinz Minas Geraës noch immer in einem Zuſtande halber Wildheit. Die meiſt civiliſirten zwiſchen den Flüſſen Macahe und Cabapuana heißen Goitacas (*Fig. 2* Trinkfeſt der Coroados). Die Coropos wohnen neben den Coroados längs des Rio Xipoto in dem Präſidio de San Joaõ Baptiſta. Die Macuanis haben ſich jetzt theils an der Küſte bei Caravellas, theils in der Nachbarſchaft des Quartel von Alto dos Boys in Minas Novas angeſiedelt.

Die Botocuden oder Aymoren, die ſich ſelbſt Engcraecknung nennen, lebten im 16. Jahrhundert in den Capitainerien von Ilheos bis nach Porto Seguro, wo ſie einen grauſamen Krieg mit den portugieſiſchen Coloniſten führten; gegenwärtig aber wohnen ſie im Innern auf einem Striche Landes, der mit der atlantiſchen Küſte parallel läuft und zwiſchen dem Rio Doce und dem Rio Pardo, unter 18—20° ſüdl. Br. gelegen iſt, hauptſächlich auf der Serra dos Aimores. Ihre Zahl beläuft ſich etwa auf 4000.

Die Botocuden (Botocudos) haben ihren Namen von den Portugieſen erhalten, weil ſie in ihrer Unterlippe und den Ohrläppchen Hölzer tragen, welche dem Spunde eines Faſſes (portugieſiſch: botoque oder batoque) gleichen. Sie leben von Jagd und Fiſchfang. Merkwürdig iſt die eben erwähnte Sitte, ſich die Unterlippe und Ohrläppchen zu durchſchneiden und in dieſelben runde, dicke Scheiben von Holz zu ſtecken, die von Zeit zu Zeit, wenn die Oeffnung ſich erweitert hat, durch größere erſetzt werden; denn es gilt bei ihnen für eine große Schönheit, wenn die Holzpfröpfe recht groß ſind. Die Unterlippe ragt zuletzt wagerecht weit hervor, ſodaß ſie nicht mehr aufwärts bewegt werden und den Mund ſchließen kann. Die Ohrläppchen hängen weit herab, ſodaß ſie, wenn man die Pfröpfe herausnimmt, faſt die Schultern berühren. Die Hautfarbe der Botocuden iſt in ihrer Heimat braun, wahrſcheinlich durch das Einreiben mit Oel und Thon dunkel geworden. Die Botocuden ſcheinen ſehr leidenſchaftslos und dabei furchtſam zu ſein. Sie ſind bis jetzt noch unabhängig und zerfallen ebenfalls in verſchiedene Stämme, von denen einige Luſt zum Frieden mit den Weißen zeigen und kein Menſchenfleiſch verzehren, während der Hauptſtamm, der dieſer unmenſchlichen Sitte auch ergeben iſt, ſich durch Grauſamkeit und unverſöhnlichen Haß gegen den Eroberer ihres Landes auszeichnet, und klug genug gemacht durch das Unglück ihrer Landsleute, haben ſie trotz der Bemühungen und der Aufopferungen der Regierung ſich doch frei in den Wäldern zu erhalten gewußt und nicht zurückdrängen laſſen. Wie ſchändlich man übrigens mit den Indianern umgeht, mag die Behandlung der Botocuden beweiſen. Man hat ſich nicht begnügt, dieſe Wilden an allen Orten, wo man ſie traf, niederzuſchießen, ſondern auch die ſchändlichſten Mittel angewendet, um ſie in ihren Wohnungen zu überfallen und ohne Schonung zu ermorden. Unter Freundſchaftsbetheuerungen lockte man ſie an, gab ihnen zu eſſen und ermordete ſie dann während des Eſſens. Ja man ging ſo weit, Kleider von Pockenkranken in den Wäldern aufzuhängen, damit ſie von den Botocuden gefunden und angezogen würden, und ihnen ſo das Pockengift mitgetheilt würde, welches auch wirklich bald Unzählige wegraffte. Wahrlich! unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht zu verwundern, wenn die Botocuden gegen die Weißen nicht minder grauſam verfahren.

Die Botocuden ſind alle von mittler Größe, unterſetzt, breitſchulterig und kräftig gebaut. Im Kriege beſchleichen ſie ihre Feinde, wie auf der Jagd das Wild. Ihre Waffe beſteht aus einem 7 Fuß langen Bogen mit 5 Fuß langen Pfeilen. Ihre Anführer zeichnen ſich mehr durch Klugheit in der Ordnung des Gefechtes als durch Tapferkeit aus; auch nehmen ſie am Gefechte nicht ſelbſt mit Theil. Ihre Gefangenen tödten ſie, um dann ihr Fleiſch zu verzehren; doch ſollen ſie das Fleiſch der Neger dem der Weißen vorziehen. Vorzüglich ſcheinen ſie das Blut der Getödteten zu lieben. Im Ganzen hat man übrigens über ihre Sitten und Gebräuche nur wenige Nachrichten (Taf. 142 *Fig. 5*ᵃ Zweikampf der Botocuden, *Fig. 5*ᵇ Kampf der Botocudenweiber).

Ferner die Canarins, Matſchakaris, Malalis, Patatſchos, Camacans, Paniames u. ſ. w., ſowie die Caporos (Capochos, Caposchos), ein Wanderſtamm in den felſigen Bergwäldern auf der Grenze zwiſchen Minas Geraës und Porto Seguro (Taf. 126 *Fig. 2* Vogeljagd derſelben), die Sabujos u. ſ. w.

Die Camacans haben ſich allmälig an feſtere Wohnſitze gewöhnt. Ihre Haut hat eine ſchöne braune, oft ziemlich dunkle Farbe. Ihre Hütten erbauen ſie von Latten und bedecken ſie mit Tafeln von Baumrinde. Um dieſelben pflanzen ſie Bananen, Mais, Maniok, deren Wurzel ſie gebraten eſſen, und Bataten; der Honig iſt eins ihrer beliebteſten Nahrungsmittel. Sie zeigen einige Kunſtfertigkeit, namentlich verarbeiten die Frauen ſehr geſchickt Baumwolle, deren Fäden ſie ſehr nett zu drehen wiſſen, um einen Schurz, ihr einziges Kleidungsſtück, daraus zu machen. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen ſie noch eine Mütze, Scharó genannt, welche

aus einem Baumwollfädennetz beſteht, das mit Papageifedern beſetzt iſt. Aus Thon bereiten ſie recht nette Geſchirre. Haben ſie eine gute Jagdbeute gemacht, ſo ſind ſie ſehr aufgelegt, ein Feſt mit Tanz und Geſang zu feiern, wobei ſie abwechſelnd zu einem Faſſe gehen und Caui trinken, ein von den Weibern aus Mais und Maniok bereitetes Getränk (Taf. 170 *Fig. 1* Camacans im Walde, *Fig. 2* das eben beſchriebene Tanz- und Trinkfeſt).

In der Provinz Mato-Groſſo leben die Caupeſes, Guajis, Cabijis, Parecis u. ſ. w.; auf der Weſtſeite, im öſtlichen Theile der Campos dos Parecis aber und auf den nördlichen Abhängen dieſes Tafellandes die Maturares, Mambares, Ujapas, Mambriacas u. a. m.

In der Provinz Goyaz und den Nachbarländern wohnen die Cayapos (Caipos), Aroes, Tapirakes, Chavantes, Cherentes, Pucheys, Carayas, Tapacoas u. ſ. w., beſonders aber auch die Ges oder Gez, eine große Nation, von der viele volkreiche Horden und Stämme bekannt ſind. Sie hauſen in dem Lande zwiſchen Tocantins und Araguaya bis auf 30 Meilen ſüdlich von San-Pedro de Alcantara, und dehnen ihre Streifereien nordwärts oft bis Para aus. Sie ſind bis jetzt noch nicht unterworfen, doch einzelne Horden in Handelsverkehr mit Reiſenden getreten. Wegen ihrer wilden, räuberiſchen Angriffe werden ſie für die Anſiedler gefährlich. Sie theilen ſich in Norogua-, Apina-, Canacata-, Mannacob-, Poncata-, Païcab-, Ao-, Cran- und Cricata-Ges, Letztere auch Falkenindianer genannt. Ein Zweig der Ges ſind unſtreitig die Crans (Tumbiras, Imbiras), welche in zehn Stämme zerfallen und deren feindliche Einfälle ſich weit in die Provinzen Para und Maranhaõ erſtrecken.

In den Provinzen Piauhy, Maranhaõ und im Innern von Bahia wohnen die Acroas, die Maſacaras, Jaicos, Pimenteiras, Chocos oder Chucurus u. ſ. w.

In Para längs des Rio dos Amazonas (Amazonenſtroms) leben a) auf der Südſeite dieſes Stromes die Coyacas, Ammanius, Tacuhunos, Jacundas, Pirikitas, Muras u. a.; b) auf der Nordſeite die Amicuanos, Armabutos, Tucujus, Wayapis, Aracajus u. ſ. w.

In der Provinz des Rio Negro finden wir die Puru-purus, Wamanis, Marawas, Catawijis, Catukinas, Canamering u. a., welche am Solimoes und ſeinen ſüdlichen Zuflüſſen leben; zwiſchen dem Solimoes und Rio Negro die Cawijanas, Pavianas, Caca-Tapwujas u. ſ. w.; ferner die Jumanas (Xumanas) am Iça, zwiſchen dieſem und dem Joami und Pureos, deren Horden die Carwana (Charruas, Taf. 142 *Fig. 4*), die Warawama u. a. ſind. Ihnen verwandt ſind die Mariaranas zwiſchen dem untern Yupura und dem Rio Negro, und die Wainumas zwiſchen dem Upi, einem Zufluſſe des Iça, und dem Couvinari, der in den Yupura fällt. Die Yuris zwiſchen dem Yuri und Iça gehören wahrſcheinlich auch hierher. Andere Völker dieſes Landſtriches ſind die Coretus, Airinys, Yucunas, Miranyas, Umawas u. a. m. Nördlich und nordöſtlich vom Rio Negro wohnen die Tarumas, Manoas, Bares, Yabaänas, Curanaos, Carajas u. ſ. w.

Die Volksſtämme des Orinoco, ſeiner Verzweigungen und Zuflüſſe ſind ebenfalls ſehr zahlreich. A. v. Humboldt hat in ſeiner Reiſebeſchreibung 120 Volksſtämme alphabetiſch aufgeführt und dazu noch 26 des britiſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Guiana. Da alle dieſe Stämme aber in ihrer Lebensweiſe weſentlich nicht abweichen, eine vollſtändige Aufzählung derſelben uns aber der beſchränkte Raum nicht erlaubt, ſo ſchließen wir hier die Betrachtung der Indianer und werfen nur noch einen Blick auf die übrigen Bewohner Südamerikas.

Die Beſchäftigung der Europäer in Guiana beſteht vorzüglich in Plantagenbau und Handel. Der Kaufmann, Plantagenbeſitzer, Director und Adminiſtrator gilt hier Alles, und jeder Weiße iſt blos vom Kaufmannsgeiſte beſeelt. Wiſſenſchaften und Künſte werden wenig cultivirt, und der Unterricht in denſelben wird bei der Erziehung der Jugend nur als Nebenſache betrachtet. Die ſchlechteſten Coloniſten ſind die Franzoſen, weshalb auch ihre 1626 durch Kaufleute von Rouen gegründete Colonie nie recht geblüht hat, obgleich ſie mit dem übrigen Guiana von gleicher Beſchaffenheit iſt. Die Colonien des britiſchen Guiana, Eſſequebo, Demerary und Berbice wurden von den Holländern gegründet und von den Engländern erobert. Demerary, meiſt von Holländern bewohnt, iſt unter ihnen die ſchönſte und blühendſte. Wie in allen Colonien lebt der Engländer hier auf großem Fuße, ſteht um 6 Uhr auf, trinkt Kaffee oder Chocolade, frühſtückt um 10 Uhr Fleiſch, Obſt, Wein u. dergl., hält um 5 Uhr in großer Geſellſchaft ein reiches Mittagsmahl, und bringt den Abend auf der Börſe, im Kaffeehauſe, bei Spiel, Ball und Abendſchmauſe zu. Das holländiſche Guiana, welches der Fluß Surinam, nach welchem die ganze Colonie benannt wird, in zwei Hälften durchſchneidet, iſt eine der ſchönſten Colonien unter den Tropen. Hier führt der Holländer folgende Lebensweiſe: Früh um 6 Uhr erſcheint derſelbe im Schlafrock und Pantoffeln unter dem Altane ſeines Hauſes, wo er die Berichte des Plantagenaufſehers annimmt und Befehle ertheilt. Eine Negerin reicht ihm eine Taſſe Kaffee, ein Negerknabe bringt Cigarren, Taback und eine Flaſche Wein. Um 9 Uhr kehrt er in ſein Zimmer zurück, das unterdeſſen mit Limonien geſcheuert wurde, um ſich zu waſchen und anzuziehen. Gegen 11 Uhr erſcheint ein Frühſtück von Fleiſch, Gemüſe und Obſt, wozu Wein oder Bier und Waſſer getrunken wird. Um 12 Uhr reitet er zu den Plantagen, wohin ihn ein Negerſklave mit Cigarren begleitet. Um 3 Uhr wird zu Mittag geſpeiſt. Nach der Mittagsruhe wird Kaffee getrunken, geraucht, ſpazieren gegangen und die Abende werden mit Spielen, Waſſerpartien, Aſſembleen und Concerten hingebracht.

Die weißen Bewohner von Quito ſind von mittler Größe, ausdrucksvollen Geſichtszügen, ſchönem Teint, ſchmächtiger Taille, und ihre funkelnden Augen verrathen die Lebendigkeit ihres Geiſtes. Im geſelligen Leben ſind ſie ſehr human, offen, redſelig und gaſtfrei. Die Frauen, ſehr beweglichen Charakters, genießen eine hohe Achtung. Als ſehr ſchön, mit feinen Geſichtszügen, ſchlanken Taillen, zierlichem Gange und vieler Grazie, werden die Damen von Guayquill gerühmt; ſie ſollen vorzüglich gute Tänzerinnen, geiſtreich und witzig ſein. Die gewöhnliche Tracht der Spanier und Creolen iſt der engliſchen und franzöſiſchen ähnlich, zu welcher noch ein blauer, weißer oder rother Mantel kommt. Reifröcke werden nur noch von den ältern Damen, von jungen Damen höchſtens noch in der Kirche getragen. Die Meſtizen ſind ſehr wohlgebildet, groß, ſchlank, kräftig, von röthlichem Teint und einnehmenden Geſichtszügen. Sie ſollen mit den Weißen viel Tugenden gemein haben, ſie aber auch in ihren Laſtern übertreffen. Ihre Kleidung iſt geringer als die der Creolen. Sie gehen gern barfuß. Kniehoſen, ein enges Wamms, ein ſpaniſcher blauer Mantel und ſchwarzer Strohhut machen die Kleidung der Männer aus. Die Weiber tragen häufig noch ſteife Reifröcke, dazu enge Mieder und über den Schultern hängt ein kleiner Shawl von Flanell; das Haar hängt in langen Locken den Rücken herab und den Kopf bedeckt ein Netz; eine Menge Bänder, Franſen, Spitzen und Spangen vollenden ihren Putz. Nationalvergnügungen der Quitoer ſind Stiergefechte, Maskeraden, Tanz und Muſik, und die Liebe zu letzterer findet auch in religiöſen Ceremonien, Proceſſionen und Aufzügen Vorſchub.

Unter den Weißen Braſiliens ſpielen die Portugieſen die erſte Rolle. Stolz und Trägheit werden ihnen zum Vorwurfe gemacht, doch leben ſie im Eſſen und Trinken ſehr mäßig. Man kleidet ſich in Braſilien nach engliſcher Art und lebt orientaliſch. Die Hauskleidung der Frauen iſt ein dünnes Gewand vom feinſten Mouſſelin oder Battiſt, wobei die eine Schulter unbedeckt iſt. Wenn ſie ausgehen oder ſich zur Viſite tragen laſſen, werfen ſie einen langen, ſchwarzſeidenen Mantel um, der auch über den Kopf geht. Sie ſind von ſchwarzen Dienerinnen umgeben, die mit ihnen im vertrauteſten Umgange leben, oft aber auch die härteſten Grauſamkeiten erdulden müſſen. Unter den weißen Bewohnern Braſiliens zeichnen ſich die Bewohner der Provinz von St.-Paulo als ein ganz eigener, kräftiger Menſchenſchlag vorzüglich aus. Man findet ſie, die einſt den Reichthum des Landes enthüllten und die Goldminen und Diamanten Braſiliens entdeckt haben, durch das ganze Reich zerſtreut und erkennt ſie leicht an ihrem Enthuſiasmus für das Große, an ihrer Neigung zum Abenteuerlichen und an ihrer etwas rauhen, aber kräftigen Stimme. Die Pauliſtinnen ſind ſowol wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer Gutmüthigkeit und Treue berühmt. Der Braſilianer iſt lebendiger und genußliebender Gemüthsart. Faſt überall ertönt am Abende der Ton der Guitarre, zu welcher man ſingt und tanzt. Ihr Nationaltanz heißt Baducca und wird nur von einem Tänzer und einer Tänzerin ausgeführt, welche unter Schnalzen mit dem Daumen, unter den ausgelaſſenſten Bewegungen bald gegeneinander, bald voneinander tanzen. Dieſer Tanz dauert unter den monotonen Accorden der Guitarre oft ſehr lange fort, mit improviſirtem Geſange oder Volksliedern abwechſelnd. Die Landgüter mit ihren Wirthſchaftsgebäuden und Pflanzungen werden Fazendas genannt, und die Gutsbeſitzer oder Pflanzer ſelbſt heißen Fazendeiros. Ihre Häuſer ſind niedrig und nur einſtöckig. Jeder Fazendeiro beſitzt mehre hundert, ja mehre tauſend Stück Rindvieh, welche alle frei auf der Weide herumlaufen. Zu jeder Viehfazenda gehört eine hinlängliche Anzahl von Vaqueiros, die dafür ſorgen, daß die Herde ſich nicht aus dem Reviere verlaufe. Die Vaqueiros ſind ganz in Rohleder gekleidet; auf einem guten Pferde reitend, haben ſie eine lange Stange mit ſtumpfer Eiſenſpitze in der Hand, mit der ſie die Ochſen von ſich abhalten, und gewöhnlich auch eine Schlinge, um ſie einzufangen. Sie ſind dabei gute Reiter und Roßbändiger. (Taf. 112 *Fig. 1* braſiliſche Landbewohner von Rio Grande auf der Reiſe, *Fig. 2* Bewohner der Provinz Minas auf der Reiſe, *Fig. 3* Pflanzerfamilie in Braſilien zur Meſſe fahrend, *Fig. 4* Städtebewohner von Rio Grande auf der Reiſe, *Fig. 5* Karavane reiſender braſiliſcher Kaufleute, *Fig. 6* Diamantentransport mit Bedeckung. Taf. 126 *Fig. 4* Rinderjagd in den braſilianiſchen Pampas. Taf. 160 *Fig. 1* braſilianiſche Pflanzerwohnung, *Fig. 4* das Loss-Porodos-Spiel der Braſilier, *Fig. 5* der Baducca (Volkstanz) der Braſilier, *Fig. 6* Pflanzerfamilie zur Meſſe gehend. Taf. 170 *Fig. 5* Bewohner der braſiliſchen Provinz St.-Paulo.

Auch in Peru ſind die Creolen lebhaft, beweglich, gemüthlich. Eheliche und älterliche Zärtlichkeit, kindliche Liebe, Wohlthätigkeit, Edelmuth und Gaſtfreiheit findet man im Hauſe der Creolen in der Regel. Ihren Stolz wiſſen ſie unter dem Scheine der Herablaſſung ſehr gut zu verbergen, und ihr Hauptfehler iſt Genußſucht, namentlich eine unbegrenzte Liebe zu den Tafelfreuden. Die Tracht iſt vorzüglich in Lima, dem Paris Südamerikas, ſchön und maleriſch. Männer tragen den ſpaniſchen Mantel, Frauen aus allen Ständen unter dem Mantel die Saya, ein Gewand von Sammet, Atlas oder Zeug, meiſt ſchwarz und zimmetbraun, nur bei den Damen höherer Stände roth und hellblau, in ſehr ſchmale Falten gelegt und dicht an den Körper anliegend, unten ſehr eng und mit Franſen, Perlen und Stickereien beſetzt. Seidene Strümpfe und Schuhe von Atlas, ein ſchöner Shawl und ein Ueberwurf von dünner, ſchwarzer Seide vollenden den Anzug. Nach Parfümen und wohlriechenden Wäſſern ſind die Damen ſehr begierig; ſie ſchmücken ſich auch reichlich mit Edelſteinen und Blumen. Die Lebensart in Bolivia (Oberperu) iſt noch ſehr

einfach, wie ihre Sitten, der Charakter feſt und bieder. Die geiſtige Cultur und religiöſe Aufklärung kommt der in Niederperu ziemlich gleich (Taf. 70 *Fig. 12* Frauentracht in Lima, *Fig. 9* u. *10* Frauen- und Männertracht in Bolivia). Die Spanier, die in Chili in geringer Zahl getroffen werden, haben ihren Stolz abgelegt. Die Creolen daſelbſt, feurig und geiſtvoll, wie überall, ſind im Beſitz des größten Grundeigenthums und der öffentlichen Aemter. Die Kleidung der Männer iſt die europäiſche, doch tragen ſie zuweilen einen Poncho (Mantel). Die Frauen tragen bunte Leibchen und über einem oft ungeheuren Reifrocke ein Kleid von farbigem Flanell oder ſchwarzem Sammet. Wenn ſie ausgehen, ſo ſetzen ſie einen Männerhut auf, über welchen noch ein Shawl von Mouſſelin gezogen wird. Junge Mädchen tragen jedoch gewöhnlich die Tracht von Lima (Taf. 70 *Fig. 15* Männer und Frauen, *Fig. 16* Mädchen aus La Conception, *Fig. 17* Chilier aus dem Volke). Eine eigene Art von Menſchen hat ſich aus den Spaniern gebildet, welche die mittle Ebene der Pampas bewohnen und wahre Beduinen der Wüſte ſind. Sie heißen Gauchos und leben vereinzelt in der Wüſte. Jeder Gaucho, der oft von edeln ſpaniſchen Familien abſtammt, iſt patriarchaliſcher Souverain in der Mitte ſeiner Meierei. Seine Hütte iſt von einer Einzäunung für die Herde umgeben; das Lager beſteht aus Häuten, welche zum Theil auch ſeine Kleidung ausmachen. Die einzige Nahrung iſt Rindfleiſch, über dem Feuer am Spieße gebraten. Pflanzennahrung verachten ſie, und Käſe und Butter bereiten ſie auch nicht. Sie ſind kaum civiliſirter als die wilden Pampasindianer, die ihnen zuweilen das Vieh rauben. In der Liebe zur Freiheit, wie in der körperlichen Gewandtheit, gleichen die Gauchos den Arabern; doch ſucht man bei ihnen vergebens jene Milde der Sitten, welche im Zelte der Beduinen herrſcht. Sie ſind düſter, mistrauiſch und indolent. Nur da wird ihr Auge belebt, wo es gilt Pferde zu zähmen und mit zügelloſer Wildheit zu kämpfen. Sie thun keinen Schritt zu Fuße; auf den Pferden zechen ſie, wenn ſie zur Stadt kommen, vor den Thüren der Schenken; ja ſelbſt die Meſſe hören ſie vor der geöffneten Thüre der Kapelle zu Pferde. Kartenſpiel und Geſang zur Guitarre ſind ihre hauptſächlichſten Vergnügungen. Sie ſind vortreffliche Soldaten und ertragen außerordentliche Entbehrungen; in den neueſten Zeiten waren ſie oft Werkzeuge in der Hand ſchlauer Factionsmänner zur Erreichung ihrer revolutionnairen Zwecke, und unter den Händen dieſer Wilden ſah man die edelſten Häupter der Republik ihr Leben aushauchen. Argentina hat vor den übrigen Republiken Amerikas den Vorzug, daß es eine bei weitem gebildetere Städtebevölkerung beſitzt. Dies gilt vorzüglich von Buenos-Ayres, einer der ſchönſten und bedeutendſten Handelsſtädte Südamerikas, die ein mauriſches Anſehen hat. Dort bemerkt man ſelten Anmaßungen bevorrechteter Stände. Die oberſten Staatsbeamten leben höchſt prunklos und einfach. Die Frauen leben zwanglos und ſind doch rein von Sitten. Man lebt ſehr gut, aber mäßig, beſucht fleißig die ſehr ſchönen und prachtvollen Kirchen und iſt geſellig. Es zeigt ſich hier eine ſtarke Miſchung indianiſchen Blutes, wie überhaupt daſelbſt viele civiliſirte Indianer wohnen. Auch viel Franzoſen und Engländer leben hier, beſonders engliſche Handwerker. Auf den Straßen erblickt man immer eine große Anzahl von Gauchos zu Pferde, die mit ihrem grotesken Ausſehen, ihren dunkelverbrannten Geſichtern, ihren Strohhüten, in der Luft flatternden Ponchos und patagoniſchen Stiefeln und ihrem rohen Pferdegeſchirr einen ſeltſamen Eindruck auf den Fremden machen (Taf. 70 *Fig. 18* ein Gaucho in Buenos Ayres).

Zum Schluß noch ein paar Worte, das Reiſen über die Cordilleren betreffend. Die Päſſe daſelbſt, welche nicht wohl den Namen Straßen verdienen, können ſechs Monate lang gar nicht paſſirt werden. Nur vom November bis gegen Ende Mais kann man auf Maulthieren die gefährliche Reiſe nach Chili wagen. Die Maulthiere werden mit Recht den Pferden auch in dieſen Gebirgszügen vorgezogen. Der Reiſende kann nichts Beſſeres thun, als ſich ganz dem glücklichen Inſtincte dieſer Thiere zu überlaſſen. Seine Sache dagegen iſt es, Herr ſeiner ſelbſt zu bleiben und ſich nicht von Furcht überwältigen zu laſſen, wenn über ſchwindlichen Abgründen ſein Thier plötzlich ſtill hält, um Athem zu ſchöpfen und ſichern Boden zu ſuchen. Lebensmittel und andere nothwendige Bedürfniſſe führen die Maulthiertreiber und Peons (Taf. 70 *Fig. 14* ſind dieſe abgebildet), welche den Reiſenden begleiten, mit ſich. Je näher er dem Gipfel der Cordilleras kommt, deſto mehr ſtellt ſich jener ſchmerzhafte Druck ein, der in Chili durch den Namen Puna bezeichnet wird und ſeine Urſache in der Verdünnung der Luft und der aufwärtsgehenden Bewegung hat. Oben angekommen wirft er einen letzten Blick auf die Ebenen des Rio de la Plata, die in weiter Ferne ſich vor ihm ausbreiten. Die Wüſte iſt vor ihm aufgethan mit ihrem blendenden Schnee und ewigem Schweigen; er muß ſie durchziehen. Stumm zäumt er das Maulthier auf und folgt ſeinen Führern. Wie dieſe verbeugt er ſich vor den hölzernen Kreuzen, an denen der Weg vorüberführt und die ihm hier geſchehenes Unglück verkünden. Bricht ein Sturmwind los, ſo flieht die Karavane, wenn es noch möglich iſt, nach einer von jenen elenden Hütten, welche die Führer an gewiſſen Orten errichtet haben; hier muß ſie, des Sturmes Ende erwartend, oft mehre Tage verweilen, die ihre Lebensmittel, ihre Kräfte und ihren Muth aufzehren. Der Paß von Uspallata, den gewöhnlich die Kaufleute erwählen, erſtreckt ſich 200 Meilen weit von der Grenze Chilis bis Villa-Vicencio, in der Provinz Mendoga. Man macht die Reiſe in ſieben bis acht Tagen. Das Haus, in welchem die Reiſenden einige Tage verweilen, iſt 1987 Toiſen über dem Meere.

Die Negerſklaven in Amerika.

In Süd- wie in Nordamerika hat man mehre Millionen von Negerſklaven. In den Vereinigten Staaten findet man ſie am häufigſten im ſüdlichen Theile, wo man ſie bei dem Plantagenbau für unentbehrlich hält. Ihr Loos iſt jedoch viel milder als das der Sklaven in Weſtindien, und alle Diejenigen, welche den Loskaufungspreis bezahlen können, müſſen freigelaſſen werden; auch haben ſie des Sonntags, wo ſie für ſich arbeiten können, Gelegenheit ſich ſelbſt etwas zu verdienen. Die in Merico eingeführten Neger waren für den Berg- und Plantagenbau beſtimmt; 1826 verbot aber ein Decret den Sklavenhandel, und ſie wurden freie Staatsbürger. Man ſchildert ſie als einen kräftigen, heitern, bildungsfähigen Menſchenſtamm, der in moraliſcher Hinſicht nicht tiefer als die übrige Bevölkerung Mericos ſteht und bei guter Behandlung die größte Treue ſeinem Herrn beweiſt. Im niederländiſchen Guiana iſt eine Negercolonie, die ſich frei zu behaupten wußte und ſich ſtark vermehrt. Sie wurde durch Neger gegründet, die durch die Barbarei ihrer Herren genöthigt, in die Wälder und Gebirge geflüchtet waren. Die Neger, welche in Peru von jeher mit Milde behandelt wurden, ſind jetzt alle frei, und beſonders bei Beſtellung der Getreidefelder und Zuckerplantagen recht brauchbar. In Braſilien hat ſich die Zahl der Neger allzuſehr angehäuft, und immer noch hat die Einführung der Sklaven nicht aufgehört, obgleich der Sklavenhandel verboten iſt und die Regierung ihn leicht verhindern könnte. Die zunehmende Störrigkeit der Neger, ihr öfteres Entlaufen in die Wälder, wo ſie Hütten und Dörfer errichten, und die häufigen Empörungen derſelben drohen der öffentlichen Ruhe und dem Frieden Braſiliens mit einer furchtbaren Störung. Die Behandlung der Negerſklaven iſt aber auch von jeher in mehren Staaten Südamerikas, ſo z. B. auch in Braſilien, eine höchſt unmenſchliche geweſen. Darauf beziehen ſich mehre unſerer Abbildungen. Taf. 117 *Fig. 1* ſehen wir einen Sklavenhändler abgebildet, *Fig. 2* Negerſklaven zur Strafe im Stocke, *Fig. 3* die Strafe mit der Peitſche. Taf. 170 *Fig. 4* iſt der Transport eines entlaufenen Negerſklaven durch einen freien Neger, und *Fig. 3* ſind Neger von Bahia dargeſtellt. Taf. 117 *Fig. 4—6*, Taf. 112 *Fig. 1* und Taf. 160 *Fig. 1* erblicken wir Neger im Dienſte, und zwar Taf. 117 *Fig. 4* dieſelben mit Bereitung des Maniokmehles beſchäftigt, *Fig. 5* andere von der Jagd heimkehrend, und *Fig. 6* noch andere als Laſtträger in Braſilien. Taf. 112 *Fig. 1* zwei Senftenträger und zugleich Landbauern (Sertomejos) der braſiliſchen Provinz Rio Grande auf der Reiſe. Taf. 126 *Fig. 5* Tanz der Neger in St.-Paulo in Braſilien. Taf. 142 *Fig. 3* Tanz der Indianer daſelbſt, in der Miſſion St.-John. Taf. 160 *Fig. 2* Diamantenhändler und *Fig. 3* Neger als Diamantenwäſcher. Die Diamanten werden unter ſtrenger Aufſicht von Negerſklaven aufgeſucht, wozu dieſe ſich des Sichttroges bedienen, der auch bei Goldwäſchereien gebraucht wird. Wenn ſie in dem aus dem Flußbette heraufgebrachten Sande einen Diamant entdecken, ſo nehmen ſie ihn zwiſchen den Daumen und Zeigefinger, erheben ſich vom Sitze und klatſchen drei mal in die Hände. Die Aufſeher verfolgen, ſo lange gewaſchen wird, die Bewegung aller Sklaven mit ſcharfen Blicken, damit dieſe keinen Diamant veruntreuen können. Doch trotz dieſer ſtrengen Aufſicht und der harten Strafe, die ſie bei Entdeckung zu erwarten haben, wiſſen ſie während des Waſchens den aufgefundenen Diamanten zwiſchen den Fingern oder Zehen, in den Ohren, im Munde, im krauſen Haar u. ſ. w. zu verſtecken; ja ſie verſchlucken ihn ſogar, oder werfen ihn rückwärts, um ihn des Nachts wieder aufzuſuchen. Was die Bereitung des Mehls aus der Maniok (Mandiocca, Jatropha Manihot, Taf. 117 *Fig. 4*) betrifft, ſo wird die Wurzel dieſer Pflanze zuerſt geſchabt, um ſie von der Rinde zu befreien, dann hält man ſie an ein großes Rad, das herumgedreht wird, und ſchleift ſie dadurch zu einem Brei ab. Hierauf wird die Maſſe in lange, weite, von Rohr und Baſt geflochtene Schläuche gefaßt, welche aufgehängt und in die Länge gezogen werden, wodurch der Schlauch verengert und der Saft der Maſſe ausgepreßt wird. Den übrigbleibenden conſiſtenten Theil bringt man in große eingemauerte Pfannen von Kupfer oder gebranntem Thon, in welchen er durch die Hitze völlig getrocknet wird, wobei aber die Maſſe beſtändig hin- und hergerührt werden muß, damit ſie nicht verbrenne. Aus dem ſo gewonnenen Mehle wird ein ſchmackhaftes Brot gebacken, das Monate lang ſich hält.

Die Völker Oceaniens.

Oceanien, für ſich allein von größerm Umfange als die andern vier Welttheile zuſammen, iſt der am wenigſten gekannte, aber an Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen reichſte und merkwürdigſte. Man könnte es das Land der Wunder nennen. Es begreift die entgegengeſetzteſten Racen, die ſeltſamſten Naturerzeugniſſe und die wunderbarſten Denkmäler der Kunſt in ſich. Oceanien beſteht aus lauter Inſeln, von denen die größte, ſüdöſtlich von Aſien, wegen ihrer Größe nicht ſelten als ein Feſtland betrachtet wird. Sie heißt Neuholland oder Auſtralien, iſt von England in Beſitz genommen, und dieſes ſucht ſie durch europäiſche Anſiedler noch mehr zu bevölkern und zu nutzen. Der ſüdlichſte Theil der Oſtküſte heißt Neuſüdwales; hier ſind viele Anſiedelungen, ebenſo wie auf der öſtlichen Südküſte, auf der Weſt- und Nordküſte. Ganz Oceanien hat man auf verſchiedene Weiſe eingetheilt; eine der naturgemäßeſten ſcheint aber die von Domeny de Rienzi, durch Dumont d'Urville verbeſſert, zu ſein: 1) Malaienland oder Weſtoceanien, von den Engländern uneigentlich indiſcher Archipelagus genannt, mit Borneo

als Mittelpunkt. 2) Mikroneſien oder Nordoceanien, begreifend die ſehr kleinen Inſeln und verlaſſenen Felſen ſüdlich, etwas unterhalb des Wendekreiſes des Krebſes bis nördlich zum 40. Parallelkreis, im Weſten begrenzt durch die Inſel Borodino, im Oſten gegen 167° weſtl. Länge durch die Inſel Neker, darunter am wichtigſten die Gruppe von Munin-Sima. 3) Polyneſien, beſtehend aus den weſtlichen Gueden- oder St.-David- oder Freewillinſeln, die Inſel Nevil, den großen Archipel der Carolinen, mit Einſchluß der Peliu- und Matroſeninſeln, die große Cocalinſel und die andern dieſer Kette, überhaupt alle Eilande des Südmeers von dem Hauaï- oder Sandwicharchipel bis zu den Inſeln des Biſchofs und ſeines Küſters (Bishop and Clerk), im Süden von Neuſeeland, bis zu der Inſel Ticopia bei Vanicoro im Weſten und bis zu der Inſel Sala y Gomez im Oſten, nach Amerika zu. 4) Melaneſien, d. i. Auſtralien mit dem dazu gehörigen Archipel: Vandiemensland, Neucaledonien, Mallicollo u. ſ. w., Neuguinea, die anliegenden Papusinſeln und alle Inſeln im Oſten und Südoſten mit ſchwarzer Bevölkerung, wie die Salomons- und Vitiinſeln, Neuirland, Neubritannien u. ſ. w. Die Beſitzungen der Holländer im Malaienland zählen etwa 10 Millionen Einwohner. Portugal beſitzt den nordöſtlichen Theil der Inſel Timor und die beiden kleinen Inſeln Sabrao und Solor. Spanien iſt Herr des größten Theils des Archipels der Philippinen, und ſucht ſich im Innern von Leyte, Samar und Mindore, Mindanao und La Paragua oder Palawan auszubreiten. England beſitzt Pulo-Pinang und Singhapura, die Inſel Melville im Norden, Norfolk im Oſten, Tasmanien im Süden Auſtraliens. Es beſitzt die ganze Oſtküſte oder Neuſüdwales, einige Punkte im Süden, Weſten und Norden dieſer großen Inſel oder dieſes Feſtlandes, das faſt ſo groß iſt wie Europa.

Der ausgedehnteſte Menſchenſtamm Oceaniens ſind die Malaien. Die Heimat dieſer ſeefahrenden und handeltreibenden Völker iſt wahrſcheinlich die Oſtküſte Borneos. Sie eroberten die Halbinſel Malakka, der ſie ihren Namen gaben, und wahrſcheinlich wurden die Oſtküſten von Madagaskar und Formoſa von ihnen coloniſirt. Die Küſten Sumatras, ein Theil der Molukken und der Nikobaren, Pinang, Nias, Singhapura, Linging, Bintang u. ſ. w. ſind von dieſem Stamme bewohnt. Die Malaien ſind gut gewachſen, von mitteler, unterſetzter Statur, wenig beleibt, ihre Füße klein. Die auf faſt allen Küſten Weſtoceaniens anſäſſigen Malaien ſcheinen die Mitte zu halten zwiſchen Hindus und Chineſen, aber ihre Hautfarbe nähert ſich dem dunkeln Ziegelroth der Illinois und Karaiben, und manchmal den Weißen oder den Schwarzen, je nach den Miſchungen der Völker. Zu Timor ſieht man dunkelfarbige und lohfarbige Geſichter; zu Borneo iſt die Farbe heller, zu Ternati ſehr ſchwarzbraun und ins Nußbraune ſpielend. Die Javaner und Balier ſind wahrſcheinlich Miſchlinge von Borneern und Hindus, die Erſtern mit gelbem Teint, die Letztern weißer und beſſer gebaut, Beide niederer ſtehend als die Malaien. Der häßlichſte Schlag iſt in Linging, der ſchönſte in Maindanao; die tapferſten Malaien ſind die von Palembang. Die Frauen ſind ziemlich hübſch, niedlich, geſchmeidig und ſehr üppig; auf Manila und Formoſa ſind ſie beinahe weiß. Ihr Geſichtswinkel hat 80—85°, die Naſe iſt kurz und dick, manchmal platt, der Mund, ſelbſt bei Frauen, ſehr weit. Die faſt auf allen malaiiſchen Inſeln angeſiedelten Chineſen verheirathen ſich daſelbſt mit den Frauen des Landes, und von dieſer Miſchung kommt es her, daß viele Malaien tiefliegende und ſchiefe Augen haben, wie die Chineſen. Nirgend als auf Weguiu gelang es aber, die chineſiſche Sprache zu verbreiten, ſo ſehr misfällt ſie dieſen Völkern, deren Sprache ſanft wie die italieniſche und portugieſiſche iſt. Ihre Hauptnahrung beſteht in Sago, Reis und Fiſchen. Die Einen kauen Betelpfeffer in einer Miſchung mit lebendigem Kalke, Arekanüſſen und Taback, welche Miſchung in Java Siri heißt; die Andern den Gambir oder Kino, eine ſehr adſtringirende Subſtanz aus Nauclea Gambir, einer großen, rankenden Pflanze. Durch letztern werden ihre Zähne, Zunge und ihr Gaumen ſchwarz gefärbt, ohne daß dadurch das Zahnfleiſch angegriffen wird. Das Betelkauen iſt auch in Oſtindien und vielen andern Gegenden üblich. Was die Kleidung betrifft, ſo gehen auf den Inſeln Linging, Lingan, Bintang, Singhapura, Pinang, Sumatra, Java u. ſ. w. die Leute nie nackt, ſondern umgeben den Leib mit einem Sarong, und tragen ein Unterkleid, eine Mütze oder ein Tuch um den Kopf. In Java thut der Orang-Kaya oder Edelmann den Mantel hinzu und manchmal eine Mütze, Kuluk genannt. Die Prieſter allein ſind weiß gekleidet und haben eine Art Turban auf. So viel Malaien auch Muſelmänner ſind, ſo ſcheren ſie doch nie ihr Haupt gänzlich. Sie lieben das Seeleben, treiben mitunter auch Seeräuberei, ſind induſtriöſe Handwerker und geſchickte Kaufleute. Stolz und eiferſüchtig, ausſchweifend und treulos, aber tapfer und unabhängig, ſind ſie außer den Städten beſtändig mit dem Kris bewaffnet, und dieſer iſt oft mit dem furchtbaren Upas vergiftet.

Der zweite Stamm ſind die Polyneſier und Dayas. De Rienzi glaubt in dem Geſchlecht der Dayas (Dayaks) und anderer Völker Borneos den Urſtamm der malaiiſchen, melaneſiſchen und polyneſiſchen Nationen entdeckt zu haben. Ihre weißgelbliche, mehr oder weniger gebräunte Geſichtsfarbe, ihr Geſichtswinkel, welcher dem der Europäer gleicht, die hohe Statur, regelmäßige Phyſiognomie, erhabene Naſe und Stirn, die langen ſchwarzen Haare, die Schönheit, Anmuth und die einſchmeichelnden und üppigen Manieren der Frauen, beſonders der Tänzerinnen, die verwiſchte Aehnlichkeit ihrer Sprachen, die Gewohnheit des Ackerbaues, der Jagd und des Fiſchfanges, die Geſchicklichkeit in Verfertigung ihrer Piro-

guen und Geräthſchaften, ihre ungeheuern Hütten, ihre religiöſen Vorſtellungen, die Menſchenopfer, ihre Gebräuche und die beſondere Art von Weihe oder das Tapu —: dies Alles, ſagt Domeny de Rienzi, zeigt die größte Verwandtſchaft zwiſchen den Dayas und den Polyneſiern. Die Vergleichung wäre ſelbſt noch vollſtändiger zwiſchen dieſen und den Turadſchas und den Buguis von Celebes, denen das Eigenthum der Großen und Prieſter, wie in Polyneſien und unter den Dayas, heilig und unverletzlich iſt, wenn ſie nicht ſelbſt, wie die Balier, die Völker der Inſeln Nias, Naſſau oder Poggy, die Ternatier, die Guilolier und die Einwohner eines Theils der Molukken, des Holoarchipels, der Philippinen und der Palaosinſeln dem Dayageſchlechte anzugehören ſchienen. Ja, nach Verſicherung der glaubwürdigſten Reiſenden iſt die Aehnlichkeit der Taitier, der Neuſeeländer, der Battas mit den Dayas überraſchend; ihre Sprache iſt gleichſam die Mittelkette zwiſchen der malaiiſchen und der polyneſiſchen, und die Malaien und Javaner auf den Küſten von Borneo erkennen ſie als die Urbewohner, als die Orang-Benoa des Landes. Alle Polyneſier ſind mit dem Gebrauche des Bogens als einer Kriegswaffe unbekannt. Alle genießen das berauſchende Getränk Kawa, und bei Einigen hat ſich die Civiliſation bedeutend entwickelt. Am weiteſten voran in der Geſittung unter allen Völkern Polyneſiens iſt man auf Hauaï, Taiti und Tonga.

Die dritte Abtheilung ſind die Alfuras; doch wenden die Malaien dieſen Namen, der in der Sprache der Dayas ſo viel als wilde Menſchen bedeutet, nicht auf Völker von Einer Farbe oder lauter Schwarze, ſondern auf verſchiedene wildlebende Stämme an. Die Alfuras von Buru ſind kupferfarbig, die Battas oder Alfuras von Sumatra dunkelgelb, und die Turadſchas oder Alfuras von Celebes gleichen dieſen, während die Alfuras von Maindanoo, Mendoro u. ſ. w. von einem dunkeln Schwarz ſind, die von Luçon aber und von Buglas, als Miſchlinge der Endamenier und der Papuas, zwei ſchwarze Schattirungen darbieten. Wahrſcheinlich haben die Schwarzen Oceaniens Urbevölkerung gebildet. Die Alfuras gehören vielleicht zu einem endameniſchen Stamme, der, nachdem er aus Borneo vertrieben worden war, ſich durch den größten Theil dieſes Archipels zerſtreute. Borneo ſchloß aber auch einen Stamm der Papuas in ſich; dieſer, der anfangs nur auf Borneo lebte, beſiegte die Endamenier, rottete ſie beinahe aus, überzog nachher die Küſten der benachbarten Inſeln und trieb den Reſt der endameniſchen Bevölkerung in das Innere der Länder zurück, bis ſie ſelbſt dem malaiiſchen Stamme unterlagen. Im Innern der Länder ſieht man oft beide Stämme vermiſcht.

Die Igoloten (Papuas) ſind von gelblichſchwarzer Farbe und herrſchen in einem großen Theile Melaneſiens vor. Auf der Inſel Borneo, woher ſie ſtammen und wo ſie noch vorhanden ſind, werden ſie auch Dayer genannt. Vermiſcht oder nicht, aber Bewohner deſſelben Bodens, haben die Papuas und Endamenier noch einen Theil von Luçon, von Mindoro, Buglas, Maindanao, Timor, Sumatra, Celebes und Java, einige Bezirke von Madagaskar und das Innere von Formoſa u. ſ. w. inne, und führen daſelbſt verſchiedene Namen, z. B. die Namen Aëtas, Negritos, Negrillos, Zambales, Finguianes, Italones, Kalingas, Igorrotes, Orang-karbu (auf Sumatra) und Binzimbers (auf Madagaskar). Die Papuas ſind ſchwärzer als die Endamenier und als die Schangallas in Abyſſinien, mit denen ſie, wenn man die Haare ausnimmt, große Aehnlichkeit haben. Sie haben mit ihnen dieſelben gerundeten Formen und angenehme Phyſiognomie gemein. Die Piroguen der Papuas von Neuguinea und aller Inſeln Melaneſiens haben dieſelbe Form, was auf ihren gemeinſamen Urſprung hinweiſt. Von Natur ſind ſie ziemlich groß, ihre Haut iſt ſchwarz und glänzend, ins Gelbe übergehend, ihr Geſichtswinkel hat 63—69°, ihre Haare ſind ſchwarz, weder glatt noch kraus, ſondern wollig, ziemlich fein, und vorn ſtark gelockt, was ihrem Kopfe ein ungeheueres Anſehn gibt. Sie ſind ſelten tatowirt und gehen mit wenigen Ausnahmen nackt. Unter den zahlreichen Spielarten des Papuaſtammes ſcheint die von Viti den oberſten, die von Vandiemensland und Mallicolo den niederſten Rang einzunehmen. Aus einer Miſchung von Malaien mit Papuas entſprang ein Miſchlingsvolk, das man mit Unrecht auch Papus genannt hatte. Beſſer würde man es Papu-Malaien nennen. Sie haben von beiden Stämmen die Gewohnheiten angenommen, ſind theils Mohammedaner, theils Fetiſchanbeter und ihre Sprache iſt reich an malaiiſchen Wörtern. Ihr Wuchs iſt klein und ihr Geſichtswinkel hat 64 bis höchſtens 69°. Sie bewohnen das Küſtenland von Weguiu, Saluati, Gamen und Battanta, und das nördliche Neuguinea von der Landſpitze Sabelo bis zum Cap Dori (Dorey).

Neuguinea oder Papuaſien iſt der Centralpunkt der Melaneſier, wie Borneo ihre urſprüngliche Heimat iſt. Alle Eingeborenen Melaneſiens ſind mehr oder weniger gelblichſchwarz, aber es gibt einen Stamm, der ſich von den Papuas ſo ſehr unterſcheidet, als die Buſchmänner von den Kaffern; er bewohnt das Innere und wahrſcheinlich den Süden von Neuguinea. Dies ſind die Endamenier, welcher Name an die häßlichen Neger der Endameninſeln erinnert, mit welchen ſie auch große Aehnlichkeit haben. Sie müſſen einſt in Guinea ſehr zahlreich geweſen ſein; jetzt aber ſind ſie durch immerwährende Verfolgungen und Kriege der ihnen durch Tapferkeit, Verſtand und körperliche Vorzüge überlegenen Papuas ſelten geworden. Die meiſten Endamenier, welche den Europäern zu Geſicht kommen, ſind zum Kauf beſtimmte Gefangene. Sie ſind weniger ſchwarz als die Neger Afrikas, aber gelber als die Papuas, und dieſes Gelb ſpielt in eine matte Rußfarbe,

Bei mehren Stämmen iſt die Geſichtsfarbe ein mehr ſchwach gelber als ſchwarzer Lüſtre, die Hirnſchale iſt ziemlich rund, die Stirn zurückweichend, das Haar flockig, nicht ſtraff, meiſt kraus. Ihre Arme ſind ſehr lang, ihre dünnen Beine noch länger und oft behaart. Sie haben einen ungeheuern Mund, eine ſehr breite und abgeplattete Naſe, gleich weite Naſenlöcher und etwas vorſchüſſige, aber ſchön glaſirte Zähne. Der Unterkiefer iſt hervorſtehend, das Geſicht hat einen häßlichen thieriſchen Ausdruck und ihr ſehr ſpitzer Geſichtswinkel beträgt nicht über 60—66°. Dieſer Stamm iſt derſelbe, der auch Auſtralier oder Neuholländer genannt wird, und nicht blos in Auſtralien, ſondern auch in Neucaledonien und auf den meiſten Heiligen-Geiſt-Inſeln unvermiſcht vorkommt. Wir werden über ſie ſogleich ausführlich ſprechen, beſchließen aber hiermit die vorläufige Ueberſicht der Eingeborenen Oceaniens, bei der wir den Berichten Domeny de Rienzi's ebenfalls gefolgt ſind.

Die Bewohner der Carolinen oder Neuphilippinen.

Die Eingeborenen der Carolinen haben eine braune, zuweilen etwas kupferrothe Farbe. Die Haut iſt fett und weich, da ſie dieſelbe fleißig mit Cocosöl einreiben, das Haar kraus gelockt, aber kein wolliges Negerhaar. Der Bart wird von Manchen vertilgt. Sie ſind ſtark und ſchön, zierlich und wohl gebaut. Betelkauen entſtellt aber ihre Zähne. Sie tragen Matten aus Cocos- und Piſangfaſern geflochten als Schurz, werfen auch wol noch über die Schultern eine Art Mantel. Die Tatowirung iſt allgemein; die Häuptlinge ſind ſtärker als das gemeine Volk tatowirt. Der Naſenknorpel iſt durchbohrt und oft mit wohlriechenden Blumen geziert. Ohrringe, Hals- und Armbänder aus Schildpatt Knochen, und Muſcheln machen gewöhnlich ihren Schmuck aus. Bei gewiſſen feſtlichen Gelegenheiten bemalen ſie ſich auch wol mit Ocker und Gelbwurz. Ihre Nahrung beſteht in Cocosnüſſen, Piſang, Brotbaumfrucht, Aronswurzel, Orangen, Zuckerrohr und Wurzeln; Fleiſch genießen ſie wenig und aus dem Safte der Cocospalme bereiten ſie eine Art von Palmenwein und Syrup, indem ſie den Blütenwedel bei ſeinem Erſcheinen abſchneiden und den reichlich ausfließenden Saft dann durch Bambusröhre auffangen. Die Wohnungen beſtehen aus viereckigen geräumigen Gebäuden mit vier und mehr Abtheilungen. Die Grundlage iſt von Stein. Ihr Hausgeräth iſt zwar ſehr kunſtlos, zeigt jedoch ſchon einige Bekanntſchaft mit Europäern und vermehrte Bedürfniſſe an. Im Allgemeinen gelten dieſe Menſchen als gute, liebenswürdige Naturvölker, voll Unbefangenheit und Unſchuld. Kadu, der mit Kotzebue reiſte, nennt ſie menſchenfreundlich, dankbar, liebevoll, gaſtfrei und den Krieg verabſcheuend. Die Weiber werden nicht ſklaviſch, ſondern mit Achtung, als Gefährtinnen des Mannes behandelt (Taf. 271 *Fig.3* Männer und Frauen der Carolineninſeln, Taf. 299 *Fig.4* desgleichen). Von Tanz (Taf. 271 *Fig. 4* und Taf. 311 *Fig. 6*), Geſängen und Feſtſpielen ſollen ſie große Freunde ſein. Uebrigens glaubt man auf den Carolinen nur an unſichtbare, himmliſche Götter, und nirgend nimmt man Götzenbilder wahr. In dem öſtlichen Archipel gibt es weder Prieſter noch Tempel, noch finden feierliche Opfer ſtatt; auf den weſtlichen Inſeln dagegen ſind eigene Tempel erbaut, es werden Opfer dargebracht und es gibt einen religiöſen Dienſt. Die Häuptlinge ſcheinen nach einer Art Lehnsſyſtem einander untergeordnet zu ſein, die Meinung erhebt ſie hoch über das niedere Volk und man zollt ihnen außerordentliche Ehrenbezeugungen. Ein unverbrüchlicher Freundſchaftsbund wird auf allen dieſen Inſeln zwiſchen zwei Männern geſchloſſen, der mit ganz beſonderer Kraft die Verbündeten gegeneinander verpflichtet.

Die Hawaier und Sandwichsinſulaner überhaupt.

Dieſe ſind im Vergleiche mit den vorigen eigennützig, unzierlich und unreinlich, auch weniger gaſtfrei, aber ein viel kräftigeres Volk, daher zeigen ſie mehr Selbſtvertrauen und mehr Fröhlichkeit. Die Häuptlinge beſonders ſind vom ſchönſten und ſtärkſten Körperbau. Die Frauen ſind ſchön, aber ohne Reiz. Die Hawaier ſind wenig und unregelmäßig tatowirt. Die Männer ſcheren ſich den Bart und ſchneiden ihr Haar in Geſtalt eines Helms, deſſen Kamm öfters blond oder weißlich gebeizt wird. Die Frauen tragen es kurz geſchoren und nur um die Stirn einen Rand längerer, mit ungelöſchtem Kalk weißgebrannter, borſtenartig aufſtrebender Haare. Oft wird auch mitten auf der Stirn eine feine lange Locke ausgeſpart, die violet gebeizt und nach hinten gekämmt wird. Im Allgemeinen ſind die Hawaier ihrer volksthümlichen Tracht, wie ihrer Lebensweiſe treu geblieben. Nur den europäiſchen Reiſenden zu Ehren erſcheinen die Fürſten mit feinen engliſchen Kleidern aufs ſauberſte angethan und ahmen mit Anſtand unſern Sitten nach. Uebrigens gehen ſie heimiſch gekleidet; auch wird nur ihr fremder Gaſt mit Porzellan und Silber bedient. Die Mode herrſcht auch auf Hawai mit wechſelnden Launen beſonders über die Frauen. Alle tragen jetzt Spiegel und Pfeifenkopf und ein europäiſches Tuch um den Hals gebunden. Der Schmuck, den die Königinnen und Vornehmern tragen, ſteht hoch im Werthe. Poeſie, Muſik und Tanz iſt auch hier zu Hauſe. Ihr Tanz iſt nicht ohne Grazie, ja wird von Reiſenden als wahrhaft ſchön geſchildert (Taf. 271 *Fig.5—6* Hawaier und ihr Tanz).

Die Sandwichsinſulaner, im Allgemeinen betrachtet, gehören der malaiiſchen Race an, ſind nicht groß, von einnehmender Geſichtsbildung, doch mit etwas weiten Naſenlöchern; das nicht lockige Haar iſt ſchwarz und wird kurz abgeſchnitten, die Hautfarbe iſt ſchwarzbraun, und das Tatowiren nicht häufig. Ein

Stück Zeug aus den Faſern des Papiermaulbeerbaumes macht die Kleidung aus, zu der bei Feſten noch ein mit Federn und Malerei geſchmückter Baſtmantel kommt, ſowie eine oft helmartige Mütze von Federn. Das weibliche Geſchlecht trägt eine Art von Hemden. Dazu ſchmücken ſie ſich mit Schnüren von Muſcheln, Knochen, Zähnen und Vogelfedern, Halsbändern u. ſ. w. Viele tragen jedoch jetzt auch europäiſche Kleidung. Die Wohnungen haben Wände aus Flechtwerk von Rohr und Blättern, ſind rund und das Dach läuft ſpitzig zu. Die Hütten ſtehen aneinander in Gaſſen, die am Meere haben gegen die Fluten einen Schutz von Mauerwerk; Hausgeräthe findet man auch bei den Sandwichsinſulanern nur wenige. Jetzt ſieht man auch viele Häuſer nach europäiſcher Art und alle Vornehmern haben ſteinerne Häuſer. Auch die Nahrungsmittel haben ſich zum Theil verändert und werden nach europäiſcher Art bereitet. Früher ſchilderte man die Sandwichsinſulaner als ein gar liebenswürdiges Volk, das durch Gaſtfreundſchaft, Sanftmuth, Wohlwollen, Liebe der Familienglieder untereinander und einen gewiſſen Ernſt ſich vortheilhaft auszeichnete, doch iſt manche jener Tugenden mit der europäiſchen Sitte in den Hintergrund getreten; indeſſen zeichnen ſie ſich noch immer durch dieſelben, ſowie durch Fleiß, Arbeitſamkeit und Kunſtgeſchicklichkeit vor allen Inſulanern Oceaniens aus, treiben die Landwirthſchaft auch auf eine viel höhere Art, verſtehen die Fiſcherei ſehr gut, verfertigen kunſtreiche Zeuge und die Schmuckſachen aus Vogelfedern ſind wahre Kunſtwerke; ihre Kähne ſind ſehr dauerhaft und mit vielem Geſchick gebaut, und mit dem Waſſer ſind ſie ſo gut vertraut wie mit dem feſten Lande; ſehr geſchickt wiſſen ſie in Wind und Sturm die See mit ihren Kähnen zu befahren. Auch auf Schiffen zeigen ſie großen Muth. Ihre frühern Waffen: Spieße, Schleudern, Bogen und Pfeile, haben ſie zum Theil mit den Feuergewehren vertauſcht, und europäiſche Handwerke blühen auch unter ihnen. Durch Tanz und Spiel wiſſen ſie ſich auf eine angenehme Weiſe zu unterhalten. Sonſt waren ſie Heiden und jede Gegend, jeder Häuptling hatte ſeine beſonderen Götter und Götzenbilder; ihre Prieſter hatten große Gewalt und machten zugleich die Aerzte und Zauberer. Ihre heiligen Orte, wo die Götzenbilder aufgeſtellt waren, und die Opfer, zuweilen ſogar Menſchenopfer gebracht wurden, heißen Morais.

Die Sandwichsinſulaner ſtehen unter unumſchränkten Königen und über Oahi (Owaii, Hawaii, Owyher) herrſchte, als Kook die Inſeln entdeckte, Terreoboo oder Teriopu, nach deſſen bald erfolgten Tod Tamehameha, ſein Neffe, an die Regierung trat, der noch andere benachbarte Inſeln eroberte, von den Engländern ein europäiſches Schiff erhielt, unter den Schutz des Königs von Großbritannien trat, mehre Europäer beredete, ſich auf der Inſel niederzulaſſen und europäiſche Cultur ſo viel als möglich zu verbreiten ſuchte. Doch nahm er das Chriſtenthum noch nicht an, wahrſcheinlich weil er befürchtete, dadurch an Unumſchränktheit ſeiner Macht zu verlieren; vorzüglich da die Menſchenopfer, durch die er ſich leicht läſtiger Individuen entledigen konnte, mit dem Schrecken und Aberglauben gepaart, ihm kräftige Mittel an die Hand gaben, unumſchränkt zu herrſchen. Erſt ſein Sohn und Nachfolger, Rio-Rio, ließ alle Morais zerſtören und verkündigte die Religion der Fremden, die er damals ſelbſt noch nicht genau kannte, als Staatsreligion, und im J. 1820 wurden die erſten Bewohner der Sandwichsinſeln von nordamerikaniſchen Miſſionaren zum Chriſtenthume bekehrt. Kotzebue gibt freilich in der Beſchreibung ſeiner letzten Reiſe ein trauriges Bild von dem Zuſtande der chriſtlichen Religion daſelbſt; er ſagt, ſie ſei wie auf den Geſellſchaftsinſeln, nichts wie Kopfhängerei und Heuchelei, die durch den König und die Miſſionare erzwungen wäre, verbunden mit abergläubiſchen und nichts weniger als reinen Begriffen vom Chriſtenthume, und ſtellt die grauſamen, wegen der Einführung derſelben geführten Kriege daneben; doch ſoll neuern Nachrichten zufolge der Zuſtand des Chriſtenthums jetzt ſchon daſelbſt um vieles beſſer ſein. Der Handel blüht auf den Sandwichsinſeln ſehr.

Die Leichenfeier auf den Sandwichsinſeln bei einem verſtorbenen Häuptlinge (Taf. 311 *Fig. 1* u. *2*) geſchah mit vielen Ceremonien. Der Leichnam wurde, nachdem er längere Zeit unter Klagen und Ceremonien auf einem Gerüſte ausgeſtellt, in einer Höhle niedergelegt. War das Fleiſch verweſt, ſo reinigte man die Knochen, bewahrte ſie zum Theil an heiligen Orten, zum Theil aber vertheilte man ſie unter die Verwandten als Reliquien.

Die Neuſeeländer.

Die Neuſeeländer gehören zwei Völkerſtämmen an, einem dunkelfarbigen und einem hellern, haben ſich aber allmälig ſo miteinander vermiſcht, daß es viele Uebergänge des einen in den andern gibt. Die dunklern ſind wahrſcheinlich die Abkömmlinge von den Ureinwohnern, die hellern dagegen von ehemaligen Eroberern. Erſtere ſind kleiner, unterſetzter, breitſchulteriger als die letztern, deren Länge oft 5 Fuß 4 Zoll (pariſer Maß) überſteigt. Erſtere gleichen etwas in der Hautfarbe den Mulatten, letztere ſind aber nur etwas dunkler als die Bewohner des ſüdlichſten Europas. Der Schnitt ihres Geſichts gleicht ſehr dem der Juden. Das Haar iſt bald ſchlicht, lang und kaſtanienbraun, bald dunkel und gelockt (Taf. 299 *Fig. 5—6*).

Die erſte und ſichtbarſte Eigenſchaft in dem Charakter der Neuſeeländer iſt ihre ungeregelte Leidenſchaft für den Krieg, obgleich Manche gegen die unglücklichen Wirkungen ihrer Zwiſtigkeiten nicht gefühllos ſind. Viele der neuſeeländiſchen Kriege haben ohne Zweifel ihren Urſprung blos in dem Ehrgeize und der

Habſucht Einzelner. Einige behaupteten gegen Engländer, ihre Väter und Voraltern ſeien immer im Kampfe begriffen geweſen und dies ſchienen ſie für einen hinlänglichen Grund zu halten, warum es bei ihnen oder ihren Abkömmlingen nie anders ſein ſollte. Die Kriege dieſer Wilden werden unterhalten und fortdauernd gemacht durch ihre Liebe zu Streit und Blutvergießen und durch den Geiſt der Rache, welcher bei ihnen unerſättlicher zu ſein ſcheint, als faſt bei irgend einem andern Volke der Erde. Das Geſetz der Wiedervergeltung im ſtrengſten, buchſtäblichſten Sinne iſt ihre einzige Regel für die Beilegung von Streitigkeiten, und ſo lange den Foderungen dieſes unerbittlichen Grundſatzes nicht Genüge geleiſtet wird, können die beiden Parteien einander nur als Feinde betrachten. Wenn alte Beleidigungen der Neuſeeländer keinen Vorwand zu ihren unſinnigen und zerſtörenden Streitigkeiten geben, ſo iſt ihr Stolz, ihre Empfindlichkeit und plötzliche Reizbarkeit außerordentlich geſchickt, in einem Augenblicke Urſachen der Beleidigung hervorzurufen, welche die Quellen des Haſſes und Blutvergießens für lange Zeit werden. Die unbedeutendſte Vernachläſſigung, oder Etwas was ſie für eine Beſchimpfung oder einen Mangel an Achtung halten, verſetzt ſie in ungeſtümen Unwillen.

Obgleich der Muth der Neuſeeländer groß iſt und ſie eine außerordentliche Gleichgültigkeit gegen Gefahr und Tod zeigen, ſo findet man dabei doch einen Geiſt der Prahlerei, welcher dieſe Eigenſchaft ebenſo verdunkelt als die Wildheit und Grauſamkeit dieſes Volkes. Bei dem neuſeeländiſchen Krieger ſpricht ſich der Haß oder die Verachtung gegen ſeinen Feind in jedem Worte, Tone und in jeder Geberde aus. Er fodert ihn mit jeder Verdrehung der Glieder und jeder Geberde, die er ſich als die ausdrucksvollſte des Spottes und der Beſchimpfung denken kann, zum Kampfe heraus, und nachdem er ihn überwunden und getödtet hat, läßt er ſeine übrige Wuth und Verachtung durch Mishandlungen an dem todten Körper deſſelben aus. Von dem Verdacht, daß ſie auch das Fleiſch ihrer Feinde verzehren, kann man ſie nicht frei ſprechen; ja, von frühern Reiſenden erzählte Thatſachen machen es zur Gewißheit.

Ihre Begriffe von Diebſtahl ſind ſehr locker, wenn er nicht an ihren Freunden, ſondern an Denen begangen wird, welche gerade keinen beſondern Anſpruch auf ihre Gaſtfreundſchaft oder Schonung haben. Ihr Geiz, ihre Habſucht iſt außerordentlich groß. Gegen Schmuck oder Putz ſind ſie nicht gleichgültig. Der Häuptling der Neuſeeländer ſchmückt ſeinen Kopf mit Federn, und iſt ohne Zweifel ſtolz auf dieſe ſtattliche Auszeichnung. Sein Staatsmantel iſt ſorgfältig geſtickt und beide Geſchlechter tragen oft hübſch geſchnitzte Kämme im Haar und Büſchel von Zierathen, welche an ihren Ohren und ihrem Halſe hängen. Alle zeigen die Eitelkeit von Kindern, wenn ſie ſtattlicher gekleidet ſind als gewöhnlich.

So unbekannt die Neuſeeländer mit Allem ſind, was den Namen Wiſſenſchaft verdient, und ſo unbedeutend die von ihnen in den Künſten gemachten Fortſchritte ſind, ſo ſind doch ihre Verſtandeskräfte augenſcheinlich von höherer Art. Die, welche mit europäiſcher Bildung in Berührung gekommen, haben im Allgemeinen außerordentliche Schnelligkeit und Takt gezeigt, den Geiſt derſelben zu faſſen und ſich in die neuen Meinungen und Sitten, mit denen ſie bekannt gemacht wurden, zu ſchicken, und Alles, was man von ihnen berichtet, zeigt von Scharfſinn, Nachdenken und andern Fähigkeiten des Geiſtes, welche eine hohe intellectuelle Organiſation ahnen laſſen. In den wenigen Künſten, welche unter ihnen bekannt ſind, z. B. im Spinnen von Matten aus der Flachslilie, im Schnitzen von Werkzeugen, Waffen, Gefäßen u. ſ. w. oft mit den künſtlichſten Zierathen, zeigen ſie ungemeine Fertigkeit und Kunſt, und ſogar einen Grad von Geſchmack und Zierlichkeit. Ihre Muſik ſoll vollkommener ſein als die vieler anderer Südſeeinſulaner, ſie beſitzen ſogar Nationalgedichte, welche beſtändig vermehrt werden, ſowie neue Begebenheiten die Phantaſie ihrer Barden aufregen, und Beredtſamkeit in der Verſammlung iſt eine ſo unerlaßliche Eigenſchaft ihrer Häuptlinge und Krieger, als Tapferkeit im Felde. Alle Volksclaſſen unterhalten ſich gern, beſonders von dem was ſich auf ihren Häuptling und ſeine Familie bezieht, oder was über dem ſehr eingeſchränkten Kreis ihrer eigenen Erfahrung oder mündlicher Ueberlieferung hinaus liegt. Uebrigens ſind ſie nicht geneigt Alles gleich zu glauben, und ſie fragen oft lange hin und her, bis ſie mit der gegebenen Erklärung zufrieden ſind. Viele ſind mit der Geographie ihres Landes wohl bekannt und ungeachtet des Mangels an Wegen pflegen ſie die Inſeln in allen Richtungen zu durchreiſen. Tanz gewährt auch ihnen nächſt dem Geſange das meiſte Vergnügen (Taf. 299 *Fig.* 7 Tanz der Neuſeeländer). Der Kriegstanz iſt gräßlich und mit entſetzlichen mimiſchen Bewegungen und vielfach abwechſelnden Verrenkungen der Glieder. Auf Waffengeklirr folgt Jauchzen und Geſchrei.

Mehre ihrer wahrhaft häßlichen Fehler, als ihre Unruhe, Wildheit und Blutgier, ihre Schlauheit, Eiferſucht, Verſtellung, ihr Mistrauen und Lügen und ihre Verleumdung zeigen nicht ſowol Mangel an Verſtand als an ſittlichen Grundſätzen an; ſie ſind die Frucht von Verſtandeskräften, welche man wild und ohne ihre natürliche und gehörige Nahrung hat heranwachſen laſſen, wie man nicht ſelten bei fähigen Kindern findet, auf deren Bildung man wenig bedacht geweſen. Die engliſchen Miſſionare haben mehre Schulen in ihren Niederlaſſungen errichtet, wobei ſie freilich anfangs mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen hatten. Doch bei aller Wildheit machten die meiſten Kinder ſehr ſchnelle Fortſchritte im Leſenlernen ihrer Mutterſprache in dem ABC-Buche, welches man zu ihrem Gebrauche angefertigt hat. Hatte man ſie erſt zur Auf-

merkſamkeit gebracht, ſo kam ihre Schnelligkeit im Begreifen der der engliſchen Kinder gleich. Mit der Zeit lehrte man ſie auch ſchreiben.

Alles was bisher für die Civiliſation Neuſeelands gethan worden, iſt das Werk der letzten dreißig Jahre, und die Ehre gebührt gewiſſen frommen Geſellſchaften in England, beſonders der Church Missionary Society, welche mehre Niederlaſſungen in der Inſelbai hat, mit drei Geiſtlichen der engliſchen Kirche und fünf Schulen auf drei verſchiedenen Stationen, die von faſt 200 Kindern und einigen Erwachſenen beſucht werden. Die Häuſer ſind auf allen Anſiedelungen nach engliſcher Art gebaut. Engliſcher Land- und Gartenbau iſt ſelbſt auf den Grundſtücken verſchiedener Häuptlinge eingeführt. Die weltlichen bei der Geſellſchaft angeſtellten Perſonen leiſten nicht nur beim Unterrichte Beiſtand, ſondern treiben auch ihre verſchiedenen Handwerke im neuen Vaterlande fort.

Die Civiliſation dieſes Volkes hat im Ganzen einen vielverſprechenden Anfang genommen. Ihre Art einander zu grüßen iſt die der Bewohner vieler anderer Inſeln Oceaniens, z. B. der Carolinen; ſie berühren einander nämlich beim Begrüßen mit der Naſenſpitze (Taf. 271 *Fig. 1*). Ueber die Wohnungen u. ſ. w. mag hier noch Einiges folgen. Die Wohnungen der Neuſeeländer ſind weniger künſtlich als man erwarten ſollte. Sie ſind kleine und niedrige Hütten von 7—8 F. Länge, 5—6 F. Breite und 4—5 F. Höhe. Die der Häuptlinge ſind etwa 15—18 F. lang, 8—20 F. breit und 6 F. hoch, haben aber wie jene nur eine 2 F. breite und 3 F. hohe Thüre, welche durch ein Bret oder eine dichte Matte verſchloſſen wird. Das zwei Quadratfuß weite Fenſter neben der Thüre ſteht etwas höher und hat ein Gitter von Rohr. An der Thürſeite ſteht das Dach 3—4 F. hervor. Die Wohngebäude der Häuptlinge ſind mit Schnitzwerk verziert. Der Rauch nimmt ſeinen Ausweg durch Thüre und Fenſter. Die Hausgeräthe ſind einfach und nicht zahlreich. Die größten Gebäude ſind die öffentlichen Vorrathshäuſer. Die Hütten der Eingeborenen ſind im Lande zerſtreut; jede Horde beſitzt aber außerdem ein befeſtigtes Dorf, welches auf ſchwer zu erklimmenden Felſen und andern unzugänglichen Orten erbaut und groß genug iſt, alle Mitglieder im Kriege aufzunehmen. Dieſe Dörfer konnten ſonſt, ehe bei den Neuſeeländern die Feuergewehre üblich wurden, Monate lang vertheidigt werden. Als Kleidungsſtücke dienen beiden Geſchlechtern zwei viereckige dicht gewebte Matten, die eine dient als eine Art Rock, die andere als Mantel. Jetzt ſuchen ſie ſich auch mit europäiſcher Kleidung zu putzen. Den Körper ſalben ſie mit Fiſchthran ein, das Geſicht beſchmieren ſie ſich mit Ocker, im Kriege aber den ganzen Körper. Das Geſicht und der Körper der Häuptlinge ſind oft ſo ſehr tatowirt, daß kaum ein Theil der urſprünglichen Farbe ſichtbar bleibt. Die unzähligen Linien bilden aber oft die ſchönſten künſtlichen Figuren (Taf. 271 *Fig. 2* die Operation des Tatowirens, von Frauen ausgeführt). Auf den Bau ihrer Piroguen wenden ſie großen Fleiß. Ihre Fiſchernetze ſind außerordentlich groß.

Verſtorbenen, beſonders wenn ſie der vornehmen Claſſe angehören, wird große Ehre erwieſen. Zuerſt wird die Leiche drei Tage lang gehütet, weil man glaubt, die Seele ſcheide aus ihrer ſterblichen Hülle erſt völlig innerhalb dreier Tage. Der Körper wird in ſeine ſchönſten Gewänder gekleidet, mit Oel eingerieben, geſchmückt und geputzt wie bei Lebzeiten. Verwandte und Freunde äußern dabei ihren Schmerz durch Thränen und Klagegeſchrei und durch blutiges Zerfleiſchen des Geſichts und der Schultern. Statt daß man den Todten ausgeſtreckt läßt wie in Europa, werden die Glieder gegen den Bauch gebogen und zuſammengepackt. Der Leichnam wird dann nach einem einſamen Ort getragen (Taf. 311 *Fig. 3* Beſtattung eines neuſeeländer Fürſten), daſelbſt beerdigt und das Grab mit Paliſſaden umgeben. Pfähle, Kreuze oder geſchnitzelte und mit Ocker gefärbte Figuren bezeichnen das Grab eines Häuptlings, das des gemeinen Mannes wird nur durch einen Steinhaufen angedeutet. Ein Grab heißt Udu pa, Haus des Ruhms. Auf das Grab werden Lebensmittel gelegt; denn obwol unkörperlich, nimmt doch der Geiſt des Todten, nach ihrer Meinung, noch Speiſe zu ſich.

Die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln.

Die Geſellſchaftsinſeln, von denen die größte die Inſel O-Taiti oder Otaheiti iſt, haben, wie die Freundſchaftsinſeln, ein Klima, das, obgleich unter den ſenkrechten Strahlen der Sonne, doch durch den umflutenden Ocean gemildert und auf den hohen Bergen ſogar gemäßigt iſt. Daher gedeihen auf dieſen paradieſiſchen Inſeln ſowol die Gewächſe des heißen Erdſtriches als auch die der gemäßigten Zone in üppigſter Fülle. Die Einwohner gewannen daher mit leichter Mühe ihre geringen Lebensbedürfniſſe und lebten gar glücklich und froh, bis die Europäer ihnen einen neuen Glauben mit Gewalt aufdrangen und ihre Lebensfreuden raubten. Seit dem J. 1815 hat Pomare II. mit Unterſtützung der Miſſionare ein Geſetzbuch abgefaßt, das allmälig durch Zuſätze vermehrt wurde. Seit 1825 beſtehen ſogar eine Art Landſtände, zu welchen die verſchiedenen Diſtrikte der Inſel vom Volke erwählte Abgeordnete ſenden. Die Miſſionare haben dadurch zwar dem Volke Freiheit und Eigenthum geſichert, allein ſie haben doch auch viele Einrichtungen getroffen, welche dem Volkscharakter zu ſehr widerſtreiten, als daß ſie zu einem guten Ziele führen ſollten.

Der Flitterſtaat, den die Seefahrer ſonſt den Eingeborenen für die Erzeugniſſe ihres Landes darboten, kann ſie nicht mehr befriedigen; ſie verlangen jetzt Kleidungsſtücke und Geld, doch nimmt man letzteres nicht für voll, wenn es nicht recht blank und ſchön iſt. Sie

ſind ſehr geizig und doch werfen ſie Jedem Geiz vor, der ihnen nicht genug geben will. Der Anzug der Vornehmen beſteht aus einem bunten Gemiſch europäiſcher und einheimiſcher Tracht. Die letzere gleicht im Ganzen der der Freundſchaftsinſulaner. Die Wohngebäude ſind, mit geringer Ausnahme, noch ebenſo als zur Zeit Cook's, etwa unſern Scheunen gleichend, mit einem Strohdache, das von dicht nebeneinanderſtehenden Pfoſten und Bambusſtangen getragen wird. Der Boden iſt immer mit Heu beſtreut, das durch Schmuz und Näſſe bald eine widerliche Beſchaffenheit annimmt. Nur wenn die Ausdünſtungen des Heues zu unerträglich werden, nimmt man friſches. Zuweilen findet man in einem Winkel des Zimmers eine Commode oder Bettſtelle, im Allgemeinen machen ſie ſich aber wenig aus dem Hausgeräthe und ſchlafen z. B. lieber auf Matten, die ſie über Stroh ausbreiten. Gewöhnlich betreiben ſie nur ſolche Geſchäfte, welche zum Lebensunterhalt durchaus nothwendig ſind, oder mit denen ſie ihre Eitelkeit befriedigen können. In ihren Hütten liegen ſie meiſtens träge hingeſtreckt, auf der Maultrommel ſpielend, Strohhüte flechtend, oder ganz kleine Glasperlen zu Ohrringen oder Fingerringen aufſchnürend.

Der Tanz war eines ihrer angenehmſten Unterhaltungen, und die Tänzerinnen hatten einen eigenthümlichen fantaſtiſchen Anzug. Ein weiter Rock umgab den untern Theil des Körpers und ein Stück Zeug, unter der Bruſt um den Leib gebunden, bildete auf dem Rücken zwei große gefaltete Flügel. Jetzt iſt ihnen auch dieſer Tanz verboten. Einer der neueſten Beſucher dieſer Inſel, Benchey, hatte jedoch noch die Gelegenheit, einen ſolchen Tanz im Hauſe der Regentin zu ſehen. Er ſagt darüber:

„Sie (die Regentin) befahl, daß zu unſerer Unterhaltung ein Tanz aufgeführt werde. Dieſen Genuß hatten wir kaum erwarten dürfen, da dergleichen Vorſtellungen geſetzlich ſowol den Künſtlern als Zuſchauern bei ſchwerer Strafe verboten ſind, und aus demſelben Grunde machte es ſich nöthig, daß Alles ganz in der Stille abgemacht und der Vivo oder die Rohrpfeife gedämpft werde, damit deren Ton nicht etwa zu den Ohren eines Aava (Polizeidieners) gelange, welcher in einer Soldatenjacke und mit einem verroſteten Schwerte bewaffnet, an der Seeküſte auf- und abmarſchirte. Sogar dieſes kleine melodiſche Inſtrument, an dem die Eingeborenen, mit deren Naturell Tanz und Muſik innig verwebt ſind, ſo viel Gefallen finden, iſt jetzt ſtreng verboten. Vor Einführung des Geſetzes, welches den Tanz aufhob, hatte Keiner von uns einem ſolchen beigewohnt; allein in demjenigen, welcher uns zum Beſten gegeben wurde, kam auch nicht das geringſte vor, woran ein vorurtheilsfreier Mann hätte Anſtoß nehmen können, und ich wurde daher in der Meinung beſtärkt, daß Pomare, oder wer ſonſt die Geſetze gemacht haben mag, ſeinen Zweck wirkſamer erreicht haben würde, wenn er dieſe Beluſtigungen nicht gänzlich verboten, ſondern angemeſſen beſchränkt hätte. Einigen von uns, die Webbes, eines Begleiters von Cook, verführeriſche Schilderung des otaheitiſchen Tanzes geleſen, kam der gegenwärtige ſo ſchal vor, daß ſie lieber den einfachen, ſehr gut vorgetragenen Geſängen der um die Königin befindlichen Mädchen zuhörten, welche, als allezeit fertige Improviſatricen, den Text ihres Geſanges dem jedesmaligen Falle anpaßten" (Taf. 311 *Fig. 4* taitiſches Mädchen, Geſchenke tragend, *Fig. 5* Tanz auf Taiti).

Die Bewohner der Amboinen.

Die Bewohner der Amboinen ſind meiſt malaiiſchen Urſprungs. Die Männer gehen faſt nackt. Ein Schurz um die Lenden, ein Hut von buntgemalten Palmenblättern oder ein farbiger Turban ſind ihre ganze Kleidung. Spieß, Schild und Säbel ſind ihre gewöhnlichen Waffen; zum Putz dienen Ohrringe, Halsbänder von Korallen oder Muſcheln und Armſpangen. Zuweilen beſteht auch die Kleidung aus einer Art Hemd mit Aermeln oder ohne dieſelben. Der Griff des breiten, etwas krummen und nicht langen Säbels iſt nicht ſelten mit dem Kopfhaare eines erſchlagenen Feindes geſchmückt, und der Schild iſt viereckig, geflochten und oft mit Muſchelſchalen und Metallplatten belegt. Die Weiber, die, weil ſie ſich nicht ſo der Sonne ausſetzen, ſich täglich mehrmals baden und die Haut mit Oel einreiben, um ſie weich und zart zu machen, eine lichtere Hautfarbe haben als die Männer, tragen gewöhnlich ein vorn offenes Hemd, kurzes, nach der Stirn zu verſchnittenes Haar und auf dem Wirbel aufgebundenes Hinterhaar (Taf. 299 *Fig. 1* Fechtertanz der Bewohner der Inſel Buru oder Buro, einer der Amboinen).

Die Bewohner der Philippinen.

Dieſe Bewohner ſind außer Spaniern, Chineſen u. ſ. w. Malaien und Papuas. Die Malaienſtämme zeichnen ſich vor denen anderer Inſeln durch einen kleinen, beſonders dem weiblichen Geſchlechte eigenen Wuchs aus. Ehe die Spanier auf dieſe Inſeln kamen, herrſchte bei dieſen Stämmen ein blindes Heidenthum, mit einigen durch die Araber hierher verpflanzten mohammedaniſchen Religionsanſichten vermiſcht. Die Kleidung der Mehrzahl beſtand blos aus einem Stück Matte oder Zeug, um die Hüften geſchlagen. Doch trieben ſie ſchon einen lebhaften Tauſchhandel, der auch heute noch üblich iſt. Durch die Chineſen lernten ſie Maß und Gewicht kennen; auch fand man bei ihnen eine courante Münze, Patty genannt. Im Ganzen gelten die philippiniſchen Malaien als gutmüthig, wohlwollend und geſellig; die grauſame Behandlung aber und das böſe Beiſpiel ihrer Unterdrückung hat ſie meiſt tückiſch, träge, heuchleriſch und habſüchtig gemacht. Die ſpaniſche Regierung zwang ihnen auch mit empörender Gewaltthätigkeit den katholiſchen Glauben auf und bildete dadurch doch nur Scheinchriſten. Glücksſpiele lieben ſie bis zur

Ausſchweifung, und Hahnenkämpfe und Kämpfe mit papiernen Drachen gehören zu ihren Lieblingsbeluſtigungen. Man ſpart weder Mühe noch Koſten, Kampfhähne aufzuziehen, große papierne Drachen zu verfertigen, auszuſchmücken und ſich im Führen derſelben zu üben, um einen öffentlichen Hahnenkampf oder Drachenkrieg geben zu können. Zu beiden verſammelt ſich Jung und Alt, und es werden dabei bedeutende Wetten angeſtellt (Taf. 299 *Fig. 2* Hahnenkampf). Die Hahnenkämpfe ſind überhaupt bei den Polyneſiern ſeit den älteſten Zeiten üblich. Die Hähne kommen ohne andere Angriffs- und Vertheidigungswaffen in den Kampf, als ihre natürlichen Waffen. Man gibt keiner beſondern Farbe den Vorzug, ſondern ſieht hauptſächlich darauf, daß die Hähne derbe Flügel, gehörig mit Federn verſehene Hälſe und lange Schwänze haben. Die Wettkämpfe finden theils zwiſchen einzelnen Beſitzern von Kampfhähnen, theils auch zwiſchen ganzen Abtheilungen der Inſel ſtatt. Es gibt einen beſondern Gott für dieſe Kämpfe, Ruai faatoa (den Gott der Kampfhähne), eine der niedern Gottheiten. Zu den Vergnügungen, welche unter den Polyneſiern üblich ſind, gehören auch das Ringen, Boxen und Schwimmkämpfe. Auch Wettrennen zu Fuß, Wettfahren im Canot und militairiſche Spiele werden aufgeführt, unter denen das Spiel Vero-patia (das Werfen mit dem kurzen Wurfſpieße) hauptſächlich zu bemerken iſt. Auch das Ballſpiel kommt vor, bei dem der Ball mit kurzen Stöcken geſchlagen wird, auch das Ballonſpiel, wobei hauptſächlich die Füße eine Rolle zu ſpielen haben. Auch noch ein anderes Ballſpiel iſt, jedoch nur bei den Frauen, üblich. Man wählt dazu einen Platz am Geſtade; der Ball wird in die Höhe geſchleudert und beide Parteien ſuchen nun ſich deſſelben zu bemächtigen. Sehr oft wird der Ball bis ins Meer getrieben, und man ſieht dann einige zwanzig Frauen ſich in die Wellen ſtürzen und den Kampf ſchwimmend fortſetzen. Zahlreich und mannichfaltig ſind die Tänze der Polyneſier. Bald nehmen beide Geſchlechter daran Theil, bald nur eins von beiden. Flöte, Trommel und zuweilen Geſang bilden die Begleitung. Die meiſten dieſer Tänze ſtellen eine Art Pantomime dar, wobei Arme und Füße in Bewegung geſetzt werden. Der ſchönſte unter dieſen Tänzen heißt hura, und ihn tanzen gewöhnlich die Töchter der Häuptlinge, fünf bis ſechs an der Zahl. Man ladet dazu immer die angeſehenſten Familien der Nachbarſchaft ein, und empfiehlt die Tänzerinnen der Aufmerkſamkeit der jungen Häuptlinge, in der Hoffnung, dieſe werden, von ihren Reizen entzückt, ſie zu Gemahlinnen erbitten. Die Pauſen zwiſchen den Tänzen werden von Spaßmachern ausgefüllt, welche durch ihre Grimaſſen und Cabriolen die Zuſchauer zum Lachen bringen müſſen. Außerdem gibt es noch verſchiedene höchſt anſtößige Tänze, die, wie der hura, unter dem Schutze der Götter ſtanden.

Man nennt jetzt die ureingeborenen Neger der Philippinen Aëtas, und die Papuas, welche von der Inſel Kodemantan herübergekommen, werden Igolotten oder Negritos genannt. Auf mehren großen Inſeln, wie Buglas und Panay, weiß man ſie ſehr wohl zu unterſcheiden. Die Erſtern ſind rußfarbig, das Haar etwas kraus, die Andern ſind ſchwärzer, haben angenehmere Formen nnd Rollhaare. Die Philippiner wurden dieſer Schwarzen nur mit großer Mühe Meiſter und vertrieben ſie aus dem Flachlande. Diejenigen, welche die Spanier auf Luçon vorfanden, hatten einen Anfang von Bildung. Sie lebten unter einer Regierung, die zuſammengeſetzt war aus Häuptlingen, denen Greiſe zur Seite ſtanden, welche über die Geſetze wachen ſollten. Wie ehedem gehen auch jetzt noch die Aëtas nackt, bis auf ein Stück Zeug, das ſie um die Hüften ſchlagen. Ihre Geſchäfte ſind Jagd, Fiſchfang und das Aufſuchen wilder Früchte. Bogen und Pfeile ſind die einzigen Waffen, die ſie beſitzen und die ſie mit Gewandtheit handhaben. Unter ihren Kindern trifft man übrigens einzelne, die trotz ihrer ſchwarzen Aeltern faſt ganz weiß ſind; ſie ſind in Manila unter dem Namen Sonnenſöhne bekannt. Die Regierung in Manila unterhält noch einige Miſſionen zur Bekehrung der Aëtas; allein da die Geiſtlichen wiſſen, daß jene bei erſter Gelegenheit ihrem prieſterlichen Anſehen ſich entziehen, ſo taufen ſie nur Kinder, welche die Spanier oder Meſtizen in einem Alter taufen, in welchem ihnen die Lebensweiſe ihrer Väter noch nicht zur andern Natur geworden iſt. Dieſen Bergbewohnern iſt es bei den Früchten eines ergiebigen Bodens ſo wohl, daß ſie ſich großer Trägheit hingeben. Sie wollten früher den Spaniern das Holzhauen in ihren Bergen wehren und ließen ſich einen Tribut in Taback entrichten. Jetzt weniger zahlreich und furchtſamer geworden, laſſen ſie ihre Feinde ſich ausbreiten, wo ſie wollen, und nicht lange, ſo werden ſie in ihrem Geburtslande ganz verſchwunden ſein, wenn ſie ſich nicht der Geſittigung in die Arme werfen, die ſie von allen Seiten einengt.

Die Bewohner der Marianen.

Die Miſſionare ſchildern die Eingeborenen der Marianen als einen ſchönen, kräftigen Menſchenſchlag, deſſen Grundzug Kindlichkeit, Liebe und Milde iſt. Auch hier führten die Spanier ſogleich nach ihrer Beſitznahme der Marianen ihre vaterländiſchen Geſetze und das Chriſtenthum ein; allein nach Dem, was ſich aus den Berichten der Reiſenden ſchließen läßt, ſcheinen die Marianer ein beiweitem civiliſirteres Volk geweſen zu ſein, als die Spanier ſelbſt. Sie ſind auch körperlich gewandt und ſchwimmen und tauchen vortrefflich. Die Männer ſind dunkelbraun, lang gewachſen, muskulös, mit ſtarken Gliedmaßen, ausdrucksvollem Geſicht, jedoch mit einem Zug von Wildheit. Sie gingen ſonſt nackt, ohne Tatowirung oder Färbung; die Weiber nur trugen einen kurzen Schurz um die Hüften, einen Schmuck aus kleinen Muſcheln um Hals und Arme, und auf

der Stirn war eine Zierath aus Schildpatt und der Gürtel mit ähnlichem Schmuck behangen. Ihre Wohnungen waren aus Palmenſtämmen gebaut, mit Palmenblättern bedeckt und innen mit Matten von Baſt belegt. Ihre Nahrung beſtand aus Cocosnüſſen, Brotfrucht, Yams und Reis, Vogel- und Fiſchfleiſch; auch bereiteten ſie ein geiſtiges Getränk (Taf. 299 *Fig. 3* Branntweinzubereitung auf den Marianen). Sie lebten aber mäßig. Die Frauen genoſſen übrigens ein Anſehen, wie man es ſonſt nur bei den civiliſirteſten Völkern findet. Sie ſollen auch wirklich in Folge dieſer Behandlung außerordentlich ſchön und zart gebaut geweſen ſein. Frohſinn, Gutmüthigkeit und eine freundliche, angenehme Phyſiognomie zeichnete ſie aus. Sie gaben die Lieder ihrer Dichter in ſüßen Geſängen und ausdrucksvollen pantomimiſchen Tänzen wieder, womit ſie Alles zur Freude ſtimmten. Das Hausregiment war ausſchließlich in ihren Händen. Ohne ein Geſetz gegen die Vielweiberei begnügte ſich Jedermann mit einer Frau, welche die begangene Untreue des Mannes nicht ſelten rächte. Eine Frau, die von ihrem Gatten vernachläſſigt oder mishandelt wurde, hatte das Recht, zu ihrer Familie heimzukehren und den ganzen Hausrath mitzunehmen; ſelbſt im Falle einer Untreue durfte der Mann ſich zwar an dem Verführer rächen, ihn ſogar tödten, die Frau aber mußte mit Schonung behandelt werden. Verſtieß der Mann ſein Weib, ſo blieb dieſes im Beſitz des Vermögens und der Kinder. Unter den eingeborenen Marianern herrſchte das malaiiſche Feudalſyſtem. Die Chamorris oder der hohe Adel, der Mittelſtand und das gemeine Volk machten die drei Claſſen der Bevölkerung aus, welche ſich nicht durch Heirathen vermiſchten, ja es aß nicht einmal eine höhere Kaſte mit der niedern. Ihre Religion war ſehr einfach, aber doch ſo weit ausgebildet, daß ſie der Prieſter bedurfte. Ein höchſtes Weſen, über Alles erhaben und Schöpfer des Alls, aber auch viele Mittelweſen, welche zwiſchen jenem und den Menſchen — als Geiſtergewalt — ſtanden, wurden anerkannt und verehrt. Wahrſcheinlich war auch der Sabäismus einheimiſch, und das Leben in der Natur war von ihnen überall individualiſirt, und daher waren nach ihrer Meinung Sterne, Berge und Thäler, Flüſſe und Bäume mit Geiſtern belebt. Auch die Grundidee eines guten und böſen Weſens hat man bei ihnen gefunden. Die Prieſter waren zugleich die Weiſen, Aerzte und Sänger des Volkes. Ihre Begräbniſſe waren ſehr feierlich, Leichenfeſte dabei üblich, kunſtreich geſchmückte Gräber Sitte, ſowie das Begraben der Leichen in die Erde. Die weit verbreitete Sitte, durch Klageweiber die Todten bejammern zu laſſen, fand man auch hier. Pater Gobien hat uns einige ſolcher Klagelieder aufbewahrt. Eins derſelben lautete: „Mein Leben iſt ohne Werth, meine Zukunft ein langſamer Tod; Trauer umhüllt meine Augen, Ueberdruß umwölkt mein Daſein. Mein Stern iſt erloſchen, das Licht meines Mondes, die Sonne meiner Freude auf ewig verfinſtert. Nacht iſt es um mich; der Abgrund des Elends, das Meer der Verzweiflung umwogt mich.“ Wie ein Refrain erwidert ein anderes Klageweib: „Auch ich habe Alles verloren, der Troſt meiner Tage iſt nicht mehr. Stocke, mein Herz, denn du ſchlägſt nicht mehr in ſeiner Gegenwart! Siehe das Bild unſers Helden, die Ehre unſers Hauſes iſt erſtarrt! Sein Arm beſchützt nicht mehr unſer Volk. Da er nicht mehr iſt, was ſollen wir hier thun? Was gilt uns das Leben ohne ihn?“ Dieſe Klaggeſänge wurden in einem ſingenden Tone mit ſtarker Modulation und gedehnten Accorden vorgebracht und mit lang ausgedehnten Heultönen geſchloſſen. Einen wahrhaft wehmüthigen Eindruck machen die Klagetöne des ſeinen Untergang vorausſehenden Volkes am Ende des 17. Jahrhunderts: „Uns glücklich zu machen, verſprachen dieſe Fremdlinge; ach, ſie haben uns die Freiheit geraubt! Sie haben uns in Kleider eingeengt, die den Gebrauch unſerer Arme lähmen; Krankheiten haben ſie uns gebracht und abſcheuliches Ungeziefer und ſchädliche Thiere! Unbekannte Plagen haben ſie über uns ausgegoſſen; o, über die hungerigen Gäſte! Wir führten ein unſchuldiges Leben, voll Arbeit und Frieden; geſund waren wir und froh. Da brachten ſie neue Bedürfniſſe und neue Beſchwerden; nicht mehr frei und fröhlich genießen wir das Leben; unſer Verluſt iſt unerſetzlich!“ Doch ihre Klage war zu ſpät, zu ſpät der Krieg gegen die Unterdrücker; ſie unterlagen den europäiſchen Waffen, und 1817 fand Kotzebue nur noch ein einziges Paar des alten Urſtammes vor. Jetzt bewohnen die Marianen Spanier und Meſtizen, Mulatten, Philippiner, Sandwichinſulaner, Caroliner u. ſ. w. Alle Einwohner bekennen ſich zur chriſtlichen Religion und tragen ein Kreuz am Halſe, wie auch in jedem Orte ein ſteinernes Kreuz aufgerichtet iſt.

Die Bewohner der Freundſchaftsinſeln.

Dieſe ſind im Allgemeinen groß und von ſchönem, regelmäßigem Wuchſe, kräftig und fleiſchig, ohne ſo dick wie die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln zu ſein. Nur einige Häuptlinge ſind etwas wohlbeleibt. Ihre Geſichtsbildung iſt wie bei den Europäern verſchieden, und wenn man einigen Abbildungen trauen kann, iſt ſie ſogar ſchön zu nennen. Viele haben glatte Haare, nicht ſehr dicke Lippen, und Mehre eine gebogene Naſe. Die Augen ſind etwas ſchmal und ſchiefliegend. Die Hautfarbe, vorzüglich der Vornehmen, iſt nicht ſehr dunkel, etwa wie bei den Bewohnern des ſüdlichſten Europas. Die vornehmen Frauen haben oft einen ſchönen Wuchs und eine faſt ganz weiße Farbe. Im Allgemeinen haben die Tongaer (Bewohner von Tonga-Tabu) eine gute Geſundheit, doch bekommen ſie zuweilen eine Art Ausſatz. Im Verkehr mit Europäern zeigen ſie ſich anfangs gar liebenswürdig und freundlich, nach einigem Umgang bemerkt man jedoch gerade entgegen-

geſetzte Eigenſchaften. Sie ſind habſüchtig, verwegen und Meiſter in der Verſtellungskunſt, zeigen ſich dagegen aber auch wieder gaſtlich, gefällig und großmüthig, ſehr tapfer und ſtark von Charakter, ohne dabei prahleriſch zu ſein. An geiſtigen Fähigkeiten ſcheinen ſie den Neuſeeländern gleich zu ſtehen. In ihren Häuſern ſind ſie ſehr ſanft und liebreich und ihren Oberhäuptern, Fremden und Angehörigen ſehr ergeben.

Die Wohnungen ſind reinlich und ſehr feſt gebaut, meiſt eirund, 30 Fuß lang, 30 Fuß breit und 12—15 Fuß hoch, wenn ſie Vornehmern gehören. Die Hütten der niedern Claſſen ſind viel kleiner. Sie beſtehen aus einem Gerüſte von Pfählen und Balken, welche ſehr künſtlich zuſammengefügt und mit Nägeln von Cocos zuſammengenagelt ſind. Auf beiden Seiten reicht das Dach bis auf 4 Fuß auf die Erde hinab, an beiden Enden berührt es aber den Boden. Bei den Vornehmern iſt es mit Zuckerrohrblättern, bei den Aermern mit Matten von Cocos bedeckt. Die Geräthſchaften ſind einfach und nicht ſehr mannichfaltig. Die Häuſer ſind gewöhnlich zu kleinen Dörfern vereinigt, von denen mehre befeſtigt ſind. Ihre Mahlzeiten beſtehen aus Bananen, Brotfrucht, Cocosnüſſen, Fiſchen, Muſcheln u. ſ. w. Auf die Tafeln der Vornehmern kommt Schweinefleiſch, Geflügel und Schildkröten. Das gemeine Volk verzehrt auch Ratten. Die Kleidung der Männer beſteht, wie die der Frauen, aus einem Stück Zeug oder einer Matte um die Hüften gehüllt und mit einem Gürtel befeſtigt. Die Aermern haben oft nur einen Schurz. Zur Kopfbedeckung tragen ſie eine Mütze, oder eine Art Turban oder eine Federkrone u. ſ. w. Die Haare laſſen Einige lang wachſen und herabhängen, Andere ſchneiden ſie ganz oder zum Theil kurz. Sie ſchmieren dieſelben mit Pomade und allerlei fetten Dingen ein und geben ihnen mit ungelöſchtem Kalk oder durch andere Dinge eine rothe, weiße oder blonde Farbe. Sie baden ſich oft, und da die Vornehmen ſich häufig ganz mit wohlriechendem Cocosöl einreiben, erhält ihre Haut dadurch eine außerordentliche Weichheit und große Schönheit. Bei Feſten reiben ſie ihre Haare ſo übermäßig mit Oel ein, daß es fortwährend von ihnen herabtrieft und Denen, die nicht daran gewöhnt ſind, durch den ſtarken Geruch ſehr läſtig wird. Gern ſchmücken ſie ſich mit Halsſchnuren von rothen Pandanusfrüchten, oder mit wohlriechenden Blumen, auch mit kleinen Muſcheln oder Perlmutterſtückchen, Vogelknochen u. ſ. w. Auch Armbänder tragen ſie, und Glasperlen lieben ſie leidenſchaftlich. Sie beſchäftigen ſich mit Ackerbau, dem Bauen ihrer Häuſer und Piroguen, Verfertigen der Kleidungsſtücke, Hals- und Armbänder, im Tatowiren u. ſ. w. Sang und Tanz, ſowie mancherlei Spiele dienen ihnen zur Unterhaltung. Ihre Muſikinſtrumente beſtehen in einer Art Flöte und einer Art Trommel (Taf. 295 *Fig. 1* Häuptling der Tongaer, *Fig. 2* Weiberkampf, und *Fig. 3—5* Mädchenſpiele bei denſelben). Die Tongaer verehren eine Menge Götter, die den gemeinſchaftlichen Namen Hatua haben. Zauberei und Zeichendeuterei gilt bei ihnen viel.

Die Bewohner der Schifferinſeln.

Die Bewohner der Schifferinſeln ſchildert man verſchieden, doch ſind ſie ſämmtlich Menſchenfreſſer, und der Bogen von der Südſpitze von Neuſeeland über die Viti- (Fidſchi-), Schiffer- und Tongainſeln mag wol derjenige Strich ſein, wo das Verſpeiſen des Menſchenfleiſches am allgemeinſten iſt. Dennoch ſtehen die Bewohner dieſes Theils keineswegs auf der niedrigſten Stufe der Cultur. Sie gehören zu den ſchönſten Oſtoceaniern, ſind oft bis 6 Fuß 6 Zoll hoch und herculiſch gebaut. Die Weiber ſind etwas kleiner. In manchen Künſten haben ſie es weit gebracht und vor Allem ſind ſie vortreffliche Seeleute, die das Waſſer faſt nicht verlaſſen (Taf. 357 *Fig. 1* Tanz der Samoaninſulaner auf den Schifferinſeln).

Die Auſtralier oder Neuholländer.

Die Bewohner Neuhollands ſind ein kleines und häßliches Volk, das ſich vorzüglich, wie wir ſchon oben bemerkten, durch ſehr lange, magere Arme und Beine, mit denen die großen Hände und Füße contraſtiren, eben nicht vortheilhaft auszeichnet. Das Knie iſt dick und die Waden ſind dünn, vorzüglich iſt dies aber bei Denen der Fall, welche in den Wäldern leben und nur wenig Nahrung haben, welche ſie von den Bäumen, die ſie ſehr geſchickt zu erklettern verſtehen, herabholen müſſen. Das Aeußere der Männer iſt hart und zurückſtoßend; die Naſe unten ſehr breit, der Mund groß, der Bart ziegenartig, das Haar ſtruppig. Die ſchwarzen Augen ſind tiefliegend, die Augenbrauen dick, die Lippen dick und aufgeworfen, die Zähne jedoch gut gereiht, weiß und geſund, die Kinnbacken oft ſehr weit vortretend. Das Geſicht iſt im Ganzen geiſtlos. Viele haben einen leidenden, dabei aber tückiſchen Blick. Die Hautfarbe iſt bei den verſchiedenen Stämmen ſehr abweichend, bald tiefſchwarz, bald ſchwarzbraun, bald ſogar gelbbraun, je nachdem ſie dem Aequator näher oder ferner wohnen. Beide Geſchlechter reiben ihre Haut mit Fiſchthran ein, wodurch ſie gar übelriechend, aber doch gegen die Stiche der Mosquitos geſchützt wird. Vom Putze haben ſie ſeltſame Begriffe. Einige ſchmücken die Haare mittels Gummis mit Gräten, Vögelknochen, Känguru- und Haifiſchzähnen, Federn, kleinen Stücken Holz und Hundsſchwänzchen, oder ſie bedecken ihr Haupt mit Moos. Im Süden von Botanybai werden die Haare ſo geflochten, daß ſie die Geſtalt kleiner Stricke erhalten. Rüſten ſie ſich zum Kampfe, ſo beſchmieren ſie ſich mit rothem Harze, gehen ſie aber zum Tanze, bemalen ſie ſich mit Muſchelkalk. Um die Augen malen ſie einen weiten Kreis, wellenförmige Striche aber um Arme, Schenkel und Füße. Narben gelten bei beiden Geſchlechtern als die größte Zierde, und deshalb reißen ſie ſich das

Fleiſch der Wunden auf, halten ſie ſo lange offen, bis ſie anſchwellen, und laſſen ſie erſt dann zuwachſen. Schon bei Kindern bringt man dieſe ſonderbare Zierde an. Bei den Frauen fehlen die beiden Gelenke am kleinen Finger der linken Hand. Das obere Gelenk des kleinen Fingers wird nämlich bei den kleinen Kindern weiblichen Geſchlechts mit einem ſtarken Haar unterbunden, dadurch wird der Blutumlauf gehemmt und die beiden vordern Gelenke faulen ab. Man glaubt allgemein, daß die Neuholländer dieſe Operation vornehmen, weil dieſe Gelenke der Finger die Frauen am Halten der Angelruthe hindern würden. Den Männern, wenigſtens denen, welche in der Nähe der bekannten Küſten wohnen, ſchlägt man einen Vorderzahn aus, der an den oberherrſchenden Volksſtamm als ein Zeichen der Untergebenheit abgeliefert wird (Taf. 295 *Fig. 10*). Man nennt dies die Ceremonie des Gna-lung; dadurch tritt der Jüngling in die Mannesrechte und iſt nun verpflichtet, ſich fortwährend im Gebrauche der Waffen und in Erduldung von Schmerzen zu üben.

Die Waffen der Neuholländer beſtehen in Lanzen, Wurfſtöcken, Schilden, Aexten und Keulen. Der Wurfſtock iſt etwa 3 Fuß lang und wird zum Werfen der Lanzen, worin ſie ſehr geſchickt ſind, gebraucht. Die Schilder ſind von Baumrinde oder von feſtem, am Feuer gehärtetem Holze. Mit ihren ſteinernen Aexten fügen ſie den meiſten Schaden zu. Das Schnitzwerk an den Waffen iſt bei jeder einzelnen Abtheilung eines Volkſtammes nicht daſſelbe, und ſie erkennen ſich daran. Ebenſo ſind auch die Angelruthen, die Netze und die Tänze bei den einzelnen Horden verſchieden. Da es ihnen ſchwer wird, Feuer anzumachen, tragen ſie faſt immer welches bei ſich. Haben ſie aber keins bei ſich und brauchen ſie doch welches, ſo ſtellen ſich Mehre von ihnen in einen Kreis, reiben in einem Loche, das in ein Bret gemacht iſt, ein Stück Holz ſchnell, und löſen einander ab, da dieſe Arbeit ſehr ſchwer iſt.

Die Wohnungen ſind ſehr einfach. Die Bewohner der Wälder ſtellen Stücke von Baumrinde zuſammen und bedecken den Fußboden mit Seegras. Das Hausgeräthe beſteht aus einigen Körben von Baumrinde oder aus ausgehöhlten Baumſtücken. Die Bewohner der Meeresküſten haben größere Hütten als die der Wälder. Viele leben auch in Felshöhlen oder Grotten. Da ſie ſehr feſt ſchlafen, ſuchen ſie von den europäiſchen Anſiedlern Hunde zu bekommen, um dieſe als Wächter zu gebrauchen. Einige Eingeborene, welche mit den Engländern umgehen, hüllen ſich in Lumpen oder bedecken ſich mit einem Stücke Tuch, um nicht ganz nackend zu ſein; die Uebrigen gehen nackt, nur Mädchen tragen bis zu ihrer Mannbarkeit einen Schurz.

Die Neuholländer ſcheinen keinem Gegenſtande, nicht einmal dem Feuer eine göttliche Verehrung zu erweiſen, eine Fortdauer nach dem Tode jedoch zu ahnen. Die Bewohner an der Küſte, die man am beſten kennt, leben von Fiſchen. Ihre zerbrechlichen Kähne ſind von Baumrinde. Die Waldbewohner bereiten eine Art Teig aus Wurzeln und zerſtoßenen Ameiſen, wozu dann noch zuweilen Ameiſeneier kommen. Würmer, Raupen und was ihnen ſonſt in den Weg kommt, genießen ſie ebenfalls, da ſie ſich vor nichts ekeln.

Ihr Charakter bietet die grellſten Gegenſätze dar: Grauſamkeit und Edelmuth, Freigebigkeit und Eigennutz, Verſöhnlichkeit und Rachſucht, Muth und Trägheit, Aufrichtigkeit und Verſchlagenheit, Zutrauen und Eiferſucht. Die Blutrache üben ſie auf das ſtrengſte, und ihre Weiber behandeln ſie barbariſch. Schmerz ertragen ſie mit großer Geduld und Ausdauer. Das Alter wird hochgeehrt, und die größte Ehrfurcht erweiſen ſie alten Leuten, welche blind ſind. Niemand darf ſich vor ſolche ſtellen, und ſelbſt beim Fahren im Kahne muß der Ruderer hinter dem Alten ſitzen. Gegen Bewaffnete ſind ſie demüthig, Unbewaffnete aber laufen Gefahr, von ihnen angegriffen zu werden. Im Nachahmen ſind ſie ſehr geſchickt. Wenn die Kinder vier bis ſechs Wochen alt ſind, gibt man ihnen ohne alle Ceremonie einen Namen, welchen man von einem Gegenſtande entlehnt, den man täglich vor Augen hat. Von klein auf lehrt man ſie Lanzen zu werfen und den Würfen auszuweichen. Im zwölften oder funfzehnten Jahre ſticht man ihnen die Scheidewand in der Naſe durch, damit ſie einen Knochen oder ein Stück Schilf darin zur Zierde tragen können. Gewöhnlich wählt der Mann ſeine Lebensgefährtin aus einem andern und zwar feindlichen Stamme, und raubt ſie in Abweſenheit ihres Beſchützers mit Gewalt. Dafür braucht ihre Horde, ſobald ſich Gelegenheit bietet, das Gegenrecht. Die ſo Gewonnene fügt ſich, trotz aller grauſamen Behandlung, bald in ihr Schickſal (Taf. 295 *Fig. 7*). Der eigenthümliche Tanz der Neuholländer iſt *Fig. 6* u. *9* abgebildet.

Die Aelteſten der Familie ſind die Oberhäupter und werden Biannai, d. h. Vater, genannt. Stirbt der Neuholländer, ſo wird ihm die Haut abgezogen, der Leichnam verbrannt, die Haut aber getrocknet, eingepackt und aufbewahrt (*Fig. 8*).

BAYER. STAATSBIBL. MÜNCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heck, Johann Georg

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste ; in zehn Abtheilungen

Bd.: 4,[2]

Leipzig 1849

Res/BHS XI 81-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10914868-3